H. P. ~~27751. a~~

Mauvillon

Biogr. 1104.

Lodron.

Geschichte Ferdinands

Herzogs von Braunschweig-Lüneburg,

Oberster Befehlshaber der Armee Sr. Maj. des Königs von Großbritannien in Deutschland während des siebenjährigen Krieges, Königlich Preußischer Generalfeldmarschall, des blauen Hosenbandes, rothen und schwarzen Adlerordens, wie auch des Ordens de l'Union parfaite Ritter, des hohen Johanniterordens Commenthur in Gorgast, des hohen Domstifts zu St. Maurizius in Magdeburg Dechant, Probst der Collegiatstifter St. Sebastian, St. Nikolas, und St. Peter und Paul daselbst, ꝛc. ꝛc.

von

J. Mauvillon,

Obristlieutenant beym Herzoglich Braunschweigischen Ingenieur-Corps.

Erster Theil.

Leipzig,

im Verlage der Dykischen Buchhandlung.

1794.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Vorrede.

Nil non veri dicere, nil veri non dicere audeat

ist das Gesetz, das jeder Geschichtschreiber vor Augen haben soll, und dem ich in gegenwärtigem Werke immer gesucht habe nachzuleben. Ich habe gesucht ihm nachzuleben, sage ich; denn die reine Wahrheit in historischen Sachen aufzufinden, ist sehr oft unmöglich; wenigstens ist es unmöglich gewiß zu seyn, daß man sie aufgefunden hat. Indeß habe ich keine Mühe dazu gespart, und viele höchst verehrungswürdige, rechtschaffne, einsichtsvolle, alle nützliche litterarische Unternehmungen gern unterstützende Männer haben mir darin den edelmüthigsten Beystand gereicht. Ich zolle ihnen hier sämmtlich meinen wärmsten und gehorsamsten Dank. Wie gern würde ich sie alle nennen, wenn mich nicht die Bescheidenheit vieler unter ihnen, die

ein Vergnügen darin finden, das Nützliche im Stillen zu befördern, daran hinderte! Wenn doch dagegen meine Arbeit, und die Art, wie ich ihre gütigen Beyträge genützt habe, ihren Beyfall erhalten möchte! Das ist mein eifrigster Wunsch.

Ueber diese Arbeit viel zu reden, halte ich für unnöthig. Sie liegt dem Publikum vor Augen; es mag darüber ein Urtheil fällen. Zwar könnte ich anführen, daß es der erste Versuch dieser Art aus meiner Feder ist; daß es eine sehr schwere Arbeit war; daß mir die wahren und großen Quellen, das Kriegsarchiv der damaligen Zeit, fehlte: und ich könnte deshalb um Nachsicht bey der Beurtheilung derselben bitten. Allein billige Leser werden dieses von selbst bedenken, und unbillige werden darauf keine Rücksicht nehmen. Es ist also das beste, ein Verfasser schweigt, und läßt sein Werk selbst sprechen.

Inhaltsverzeichniß.

Erster Theil.

Erstes Kapitel.

Herzogs Ferdinand Abstammung, Geburt, Erziehung, und Begebenheiten, bis zu seinem Eintritt in preussische Dienste Seite 1

1) Ursprung des jetzigen Braunschweig-Wolfenbüttelschen Hauses . . 3

2) Von Ferdinand Albrechten, dem Vater Ferdinands, dessen Gemahlinn und Kindern . . 7

3) Ferdinands Geburt und erste Erziehung 16

4) Ferdinand wird auf Reisen geschickt Seite 24

5) Reise nach Holland = 25

6) Nach Brabant = 26

7) Nach Paris = = 27

8) Nach den innern Provinzen von Frankreich 29

9) Nach Italien = 30

10) Ferdinands Aufenthalt in Wien 31

11) Ferdinands Reisetagebücher 31

12) Anmerkung über das Reisen eines Prinzen in militärscher Rücksicht = 33

13) Vorschläge in kaiserliche Dienste zu treten, die aber keine Folge haben = 34

14) Muthmaßungen über die Gründe die Ferdinand zur Wahl des preussischen Dienstes bewogen haben mögen = 34

15) Bedingungen, unter welchen sein Eintritt darin erfolgt = = 38

Zweytes Kapitel.

Ferdinands wirklicher Eintritt in preussische Dienste. Seine ersten Feldzüge in dem sogenannten ersten schlesischen Kriege. Merkwürdige Ereignisse in seinem Leben bis zu der Erneurung des Krieges im Jahre 1744.
Seite 39

1) Ferdinands Reise nach Potsdam, und erste Beschäftigungen in preussischen Diensten. Er erhält Befehl den König ins Feld zu begleiten = 40

2) Entwickelung des Ursprungs der langen Fehde des Hauses Oesterreich und des Königs von Preussen = 41

3) Erster Einfall in Schlesien und Eroberung dieser Provinz = 49

4) Ferdinand reiset mit dem König zur Armee nach Schlesien. Feldzug von 1741. 51

5) Schlacht bey Mollwitz = Seite 56

6) Verfolg des Feldzugs. Einnahme von Brieg und Breslau = 63

7) Eroberung von Neiß = 66

8) Ferdinand erhält Befehl den König in dem folgenden Feldzuge zu begleiten 68

9) Feldzug vom Jahre 1742. Zug nach Mähren; läuft fruchtlos ab = 69

10) Feldzug in Böhmen = 71

11) Schlacht bey Chotusitz oder Czaslau 72

12) Die Folge dieser Schlacht ist der Friede, und die Abtretung Schlesiens an Preussen 78

13) Ferdinand erhält den schwarzen Adlerorden = = 79

14) Reiset mit dem König nach Schlesien. Sein Regiment macht die erste Revûe mit, und er wird gleich darauf zum Generalmajor ernennt = 81

Drittes Kapitel.

Zweyter schlesischer Krieg. Begebenheiten Ferdinands nach demselben, bis zum Einmarsch in Sachsen im Jahre 1756. Seite 84

1) Veranlassung zum neuen Ausbruche des Krieges = = 84

2) Eröffnung des Feldzuges im Jahre 1744. Ferdinand und sein Regiment rücken, in der Colonne des Prinzen von Dessau, durch die Lausitz in Böhmen ein = 85

3) Einnahme von Prag = 87

4) Weitere Unternehmungen = 88

5) Rückmarsch der Preussen = 91

6) Marsch der Preussen nach Schlesien. Ferdinand ist bey der Arriergarde 95

7) Ferdinands Rückreise mit dem König nach Berlin = = 96

8) Herzog Ferdinand wird Commandeur der königlichen Garde. Sein Bruder Albrecht bekömmt dagegen sein Regiment Seite 97

9) Eröffnung des neuen Feldzugs 100

10) List des Königs, um die Oesterreicher nach Schlesien herein, und zwar so zu locken, wie er sie haben wollte, um sie zu schlagen 103

11) Einmarsch der Oesterreicher in Schlesien 104

12) Schlacht bey Strigau = 106

13) Einmarsch der Preussen in Böhmen 116

14) Ferdinands unvermuthete Zusammenkunft mit seinem Bruder Ludwig = 118

15) Ferdinand läuft große Gefahr bey einer Recognoscirung = 119

16) Uebergang der Preussen über die Elbe 120

17) Rückzug über die Elbe, und Marsch ins Lager bey Staudenz = 123

18) Schlacht bey Soor Seite 124

19) Ferdinand greift mit seiner Brigade eine Batterie an, und bekömmt eine Contusion 129

20) Sein Bruder Ludwig wird schwer verwundet und Albrecht todtgeschossen 131

21) Ferdinand erhält, seines Wohlverhaltens in der Schlacht wegen, Lob und Belohnungen von Friedrich dem Großen 134

22) Der König marschirt zurück nach Schlesien, in die Winterquartiere 135

23) Zug gegen die Oesterreicher und Sachsen in der Lausitz 136

24) Schlacht bey Kesselsdorf und Friede 138

25) Ferdinands gewöhnliche Lebensart während des Friedens von 1745 bis 1756. 140

26) Probe des Geistes der in den damaligen Hofbelustigungen zu Berlin herrschte, an denen Ferdinand Theil nahm 141

27) Großes Caroußel im Jahre 1750, wo Ferdinand einen Preiß davon trägt S. 142

28) Merkwürdige Fremde, die Ferdinand am Hofe Friedrichs kennen lernt 143

29) Klugheit Ferdinands, wodurch er immer die Liebe und Achtung Friedrichs zu erhalten wußte = = 144

30) Ferdinands jüngster Bruder, Franz, erhält sein altes Regiment = 145

31) Ferdinands Reise nach Kopenhagen im Jahre 1753 = 146

32) Ferdinands militärsche Beförderungen in der Zeit = = 147

Viertes Kapitel.

Von der Entstehung des siebenjährigen Krieges an, bis zu dem Zeitpunkte, wo Ferdinand das Commando der allürten Armee übernahm 148

1) Ursprung und Veranlassung des siebenjährigen Krieges = Seite 149

2) Einmarsch des Königs in Sachsen 1756. 180

3) Schlacht bey Lowositz = 188

4) Uebergabe der Sachsen an die Preussen zu Kriegsgefangnen = 196

5) Winterquartiere der Preussen 199

6) Friedrichs Operationsplan 1757. 199

7) Der König marschirt in Böhmen ein 201

8) Vereinigt sich mit Schwerinen 205

9) Schlacht bey Prag = 206

10) Blokade und Eroberung von Prag 216

11) Schlacht bey Kollin = 218

12) Rückzug des Königs nach Sachsen 221

13) Thaten der Franzosen in Deutschland, bis zu der Zeit da Friedrich seine Waffen gegen sie richten mußte = 222

14) Schlacht bey Hastenbeck Seite 229

15) Cumberlands Rückzug bis nach Stade 233

16) Bewegungen der Soubisischen Armee 234

17) Herzog Ferdinands Zug gegen Richelieu'n 238

18) Der König treibt die Franzosen zurück, muß aber, um die Oesterreicher aus Berlin zu jagen, wieder nach Sachsen hin 239

19) Bewegungen der nun vereinigten Reichs- und Soubisischen Armee - 240

20) Schlacht bey Roßbach - 242

21) Bruch der Convention von Kloster-Zeven und Ernennung Ferdinands zum obersten Anführer der alliirten Armee - 252

22) Reise des Herzogs zur alliirten Armee 258

Fünftes Kapitel.

Erneuerter Feldzug der alliirten Armee, unter ihrem neuen Befehlshaber, dem Herzog Ferdinand, vom Ende des Jahres 1757 bis zu den Winterquartieren im Jahre 1758. Seite 260

1) Erste Schritte des Herzogs = 260

2) Irrungen mit den Braunschweigern 261

3) Musterung, und Anrede an die Armee 263

4) Zustand der Franzosen = 264

5) Erste Unternehmungen Ferdinands 266

6) Betrachtungen darüber = 269

7) Richelieu's abermaliger Zug ins Halberstädtische = = 274

8) Ferdinands Winterfeldzug in den ersten Monaten des Jahres 1758; worin er die Franzosen bis jenseits des Rheins treibt 276

9) Entwurf des Herzogs zum neuen Feldzuge in diesem Jahre = Seite 285

10) Neuer Feldzug vom Jahre 1758. 291

11) Uebergang über den Rhein 292

12) Schlacht bey Creveld = 297

13) Folgen der Schlacht = 309

14) Bewegungen der Franzosen vorwärts unter Contadens Anführung = 309

15) Soubisens Diversion in Hessen 311

16) Gefecht bey Meer = 315

17) Rückgang über den Rhein . 318

18) Vereinigung mit den Engländern 319

19) Dagegen stoßen Sachsen zur französischen Armee = = 320

20) Soubisens neue Diversion in Hessen 323

21) Treffen bey Lutternberg = 327

22)

22) Fernere Bewegungen des Herzogs und des Marschalls von Contades Seite 329

23) Beyde Armeen beziehen die Winterquartiere = = 333

Zweyter Theil.

Sechstes Kapitel.

Feldzug vom Jahre 1759. = Seite 3

1) Die Franzosen besetzen Frankfurt 3

2) Neuer Operationsplan des Herzogs für den Anfang des Feldzugs. Prüfung desselben = = 5

3) Marsch durch Hessen in die Wetterau 8

4) Treffen bey Bergen = 10

5) Betrachtungen darüber = 18

6) Erste Bewegungen der französischen Armee am Niederrhein = Seite 22

7) Durchgang der Franzosen durch die Defilees von Stadtbergen = 25

8) Weitere Fortschritte der Franzosen 29

9) Einnahme von Minden mit stürmender Hand . = = 31

10) Fernere Operationen beyder Armeen. 32

11) Münster fällt in französische Hände 40

12) Ferdinands Bewegungen, um den Feind zur Schlacht zu zwingen = 41

13) Schlacht bey Minden = 44

14) Die Begebenheiten mit Sackvillen während der Schlacht = 56

15) Betrachtungen über diese Schlacht 59

16) Danksagungen des Herzogs an die Armee, wobey er Sackvillens Betragen sehr scharf aber sehr fein ins Licht stellt = 60

17) Untersuchungen über die Gründe des Sackvillischen Betragens = 62

18) Darstellung der Fehler des französischen Generals = = Seite 65

19) Die Niederlage des Herzogs von Brißac zu Crefeld, vermehrt noch Contadens Verwirrung = = 68

20) Rückzug der Franzosen am östlichen Ufer der Weser = 70

21) Folgen der Schlacht = 74

22) Berennung von Münster = 75

23) Bewegungen, um die Franzosen von der Ohm und der Lahn wegzutreiben 76

24) Lager bey Krofdorf, und weiterer Erfolg der Belagerung von Münster = 78

25) Expedition des Erbprinzen gegen den Herzog von Würtenberg = 80

26) Herzog Ferdinand schickt dem König von Preussen zwölftausend Mann zu Hülfe 81

27) Die Armeen gehn endlich im Januar in die Winterquartiere = 83

Siebentes Kapitel.

Feldzug vom Jahre 1760. = Seite 86

1) Ruhige Winterquartiere der alliirten Armee . = = 87

2) Das Zusammenziehen der alliirten Armee, am 20ten May, im Lager bey Wabern 89

3) Erste Bewegungen der Franzosen 90

4) Vorfälle während dem langen Standlager der Armee bey Wabern = 91

5) Broglio geht über die Ohm = 93

6) Imhof verfällt darüber in Ungnade beym Herzog Ferdinand. Untersuchung seines Verfahrens = = 96

7) Broglio's weitere Fortschritte = 104

8) Gegenbewegungen des Herzogs und daraus erfolgtes Treffen bey Korbach = 105

9) Stellung der Alliirten bey Sachsenhausen. Französisches Corps, das der Erbprinz zu Emsdorf gefangen nimmt. = 108

10) Broglio drängt die Alliirten aus ihrer Stellung bey Sachsenhausen Seite 109

11) Anstalten des Herzogs um du Muyn wieder über die Dimel zu treiben = 111

12) Treffen bey Warburg = 112

13) Die Franzosen nehmen Kassel ein; und beyde Armeen stellen sich einander gegenüber an die Dimel = 114

14) Die Franzosen besetzen Münden und Göttingen. = = 115

15) Betrachtungen über die kritische Lage beyder Armeen = 116

16) Unternehmung gegen Wesel = 120

17) Treffen bey Kloster Kampen = 123

18) Broglio läßt Stainvillen einen Streifzug ins Halberstädtische vornehmen = 126

19) Der Herzog bemüht sich, wiewohl fruchtlos, die Franzosen aus Göttingen zu vertreiben, und zieht darauf in die Winterquartiere = = 126

20) Wahrer Gesichtspunkt der Thaten Ferdinands in diesem Feldzuge Seite 128

21) Entwurf, um Hessen im Winter wieder zu erobern = = 131

22) Lage der französischen Winterquartiere = = 131

23) Entwurf zum allgemeinen Angriff auf dieselben = = 133

24) Spörkens Marsch und Gefecht gegen die Sachsen bey Langensalza = 135

25) Des Erbprinzen Unternehmen auf Fritzlar = = 136

26) Marsch der Hauptarmee = 138

27) General Breitenbach wird bey seiner fruchtlosen Unternehmung gegen Marburg erschossen. = = 138

28) Broglio's Maaßregeln gegen diesen Anfall = = 139

29) Der Herzog läßt Ziegenhayn und Kassel hinter seinem Rücken belagern = 141

30) Broglio sucht den Herzog wieder zurück zu treiben = Seite 142

31) Treffen bey Grünberg = 144

32) Ferdinand tritt den Rückzug an, und läßt die Belagerung von Kassel aufheben. Beyde Armeen beziehen die Winterquartiere = = 146

33) Betrachtungen über diesen Winterfeldzug = = 148

Achtes Kapitel.

Feldzug von 1761. = Seite 156

1) Große Zurüstungen der Franzosen zu diesem Feldzuge = = 156

2) Plan den das französische Ministerium dazu entworfen hatte = 158

3) Soubise verlangt und erhält die Abänderung desselben = 160

4) Ferdinands Gegenanstalten, um die Absichten des Feindes zu vereiteln = 163

5) Soubisens Armee rückt endlich vor S. 165

6) Ferdinand zieht seine Armee zusammen und geht auf Soubisen los = 166

7) Eine Unternehmung auf das Condesche Corps wird durch einen Zufall vereitelt 167

8) Bewegungen der Broglioschen Armee, und ihre Vereinigung mit der Soubisischen bey Soest = = 169

9) Broglio und Soubise entschließen sich eine Schlacht zu liefern = 171

10) Stellung des Herzogs = 173

11) Entwurf der Franzosen zum Angriff 174

12) Schlacht bey Vellinghausen 176

13) Neuer Operationsplan der französischen Generale = = 189

14) Fernere Bewegungen der beyden Partheyen = = 190

15) Diversion des Herzogs nach der Dimel hin, um sich nicht über die Weser hin, nöthigen zu lassen = 194

16) Soubisens Unternehmung gegen Ostfriesland und Bremen = Seite 199

17) Des Herzogs Zug ins Waldecksche 201

18) Broglio's Unternehmung gegen Wolfenbüttel und Braunschweig = 202

19) Braunschweig wird entsetzt = 204

20) Prinz Xaver verläßt auch Wolfenbüttel = = 207

21) General-Bewegung, um Broglio'n zurückzutreiben. Beyde Armeen gehn darauf in die Winterquartiere = 210

22) Betrachtungen über die Begebenheiten dieses Feldzuges = 211

Neuntes Kapitel.

Feldzug von 1762. = Seite [illegible]7

1) Anstalten der Franzosen zu diesem Feldzuge = = 217

2) Frühe Unternehmungen des Erbprinzen. Nachmaliges Zusammenziehen der Armee Seite 220

3) Marsch der Franzosen ins Lager bey Grebenstein = = 222

4) Beschreibung dieses Lagers, wo der Herzog sie angriff = = 224

5) Anstalten des Herzogs zum Angriff der Franzosen = = 226

6) Schlacht bey Wilhelmsthal = 227

7) Die Franzosen begeben sich auf das rechte Ufer der Fulde = 236

8) Angriff auf das sächsische Corps bey Lutternberg = = 238

9) Der Herzog treibt die Franzosen völlig hinter die Fulde = 240

10) Die Franzosen räumen Göttingen und Münden; verlassen ihr Lager an der Fulde, und marschiren in eins fort bis in die Gegend von Frankfurt hin = 243

11) Treffen auf dem Johannisberg Seite 246
12) Der Herzog zieht sich in die Stellung hinter die Ohm = 250
13) Kanonade bey der Brückermühle 251
14) Belagerung und Einnahme von Kassel 255
15) Die Nachricht von den unterzeichneten Friedenspräliminarien kömmt bey beyden Armeen an = 256
16) Brief des Herzogs an den General Spörken, bey seiner Abreise von der Armee 258

Zehntes Kapitel.

Schilderung Ferdinands als Feldherrn 265
1) Schwierigkeiten die bey Anführung der alliirten Armee statt fanden = 265
2) Kurze Schilderung derselben. Die Engländer = = 270
3) Die Hannoveraner = 274
4) Die Hessen = = 275
5) Die Braunschweiger = 277

6) Die Bückeburger ꞉ Seite 278

7) Stärke der Armee ꞉ 279

8) Infanterie und Cavallerie ꞉ 280

9) Artillerie ꞉ ꞉ 282

10) Leichte Truppen ꞉ 283

11) Ingenieurs ꞉ ꞉ 285

12) Kriegsschauplatz ꞉ 297

13) Eigenschaften Ferdinands, die ihn vorzüglich in den Stand setzten, die alliirte Armee unter diesen Umständen zu commandiren ꞉ ꞉ 302

14) Erste Eigenschaft: Außerordentliche Feinheit im Umgange mit Menschen 304

15) Zweyte: Seine besondre, sichtbarlich aus Güte des Herzens entspringende Freundlichkeit und Höflichkeit gegen jedermann 306

16) Dritte: Sichtbarliche Abwesenheit aller eignen Absicht beym Commando der Armee ꞉ ꞉ 308

17) Vierte: Seine Unpartheylichkeit gegen alle Nationen und auch alle einzelne Glieder der Armee ꞉ 311

18) Ferdinands militärsche Fähigkeiten und Einsichten. Beleuchtung einer Stelle in Mirabeau's geheimen Briefen, und einer seltsamen Widerlegung derselben, in des Herrn von Archenholz Minerva. Oktober 1792. = = Seite 315

19) Wahre Gründe, woraus erhellt, daß Ferdinand sein Heer auf eine, einem Feldherrn anständige Art selbst angeführt hat. 330

20) Tapferkeit; die erste militärsche Eigenschaft Ferdinands = 333

21) Muth in Rücksicht auf die Begebenheiten des Kriegs; als die zweyte = 334

22) Militärscher Scharfblick auf dem Schlachtfelde; als die dritte = 335

23) Bey seinen übrigen Verrichtungen muß ein General gute Gehülfen haben 336

24) Beschreibung der Art, wie das Geschäft der Führung einer Armee betrieben wird 338

25) Welche Leute dem General die Materialien zu seinen Entschließungen vorbereiten

und ordnen; und woraus diese Materialien bestehn = Seite 340

26) Diese Leute bilden nicht zusammen einen Geheimdenrath des Feldherrn; sondern ein oder höchstens ein Paar Menschen arbeiten im Innersten allein mit dem General, und machen das Kabinet der Armee aus 344

27) Des Herzogs eigner Secretär Westphal war der Mann, dem die Arbeiten im Kabinet der Armee anvertraut waren; und warum = = 345

28) Wie man sich dessen Einfluß in die Geschäfte der Armee vorstellen muß. 349

29) Schöne Art, wie sich Ferdinand über jene Stelle in den Mirabeauschen Briefen geäußert haben soll. Bemerkung hiebey über einen schönen Zug in Ferdinands Charakter 352

30) Ferdinands Uneigennützigkeit bey Führung der Armee. Was die Krone in England für ihn that = = 363

Eilftes und letztes Kapitel.

Hauptbegebenheiten aus dem Leben Ferdinands nach dem siebenjährigen Kriege. Sein Tod. Allgemeine Schilderung dieses Fürsten. S. 368

1) Ferdinand verläßt den preussischen Dienst gänzlich. Aus welchen Ursachen = 369

2) Besondre Anekdote von der Wahl des Herzogs zum Domdechant in Magdeburg 385

3) Ferdinand wählt Braunschweig zum gewöhnlichen Wohnorte, um da sein Leben in Ruhe zu beschließen = 386

4) Belustigungen im Anfange seines dortigen Aufenthalts = 387

5) Ferdinands Antheil an der Freymaurerey in Deutschland = 389

6) Reisen des Herzogs = 428

7) Anerbietungen die Ferdinanden gethan worden sind, um wieder ins geschäftige Leben zu treten = = 439

8) Ferdinands Krankheiten und Tod S. 442
9) Allgemeine Schilderung Ferdinands. Ob man mit Recht sagen könne, daß sein Ruhm sich vermindert habe = = 448
10) Ferdinands äußerliches Ansehn 453
11) Ferdinands Geisteseigenschaften und Kenntnisse = = 454
12) Ferdinands moralische Eigenschaften 458
13) Religiosität = = 459
14) Wohlthätigkeit = = 460
15) Mäßigung und Gewalt über seine Leidenschaften überhaupt = 467
16) Edler Stolz = = 468
17) Bescheidenheit = 471
18) Geringe Flecken in dem Gemälde seiner Tugenden = = 475
19) Beschluß = = 487

Geschichte

Geschichte Ferdinands Herzogs von Braunschweig-Lüneburg rc.

Erstes Kapitel.

Herzog Ferdinands Abstammung, Geburt, Erziehung und Begebenheiten bis zu seinem Eintritt in preussische Dienste.

Herzog Ferdinand gehört zu den höchst seltnen Menschen, die jedem Geschlechte, es sey noch so erhaben und alt, einen Glanz geben, und dessen Beyhülfe zur Verschönerung ihres Ruhms nicht brauchen. Wenn ich also seine Geschichte mit einigen Nachrichten von seiner Abstammung anfange; so geschieht es nicht, um dadurch den Begriff von seinem Werthe zu erhöhen, sondern weil es zur Einsicht in seine Verhältnisse, in seine Anlagen und in die

Richtung, die jene der Entwicklung dieser gegeben haben, nothwendig ist. Ich hoffe, man wird in den Nachrichten, die ich darüber vortragen will, eine Rechtfertigung meines Verfahrens finden.

Andre mögen es schon angemerkt haben oder nicht, so bleibt doch folgendes, deucht mich, eine unbezweifelte Wahrheit: Der Grundstein einer Regierung, die sich blos auf Eroberung stützte, ward untergraben, und der erste Gedanke an ein vernünftiges Staatssystem rege gemacht, als die Länder eines Regenten nicht mehr unter seine Kinder getheilt wurden, sondern der Erstgeborne sie sämmtlich, nebst allen darin auszuübenden Rechten der Landeshoheit, erhielt. So lange jenes Eroberungsregiment noch in Kraft und Andenken war, vertheilte gemeiniglich der Vater bey Lebzeiten, oder durch ein Testament, seine Länder unter seine Kinder. Was man nun so theilt, das hält man für sein Eigenthum, und es kann auch nicht wohl anders betrachtet werden. Allein, da dieses Befugniß dem Besitzer entrissen, und sein Nachfolger durch ein, seine Macht überstei=

gendes Gesetz bestimmt ward, da trat schon der Begriff von einem gesellschaftlichen Vertrage zwischen dem Regenten und dem Lande, der Nation, den Unterthanen, (wie man es nennen will,) zum Vortheile der letztern ein; und dieser Begriff bedurfte hernach nur einer weitern Entwicklung. Es währte ziemlich lange, ehe das eroberte, und also wirklich ein Eigenthum der Eroberer gewordene Europa sich auf diese Stufe der gesellschaftlichen Ordnung erhob, und das in so viel kleine Staaten zerstückelte Deutschland betrat dieselbe am allerspätesten.

Ursprung des jetzigen Braunschweig-Wolfenbüttelschen Hauses.

Nach der damaligen Verfassung hatte sich denn auch das uralte, ehemals so ausserordentlich mächtige Haus Braunschweig-Lüneburg in sehr viele Zweige getheilt. Unter diesen war einer der kleinsten derjenige, der zum Unterscheidungszeichen den Namen Hitzacker führte, weil er die Stadt dieses Namens zu seinem Wohnort gewählt hatte, und dieses Amt nebst noch drey oder vier andern, ein sehr unbedeutendes Ländchen, besaß. Allein Herzog August von Hitzacker erlebte im Jahre 1634 den

Hintritt des Herzogs Friedrich Ulrich von Braunschweig-Wolfenbüttel, dessen nächster Agnat er war, und erhielt dadurch das weit beträchtlichere Gebiet desselben, vermöge eines Vergleichs mit den übrigen Linien seines Hauses.

Dieser Stifter einer neuen Dynastie der Herzoge von Braunschweig-Wolfenbüttel hinterließ drey Söhne: Rudolph August; Anton Ulrich; und Ferdinand Albrecht. Die wunderbare Einigkeit der beyden erstern, vermöge welcher sie das ganze Herzogthum gleichsam gemeinschaftlich regierten, und vermuthlich auch die gänzliche Kinderlosigkeit des erstern, machten daß Anton Ulrich kein besondres Land erhielt: Allein der dritte bekam Bewern zu seinem Antheile, und stiftete somit die noch bestehende Bewernsche Linie der Herzoge von Braunschweig.

Ferdinand Albrecht überlebte seine beyden Brüder. Herzog Rudolph August starb im Jahre 1704 ohne Erben, und Herzog Anton Ulrich im Jahre 1714 mit Hinterlassung zweyer Söhne, davon der ältste August Wilhelm, der jüngere Ludwig Rudolph hieß. Ganz nach der alten, bey

den mehrsten deutschen Häusern nicht mehr üblichen Gewohnheit, sicherte diesem sein Vater den Besitz eines kleinen Ländchens, der Grafschaft Blankenburg, noch bey seinen Lebzeiten. Es ward für ihn von dem Kaiser zu der Würde eines Fürstenthums erhoben, und damit er auch das schmeichelhafteste Vorrecht eines deutschen Reichsfürsten genießen möchte, trat ihm Georg der Erste, König von England und Kurfürst von Hannover, die Stimme für das Fürstenthum Grubenhagen in der Reichstagsversammlung, auf Lebzeiten, ab.

Indeß schien es noch vor dem Hintritt Anton Ulrichs wahrscheinlich, daß seine Linie des Braunschweigischen Hauses aussterben würde. Herzog August Wilhelm hatte gar keine Kinder, und sein Bruder, der Herzog von Blankenburg, hatte nur drey Töchter. Die älteste, Christine Elisabeth, im Jahre 1691 geboren, ward im Jahre 1708 mit dem Erzherzoge von Oesterreich, nachmaligen Kaiser Karl VI. vermählt; Charlotte Christine Sophie, die zweyte, war 1694 geboren und erhielt den russischen Thronerben, den durch seine

unglückliche Hinrichtung berühmten Sohn Peters des Großen zum Gemahl. Die dritte hieß Antonette Amalia und kam im Jahre 1696 auf die Welt.

Ferdinand Albrecht hatte sich indessen auch, und zwar schon im Jahre 1673, mit einer Prinzessinn von Hessen-Eschwege vermählt, mit der er fünf Kinder zeugte, und darunter vier Prinzen, die er alle unerzogen zurückließ, als er im Jahre 1687 starb. Sie verloren jedoch nichts dadurch, denn ihre Oheime nahmen sich ihrer recht väterlich an. Sie stifteten, vorzüglich dieser verwaiseten Prinzen wegen, eine Art von Akademie zu Wolfenbüttel, wobey Professoren und Hofmeister angestellt wurden, und Anton Ulrich hatte besonders ein wachsames Auge auf ihre Erziehung und auf ihren Unterricht. Die beyden ältsten dieser Prinzen traten zu ihrer Zeit in kaiserliche Dienste, wo ihnen der damals kürzlich angegangene spanische Erbfolgskrieg sehr schöne Aussichten eröffnete. Sie wohnten beyde dem berühmten Gefechte auf dem Schellenberge, im Jahre 1704 bey, und da fand der älteste sein Grab,

gerade in der Zeit, wo ihm große Erwartungen entgegen strahlten, die nun alle diesem zweyten Bewernschen Prinzen zu Theil wurden, der Ferdinand Albrecht hieß, wie sein Vater.

Von Ferdinand Albrechten, dem Vater Ferdinands, dessen Gemahlinn und Kindern.

Diese Erwartungen bestanden vorzüglich in dem Besitz des Herzogthums Braunschweig-Wolfenbüttel, da es täglich wahrscheinlicher wurde, daß des Herzogs Anton Ulrichs Söhne ohne männliche Erben sterben würden. So groß indeß diese Veränderung in den Verhältnissen auch war; so hatte sie doch keinen nachtheiligen Einfluß auf das Gemüth Ferdinand Albrechts. Er fuhr fort sich in seiner militärischen Laufbahn auszubilden und hervorzuthun, als wenn er ewig ein jüngrer Prinz eines jüngern Zweiges des Hauses Braunschweig hätte bleiben sollen. Anton Ulrich ärntete durch ihn eine reichliche Belohnung für die liebreiche Art, womit er damals, ohne alle Rücksicht auf sich selbst, für die Erziehung seiner Bruderssöhne gesorgt hatte. Dieser fürstliche Greis erlebte die Freude an Ferdinand Albrecht, nicht nur einen verdienstvollen Mann, sondern

auch zu seiner Zeit einen würdigen Regenten seiner Unterthanen, und einen vortrefflichen Gemahl für seine jüngste Enkelinn, die Prinzessinn Antonette Amalia, gebildet zu haben, mit welcher er ihn noch vor seinem Tode, im Jahre 1712, vermählte. Ja er sah sogar die ersten Früchte dieser glücklichen Ehe, indem er erst zwey Jahre darnach starb; da ihm denn sein Sohn August Wilhelm in der Regierung des Herzogthums Braunschweig, und der zweyte, Ludwig Rudolph, im Fürstenthum Blankenburg folgte. Ferdinand Albrecht aber besaß damals schon, den seinem Vater ausgesetzten Antheil der Bewerschen Linie. Dieser Fürst ist nun der Vater des Feldherrn, dessen Leben hier beschrieben werden soll, und ich halte es daher für nöthig, dem Leser eine etwas genauere Vorstellung von ihm zu geben.

Nachdem der junge Ferdinand Albrecht verschiedne Jahre auf der von seinen Oheimen gestifteten Akademie zugebracht hatte, schickten ihn diese im Jahre 1696 auf Reisen, und zwar nach Italien, wo sein ältster Bruder bey der kaiserlichen Armee

Dienste that. Dort blieb er den Rest des besagten Jahres hindurch und den größten Theil des folgenden, und besah mit seinem Bruder vorzüglich die Merkwürdigkeiten von Rom und von Venedig. Im Jahre 1701, ehe noch der spanische Erbfolgkrieg in voller Flamme ausbrach, reiste er, unter Führung eines Herrn von Walters, damaligen Hofmeisters bey der wolfenbüttelschen Akademie, nach den Niederlanden und nach Frankreich. Endlich da jener große Krieg allgemein wurde, widmete er sich dem kaiserlichen Dienste, und that den ersten Feldzug als Freywilliger in Schwaben, gegen die Franzosen und Bayern. Im Jahr 1704 war er als kaiserlicher Flügeladjutant bey dem Gefechte am Schellenberge, wo sein Bruder, damaliger Generalmajor und Chef eines Infanterieregiments, erschossen ward. Bey eben diesem Treffen befand sich auch sein jüngster Bruder als Freywilliger, der hernach auch im Jahre 1706, bey dem Entsatze von Turin, sein Leben lassen mußte. Im Jahre 1705 that Ferdinand Albrecht wirklich Generaladjutantens Dienste bey dem Kaiser Joseph, als dieser Landau in eigner

Person belagerte. Dort ward er von einer Kanonenkugel, die durch die Brustwehr der Transchee durchschlug, verwundet. In der Vorsorge, die Joseph für seine Wiederherstellung anwendete, bezeigte er mehr als eine gewöhnliche Achtung für diesen jungen Prinzen. Im Jahre 1707 ward Ferdinand Albrecht Oberster, und erhielt das erledigte Regiment seines Bruders. 1710 ward er Generalmajor und 1713 Feldmarschall-Lieutenant. Im Jahre 1715 ertheilte ihm der Kaiser das Gouvernement von Comorrha in Ungarn, womit gewisse grundherrliche Gerechtigkeiten und Einkünfte verbunden waren. Kaum war der Krieg wegen der spanischen Thronfolge geendigt, so entstand der gegen die Türken, in welchem Ferdinand Albrecht unter dem großen Eugen diente. In den Feldzügen desselben zeichnete er sich ganz besonders bey der Schlacht von Peterwaradein und der Belagerung von Temeswar aus; gleich wie auch in der Schlacht bey Belgrad, wo er mit seiner Division im zweyten Treffen, die Oeffnung stopfte, die im ersten entstanden war, und die der Schlacht einen bösen Ausgang drohte. Nachmals

ward er im Jahre 1723 kaiserlicher Feldmarschall, im Jahre 1727 Reichs-general-Feldzeugmeister, und endlich im Jahre 1733 Reichsgeneral-Feldmarschall. Im Jahre 1734 erhielt er den Auftrag, die kaiserlichen Truppen im Lager bey Pilsen zu versammlen, damit nach dem Rhein gegen die Franzosen zu ziehen, und das Commando über diese Armee, bis zur Ankunft Eugens zu führen. Er wohnte noch diesem ganzen Feldzuge, wo Philippsburg von den Franzosen berennt, belagert, und der kaiserlichen Armee zum Trotz erobert ward, unter dem ehemals so großen, jetzt aber an Leib und Seele geschwächten Eugen bey, und hatte seinen ältsten Sohn, den nachmaligen Herzog Karl von Braunschweig, bey sich. Schon bereitete er sich auch den folgenden Feldzug mitzumachen: allein, noch ehe dieser seinen Anfang nahm, ereignete sich diejenige Begebenheit, durch welche ihm die Regierung des ganzen Herzogthums Braunschweig-Wolfenbüttel zu Theil wurde, und er eilte zurück, um seine neuen heiligsten Pflichten zu erfüllen. Diese Begebenheit bestand darin, daß sein Vetter und Schwiegervater, Herzog

Ludwig Rudolph, der, seit dem Absterben seines ältern Bruders, Herzog von Braunschweig geworden war, im Anfange des Jahres 1735 mit Tode abging, und ihm dadurch dessen sämmtliche Länder zufielen. Er beherrschte sie aber nur eine sehr kurze Zeit; denn er starb selbst im Herbste eben dieses Jahrs.

Dieß wäre ein kurzer Abriß des öffentlichen Lebens dieses Fürsten. Daß er sich auf die höchsten Stufen der Ehre empor schwang, die ein deutscher Reichsfürst erlangen kann, würde nur ein sehr zweydeutiger Beweiß seiner Fähigkeiten seyn; denn er war ein Schwager des Kaisers, und dem steht freylich, im deutschen Reiche, die Pforte aller Ehrenämter offen. Allein er zeichnete sich im Kriege durch wirkliche Thaten aus. Indeß hätte er ein sehr tapfrer und guter Feldherr seyn können, ohne daß man ihm den geringsten Einfluß auf die Bildung eines seiner Söhne zuschreiben dürfte. Allein daß er wahre Verdienste und Tugenden besaß, und daß diese eine merkliche Wirkung auf die edlen Eigenschaften des berühmtesten unter seinen

Söhnen äußerten, ergiebt sich zuverläßiger aus wichtigern Umständen.

Erstlich versichert uns die Stimme sehr vernünftiger Männer unter seinen Zeitgenossen, daß er ein sehr kluger und gnädiger, aber auch da, wo es die Noth erforderte, ein sehr ernsthafter und entschloßner Herr war. Auf seine Geschäfte verwandte er vielen Fleiß und Genauigkeit, und sein ganzer Haushalt war mit sehr vieler Ordnung eingerichtet.

Daß er ferner eine sehr glückliche und vergnügte Ehe führte, erhellet nicht nur gleichfalls aus dem Zeugnisse eben dieser Zeitgenossen, sondern auch aus ihrer Fruchtbarkeit. Seine Gemahlinn, die eine so schöne als tugendhafte und mit vieler weiblichen Klugheit begabte Dame gewesen seyn soll, gebar ihm funfzehn Kinder; das erste im Jahr 1713, also im ersten nach ihrer Vermählung, das letzte im Jahre 1733, nicht lange vor ihres Gemahls Hintritt. Dieß beweiset die unerschütterliche Dauerhaftigkeit der Liebe dieses fürstlichen Paares zu einander, deren physischer und moralischer Einfluß auf die Kinder unstreitig gleich stark ist. Ueberdem beschäftigte sich

aber auch Ferdinand Albrecht mit seinen Söhnen, nach Verhältniß ihres Alters und ihrer Fähigkeiten, und wenn ihn seine Geschäfte abriefen, hatte die Mutter ein wachsames Auge auf ihre Bildung.

Ferdinand Albrecht stand in großen Ansehen am Wiener Hofe, und war ein genauer Freund des Königs Friedrich Wilhelm von Preussen. In politischer Rücksicht war das freylich damals nicht so schwer als nachhero. Allein es gehörte doch viel Gewandtheit dazu, dem rauhen, ganz soldatisch gesinnten Friedrich zu gefallen, und mit Würde an einem ganz anders gesitteten Hofe zu leben. Wer indeß den damaligen König von Preussen kennt, wird darin noch vielmehr ein Zeugniß für Ferdinand Albrechts Edelmüthigkeit, Rechtschaffenheit, Tapferkeit und militärische Einsichten finden; denn das waren Eigenschaften, die dieser König mit Enthusiasmus verehrte, und in Ansehung derer er sehr viel Scharfsichtigkeit besaß. Er aber schätzte den Herzog Ferdinand Albrecht so sehr, daß er zu sagen pflegte: Er habe nur einen Freund auf der Welt, und das

sey dieser Fürst. Von seiner Hochachtung und Liebe gegen ihn legte dieser Monarch auch sehr deutliche Proben ab. Der älteste Sohn des Herzogs erhielt von ihm eine seiner Töchter zur Gemahlinn, und sowohl für seinen Kronprinzen, als für dessen Bruder, wählte er dagegen zwey Töchter seines Freundes. Das Geschenk einer Gattinn von der Hand seines furchtbaren Vaters konnte dem Kronprinzen nicht angenehm seyn. Mit welcher innern Widerspänstigkeit er es annahm ist bekannt: allein eben so bekannt ist es, wie die ausnehmende Klugheit und Tugend dieser Prinzessinn das Vorurtheil jenes felsenfesten Kopfes besiegte, und wie er dadurch bewogen ward, sechs Jahre nachher bey seiner Thronbesteigung die Wahl seines Vaters völlig gut zu heissen. Durch diese dreyfache Verschwägerung trat das Haus Braunschweig in eine wo möglich noch genauere Verbindung mit dem Hause Brandenburg, als die war, worin es mit dem österreichischen stand, und diese hatte den größten Einfluß auf Ferdinands Schicksale, zu dessen Lebensbeschreibung ich anjetzt übergehe.

Ferdinands Geburt und erste Erziehung.

Im Jahre 1721, am eilften Januar, ward er zu Braunschweig geboren, und war der vierte Sohn Ferdinand Albrechts und Antonetten Amaliens *). Man nahm ihn

*) Hier füge ich eine kurze Nachricht bey, von den Kindern dieses fürstlichen Paares, die ihren Vater überlebten.

1.) Karl, geboren im Jahre 1713, ward im Jahre 1735 regierender Herzog von Braunschweig, und starb 1780.

2.) Anton Ulrich, geboren im Jahre 1714. Er ging im Jahre 1732 nach Rußland, wohin seine Cousine vermählt worden war. Sein anfängliches großes Glück daselbst, und das nachherige traurige Schicksal, was ihn, nebst seinen Sohn Iwan, und seine ganze unglückliche Familie betraf, sind bekannt genug.

3.) Elisabeth Christine, geboren im Jahre 1715, die noch lebende verwittwete Königinn von Preussen, Gemahlinn Friedrichs des Großen.

4.) Ludwig Ernst, geboren im Jahre 1718, kaiserlicher und holländischer General-Feldmarschall, gestorben im Jahre 1791.

5.) Ferdinand, dessen Leben hier beschrieben wird.

6.) Louise Amalia, geboren im Jahr 1722, Prinzessinn von Preussen und Mutter des jetzigen

ihn schon im fünften Jahre, und also sehr jung aus den Händen der Frauenzimmer, um ihn seinen ältern Brüdern, unter der Aufsicht ihres damaligen Hofmeisters, eines Herrn von Heimburgs, beyzugeben. Dieser Herr von Heimburg ward hernach Großvoigt im Jahre 1733; als der älteste Prinz, Karl, sich mit der Prinzessinn von Preussen vermählte, und der zweyte, Anton Ulrich, schon im Jahre vorher nach Rußland

jetzigen Königs. Gestorben einige Jahre nach dem siebenjährigen Kriege.

7.) Sophie Antonette, geboren im Jahr 1724; Herzoginn von Sachsen-Saalfeld; ist noch am Leben.

8.) Albrecht, geboren im Jahre 1726, Oberster in preussischen Diensten; geblieben in der Schlacht bey Soor im Jahre 1745.

9.) Theresie Natalie, geboren im Jahre 1728, Aebtissinn von Gandersheim. Gestorben im Jahre 1778.

10.) Juliane Marie, geboren im Jahre 1729, verwittwete Königinn von Dännemark. Ist noch am Leben.

11.) Friedrich Franz, geboren im Jahr 1732, Obrister in preussischen Diensten. Geblieben in der Schlacht bey Hochkirchen im Jahre 1758.

gereiset war. Darauf bekamen die Prinzen Ludwig und Ferdinand einen andern Hofmeister an einem Herrn von Eben, dessen Name wohl verdient der Vergessenheit entrissen zu werden, da er an der Bildung zweyer so berühmten Männer Antheil gehabt hat.

Ueberhaupt ward Ferdinand ganz im väterlichen Hause erzogen. Dieß ist zwar gewöhnlicher Weise nicht der beste Ort zur Bildung der Prinzen. Allein bey einsichtsvollen, bey wachsamen Eltern, und zumal bey solchen, die mit allen guten Exempeln vorgehen, kann diese Erziehung den besten Erfolg haben, und das hat auch hier wirklich statt gefunden.

Ohnerachtet man den Herzog Ferdinand nicht eigentlich unter die Zahl der gelehrten Prinzen rechnen kann, deren es einige in seinem Hause gegeben hat; so war er doch nichts weniger als in den Wissenschaften versäumt. Dieß ist ein sichres Zeichen, daß sein erster Lehrer, ein Mann mit Namen Hänichen, der sich hernach dem Dienste des Herzogs Ludwig besonders widmete, und diesem im Jahre 1737 im Kriege gegen die Türken folgte, die Kunst ver-

standen hat, ihm die Ausbildung seines Geistes zu einem angenehmen Geschäfte zu machen.

Unstreitig hat ihm auch dieser Mann die ersten Grundsätze der Religion beygebracht, auf welche hernach der wolfenbüttelsche Archidiakonus und Stadtprediger Oldekop fortbauete, um ihn gänzlich darin einzuweihen. In der Rücksicht verdienen diese Männer darum angemerkt zu werden, weil alles Weltgetümmel, und der sehr frühe Aufenthalt an dem Hofe eines nicht religiösen Königs, zu der Zeit da Voltaire, la Mettrie, d'Argens dort im größten Ansehn standen, die ihm von ihnen eingeflößten Grundsätze nie haben erschüttern können. Wenn ich weiterhin die Art und Weise beschreiben werde, wie sich Ferdinands Religiosität äußerte, (das sicherste Zeichen ihrer Beschaffenheit,) so wird man überzeugt seyn, daß beyde Männer von ausgezeichneten Verdiensten gewesen seyn müssen. Denn hätten sie das junge Gemüth auf eine minder vortreffliche Art bearbeitet, so würden sich, trotz dessen angebornen Güte, Spuren davon gezeigt haben; da die andern von ihnen empfangnen

Religionseindrücke durchs ganze Leben hindurch unerschütterlich blieben.

Ferdinand war noch sehr jung als sein Vater starb. Allein die Klugheit seiner Mutter und die Liebe seines ältsten Bruders machten, daß ihm dieser Verlust zu keinem Nachtheile gereichte. Stand und Gaben der Natur forderten ihn einmüthig dazu auf, Ruhm und Glücksgüter in Kriegsdiensten zu suchen; welche ohnehin die einzige Laufbahn ausmachen, die ein protestantischer Prinz wählen kann, wenn er auch nur eine glänzende Rolle bey seinen Lebzeiten spielen will; geschweige denn, wenn er den Ehrgeiz besitzt, seinen Namen der Nachwelt zu überliefern. Es wurden also Anstalten getroffen, wodurch Ferdinand in den Stand gesetzt werden sollte, sich in Kriegsdiensten hervorzuthun. Der Braunschweigische Ingenieur Oberst-Lieutenant von Blum erhielt den Auftrag ihm Unterricht in den militärischen Wissenschaften zu geben, und dieser Unterricht dauerte bis ins Jahr 1738, da der Prinz auf Reisen ging. Es war freylich damals die Kriegswissenschaft das nicht, was sie her-

nach geworden ist; und also auch der Unterricht darin vermuthlich nicht so beschaffen, als ihn heut zu Tage ein geschickter Lehrer einem Prinzen geben würde. Allein, entweder der Oberst-Lieutenant von Blum hat in seiner Lehrart schon damals gewußt, sich über sein Zeitalter zu erheben, oder Ferdinands Geist und seine Beobachtungsgabe setzten ihn in den Stand, mit der erweiterten Wissenschaft, und zumal mit der Ausdehnung seines Wirkungskreises in derselben, Schritt zu halten: denn sobald er sich an der Spitze einer Armee befand, zeigte er die ausgebreitetsten militärischen Kenntnisse. Bey dieser Gelegenheit kann ich nicht umhin, folgende ins Fach des militärischen Unterrichts einschlagende Frage aufzuwerfen. Dieser Unterricht bestand damals vielmehr in demjenigen, was man anjetzt mathematische Grübeleyen über die Fortifikation nennen würde, als in dem was im Feldkriege wahrhaftig praktisch und brauchbar ist. Allein vielleicht trug die mathematische Grundlage, die dieser Unterricht erforderte, viel dazu bey, den Verstand überhaupt zu schärfen; welches doch bey allen Dingen in der Welt das Haupt-

sächlichste ist, und ersetzte solchergestalt seine Mängel auf eine indirekte Weise. Wie wenn der Geist durch diese Art des Unterrichts eine allgemeine Fähigkeit, Einsichten zu erwerben, erlangte? Wie wenn er die praktischen Dinge, die man ihm jetzt lehrt, doch nicht eher verstünde bis er sie durch die Praxis erlernte, und ihre unmathematische Lehrart den Geist todt ließe, so daß er sie denn nicht so leicht und so tief faßte, als bey derjenigen, wodurch er im Anfange, dem Anschein nach, so weit vom Ziele weggeleitet wurde, aber nur um mehr Kräfte zu erlangen, es nachher desto schneller zu erreichen? Doch ich begnüge mich, diesen Gedanken bey Gelegenheit eines Ferdinands zweifelnd hingeworfen zu haben; und bemerke nur, daß man auch nicht unterließ ihm das Praktische der Kriegskunst zu Hause zu lehren. Sein Bruder, der Herzog Karl, gab ihm, im Jahre 1736, eine Grenatierkompagnie beym Regiment des Generalmajors von Volkening, bey welchem er wirklich Dienste that; denn die Absicht war dabey, daß er den Dienst lernen sollte. Die Schule war auch sehr gut. Ferdinand Albrechts Vettern hatten ihm,

schon lange vor ihrem Tode, die Besorgung aller Militärangelegenheiten des braunschweigischen Hauses übertragen. Er war gewiß ein einsichtsvoller General und zeigte es auch besonders in diesem Geschäfte. Ob er sich schon ganz im österreichischen Dienste gebildet hatte, der wahrlich seinen Zöglingen keine geringe Meynung von sich einzuflößen pflegt; so war er doch dadurch nicht geblendet, sondern empfand vollkommen das Vorzügliche der neuen Einrichtungen, die Friedrich Wilhelm bey den preussischen Truppen in Ansehung der wahren militärischen Dressur und der Pünktlichkeit im Exerziren getroffen hatte, und führte sie bey den braunschweigschen Truppen ein, wo er über diesen Punkt volle Gewalt besaß. Die richtigen Grundsätze seines Vaters ließ Herzog Karl, der während seines ganzen Lebens eine große Aufmerksamkeit auf sein Militär richtete, gewiß nicht bey demselben abkommen, und litt auch nicht, daß man davon in Ansehung seines Bruders abwich, um so weniger da er ihn aufrichtig liebte, und nichts bey seiner Erziehung versäumen wollte.

Ferdinand wird auf Reisen geschickt.

Zur Vollendung derselben hielt der Herzog für nöthig, ihn auf Reisen zu schicken, damit er die Welt sähe, ehe er hineingeworfen würde, um seine Rolle darin zu spielen. Gewiß war dieß eine wichtige Probe der brüderlichen Liebe, da es unmöglich ohne große Kosten geschehen konnte. Allein so hat es auch Herzog Ferdinand immer angesehn, und überhaupt diesen Bruder, der so väterlich für seine Erziehung und für die Gründung seines Glücks gesorgt hat, immer zärtlichst verehret; denn dieß Wort drückt allein die Empfindungen aus, die er stets gegen ihn äußerte.

Im Jahre 1738 trat der junge achtzehnjährige Prinz, unter dem Namen eines Grafen von Eberstein, diese Reise an. Zum Hofmeister ward ihm ein Herr von Wittorf mitgegeben, ein Bruder desjenigen, der den regierenden Herrn Landgrafen von Hessen-Kassel, nebst seinen Brüdern, auf die Universität Göttingen geführt hat. Jener muß ein wirklich verdienstvoller Mann gewesen seyn, denn er führte Ferdinanden nicht nur zur vollkommnen Zufriedenheit des Herzogs Karl auf seinen ganzen Reisen;

sondern er wußte sich auch die Liebe seines Zöglings zu erwerben, den er auch nachher noch bey seinem Eintritte in preussische Dienste begleitete, und während seines dortigen Aufenthalts mit achtungsvollen Aeusserungen von Friedrich dem Großen beehrt wurde.

Reise nach Holland.

Den 19ten September 1738 reiste Ferdinand von Braunschweig ab und über Hannover und Osnabrück nach dem Haag, wo er den 29ten anlangte. Nachdem er hier ein Paar Tage geblieben war, um diejenigen Etiketteangelegenheiten abzuthun, die sein Stand erforderte, reisete er den 3ten Oktober nach Uetrecht, über Leiden, wo er die Anatomie, den botanischen Garten und die Reitbahn besah, und hernach nach Amsterdam. Hier ließ er sich das ostindische Haus, das Admiralitätsgebäude und den Hafen zeigen, wo er an Bord eines Schiffs ging, um sich auch von dieser so künstlichen menschlichen Erfindung einen Begriff zu machen. Am 14ten Oktober war er von dieser seiner Belehrung gewidmeten Reise zurück im Haag, und ging von da am 25ten Oktober nach Brüssel.

Nach Brabant. Dort langte er nicht eher als den ersten November an, weil er sich ein Paar Tage zu Breda aufgehalten hatte, um die dortigen Minen und Festungswerke zu besehn. Zu Brüssel wurde er mit ausgezeichneten Höflichkeiten von Seiten der dort residirenden Erzherzoginn und des ganzen hohen Adels aufgenommen, und brachte sechs Wochen auf eine sehr angenehme, und für ihn, in Ansehung seiner Ausbildung zum Weltmanne, sehr nützlichen Art zu. Ihn nach Paris reisen zu lassen, mochte Herzog Karl wohl vor seiner Abreise beschlossen haben, ohne es ihm jedoch zu sagen, und das war ein sehr kluges Verfahren, weil man dadurch immer im Stande war, die Reise, nachdem man fand, daß sie ihm nützlich wurde oder nicht, zu verlängern oder abzukürzen. Also erhielt er erst auf sein Bitten die Erlaubniß dazu in Brüssel, zu seiner großen Freude. Dem zufolge reisete er am 17ten December dahin ab. Unterweges besah er die niederländischen Festungen und andre Merkwürdigkeiten, und kam erst am 16ten Januar zu Paris an.

Nach Paris. Auch ohne die Empfehlungen, die er von Brüssel mitnahm, würde der Fürst

von Lichtenstein, dortiger kaiserlicher Gesandter, den Neffen seines Monarchen, einen jungen schönen, liebenswürdigen Prinzen, mit allen möglichen Ehrenbezeugungen aufgenommen haben. Dieser bemühte sich also auch, ihm seinen Aufenthalt zu Paris so angenehm und seinen Absichten so angemessen zu machen, als er es nur vermochte. Diesem jungen Reisenden die willfährigste Aufnahme in den allerbesten Gesellschaften jener berühmten Stadt zu verschaffen konnte dem Gesandten nicht schwer werden. Jeder, der Herzog Ferdinanden gesehn hat, ist im Stande sichs zu denken, welch ein reizender Jüngling er muß gewesen seyn; auch versichern alle diejenigen, die ihn in seiner Jugend gekannt haben, daß er nicht nur in seiner Bildung, sondern in seinem ganzen Betragen, eine ganz besondere Anmuth an sich hatte.

Ursachen, die vermuthlich die Hofetikette betrafen, verzögerten seine Vorstellung bey der königlichen Familie. Allein das hinderte ihn nicht, seine Zeit auf eine angenehme und auf eine nützliche Weise, mit Besichtigung aller Merkwürdigkeiten in

Paris, zuzubringen. Am 16ten März ward er endlich dem Könige, der Königinn und dem Dauphin vorgestellt, und dadurch in das Hofleben eingeführt. Eben da er sich im May zu seiner Abreise bereitete, befiel ihn ein Fieber, das ihn noch den ganzen Monat hindurch da zurückhielt. Ein Arzt, mit Namen Vernage, kurirte ihn davon, und der Fürst und die Fürstinn von Lichtenstein äußerten auch bey dieser Gelegenheit die höchste Aufmerksamkeit für seine Person. Während seiner Krankheit hatte er die erbetene Erlaubniß nach Italien zu reisen von seinem Bruder erhalten. Er nahm also am 31ten May Abschied von der königlichen Familie, und reiste mit Anfang des Junius von Paris ab, und zwar zuerst nach Nogent le Rotrou, auf das Gut eines Herrn Poißon, des Vaters der nachhero so berühmt gewordnen Marquisinn von Pompadour. Dieser Herr war vormals in Staatsangelegenheiten nach Braunschweig geschickt worden, und hegte noch ein so dankbares Andenken von der angenehmen Art, wie man ihn dort aufgenommen hatte, daß er den Prinzen aufs inständigste ersuchte, einige Tage bey ihm

zuzubringen. An diesem Orte bekam er aber ein Recidiv von seinem Fieber, das ihn wider seinen Willen beynahe drey Wochen dort zurück hielt.

Am 30ten Junius war Ferdinand endlich in Metz angelangt, wo ihn der Herzog von Belleisle nöthigte eine Wohnung im Gouvernement anzunehmen, und sich da Zeit zu geben, seine Gesundheit recht wieder herzustellen. Während seines dortigen Aufenthalts zeigte ihm Belleisle die Festung, mit allen Anlagen die er machen ließ, um sie noch zu verstärken. Von da reiste er nach Luxemburg, um auch diese Festung in Augenschein zu nehmen. Hernach ging er nach Nancy zum König Stanislaus, und von da über Langres nach Lyon; sodann nach Avignon, wo er Vauklüse, die bekannte Quelle an der Petrarcha schwärmte, besuchte. Von Avignon reiste er nach Montpellier, und blieb da länger als er wollte, weil er den neapolitanischen Gesandten antraf, den er hatte zu Paris kennen lernen, und der sich seiner Gesundheit wegen dort aufhielt. Um aber auch da seine Zeit doch nicht fruchtlos zuzubrin- Nach den innern Provinzen von Frankreich.

gen, nutzte er die Gelegenheit, den berühmten Kanal von Languedok zu besehn. Endlich ging er nach Marseille, ließ sich zu Toulon die Merkwürdigkeiten des Hafens zeigen, und langte am 26ten September über Antibes zu Genua an.

Nach Italien. Da blieb er drey Wochen, doch gegen seinen Willen; denn das Austreten der Polcevera, eines Waldstroms, hinderte ihn eher nach Turin zu reisen, wo er hin wollte, und wo er auch in der That viel mehr Merkwürdiges für sich erwarten konnte, als zu Genua. Den 24ten Oktober langte er da an, ward gleich den folgenden Tag dem Könige präsentirt, der sich lange mit ihm unterhielt. Von Turin aus that er eine Reise nach Pignerol und Fenestrelles, um die Werke dieser beyden Festungen zu besehen. Den 21ten November verließ er Turin und begab sich über Mayland nach Venedig. Dort hielt er sich einen Monat auf, und da nun die Zeit herangekommen war, wo er an dem Hof seines kaiserlichen Oheims vorgestellt werden sollte, und ihn sein Bruder, der, vom Feldzuge gegen die Türken zurückgekommene, Prinz Ludwig

schon da erwartete; so war das das letzte Ziel seiner Reisen in Italien. Er ging den 24ten December von Venedig ab, und kam den 6ten Januar 1740 zu Wien an.

Ferdinands Aufenthalt in Wien.

Hiemit hatte sein eigentliches Reisen ein Ende; denn zu Wien war er ganz Hofmann. Indeß versäumte er auch da nicht alles Sehenswürdige in seinen müssigen Stunden zu betrachten.

Ferdinands Reisetagebücher.

Ich habe diese Nachrichten über seine Reisen hier deswegen so umständlich hergesetzt, damit man soviel möglich den Geist derselben, und den Einfluß, den sie auf die Bildung Ferdinands gehabt haben mögen, erforschen könne. Uebrigens füge ich noch hinzu, wie dafür gesorgt wurde, daß die erlangten Ideen nicht auslöschen möchten, indem ein sehr genaues Tagebuch nicht nur über die Vorfallenheiten dieser Reisen, sondern über die Dinge und die Menschen, die der Prinz auf denselben hatte kennen lernen, gehalten wurde. Diese noch existirenden Tagebücher hat wahrscheinlich Ferdinand nicht selbst geführt; er war damals noch zu jung dazu, und hatte auch wohl zu viel andre Geschäfte und Zerstreuungen auf der Reise. Daß sie ihm aber sein Hofmeister,

fleißig und mit Bedacht hat lesen, und überhaupt sehr zweckmäßig brauchen lassen, um das Erlernte nicht zu vergessen, und sich in der Beobachtung andrer und seiner selbst zu üben, beweisen folgende Umstände. Nicht nur hat Ferdinand nachher keine einzige Reise gethan, worüber er nicht hätte eben solche Tagebücher führen lassen; und darin sind, außer den Begebenheiten der Reise selbst, die Namen aller ihm bey der Gelegenheit bekannt gewordnen Personen, und eine Nachricht von allen in Augenschein genommenen Gegenständen, nebst einer genauen Anzeige derjenigen, die ihm am merkwürdigsten geschienen hatten, enthalten: Sondern er hat, das weiß ich gewiß, wenigstens von seinem reifern Alter an, höchst genaue Tagebücher von alle seinem Thun und Lassen eigenhändig und blos zu seinem Gebrauche geführt. Dieß beweist deutlich, daß er den großen Nutzen derselben von Jugend auf hat einsehen lernen. Und nun frage ich alle diejenigen, die es beurtheilen können: Ob es wohl viele Fürsten giebt, die einen solchen scharfen Beobachtungstrieb ihrer selbst, und aller Dinge, mit denen sie in Verhältniß

treten,

treten, äußern? Man wird mir aber auch antworten: daß unter ihnen nicht viele Ferdinande angetroffen werden, und dagegen habe ich denn freylich nichts einzuwenden.

Die ganze Reise schlug völlig zur Zufriedenheit des Herzogs Karl aus, der sie aus reinster Bruderliebe veranstaltet hatte; und die Art, wie sich Prinz Ferdinand überall betrug, der Beyfall, den sich jener aller Orten erwarb, machte ihm viel Freude, die er Ferdinanden, wie billig, und wie es zur Aufmunterung dieses jungen Prinzen nöthig war, mehrmalen bezeigte.

Anmerkung über das Reisen eines Prinzen in militärischer Rücksicht.

Um den Männern vom Handwerke einen Begriff von der Art zu geben, wie damals die Kriegskunst studiert ward, muß ich noch anmerken: daß man hier sieht, wie der Herzog Ferdinand nie versäumt hat, eine einzige Festung, die er auf seinen Reisen erreichen konnte, genau zu betrachten. Allein ich habe aus allen Nachrichten, die mir von gütigen Händen hierüber geliefert worden sind, nicht erfahren können, daß ihm jemals ein berühmtes Lager oder Schlachtfeld wäre gezeigt worden, wie es bey einer Reise in gegenwärtigen Zeiten und

in gleichen Verhältnissen gewiß geschehn seyn würde. Die Fortifikation war also sichtbarlich die einzige Pforte, durch die man damals in das Gebiet der Kriegskunst eingelassen ward. Ich gestehe, daß ich das nur aus der Ursache für einen Mangel halte, weil man auf die Art das einzige Mittel versäumt, jungen Leuten, die nicht durch Aufnehmen und Zeichnen gebildet werden können, (und das ist gerade der Fall der Prinzen,) ein Terrainsgedächtniß zu verschaffen, das doch im Kriege so nöthig ist. Sonst bin ich überzeugt, daß alle Kenntnisse der höhern Taktik, die man einem noch unerfahrnen jungen Menschen auf die Art beybringen will, sich seinem Gemüth gar nicht so eindrücken, als man es dadurch zu bewirken meynt; indem Terrain ohne Truppen, die darauf manövriren, ihm gar keinen lebendigen Begriff von der Sache selbst einflößen kann; da sich ihm hingegen die Verhältnisse der vor seinen Augen liegenden Fortifikationslinien einer Festung viel besser versinnlichen, und seinen Sinn für militärische Verhältnisse doch auch schärfen. Dieses jedoch nur im Vorbeygehen.

In Wien war zuverläßig die Rede davon, den jungen Herzog Ferdinand in kaiserliche Dienste zu ziehen. Ob er aber wirklich dort zum kaiserlichen Obersten deklarirt wurde, wie mich einige glaubwürdige Personen versichert haben, bin ich nicht fähig gewesen mit Zuverläßigkeit zu erfahren. Sein Bruder Ludwig erhielt indeß während Ferdinands Aufenthalt in dieser Hauptstadt ein Regiment, wie er es durch sein Verhalten im türkischen Feldzuge wohl verdient hatte.

Vorschläge, in kaiserliche Dienste zu treten, die aber keine Folgen haben.

Auch das habe ich nicht ausfindig machen können, ob politische Gründe, oder nur die Wahrscheinlichkeit, sein Glück besser anzulegen, Herzog Karln bewogen, ihn von den österreichischen Diensten abwendig zu machen und in preussische zu versetzen. So viel scheint gewiß, daß die Bedingungen, die man seinem Bruder in Wien antrug, diesem Fürsten nicht vortheilhaft genug schienen, und daß er ihn zum Theil deshalb nach Hause kommen ließ. Wäre dieser Entschluß blos durch die Geringfügigkeit der Anerbietungen veranlaßt worden, die man Ferdinanden von Seiten des

Muthmaßungen über die Gründe, die Ferdinanden zur Wahl des preussischen Dienstes bewogen haben mögen.

Wiener Hofes that, so hätte dieser hernach große Ursache gehabt, es zu bereuen, daß er den Zeitpunkt versäumt hätte, sich einen solchen Feldherrn zuzueignen, der hernach eine der Haupttriebfedern wurde, die den glücklichen Ausgang seiner großen, unter den herrlichsten Aussichten gefaßten Entwürfe vereiteln half; und man könnte dieß Beyspiel mehrern dieser Art beyzählen, die die Kriegsgeschichte aufstellt. Allein wenn man das ganze Leben des Herzogs Karl überdenkt, so ist es gewiß erlaubt zu glauben, daß jene geringe Anerbietungen des Wiener Hofes nur eine Nebenursache zu seinem Verfahren abgaben, und daß sie ihm vielleicht sehr willkommen waren, um den jungen Prinzen, dem es in Wien sehr wohl gefiel, von dem österreichischen Dienste abwendig zu machen. Deutsche Fürsten sind es nicht blos, um Einkünfte von ihren Unterthanen zu ziehen, und die nach Gutdünken wieder auszugeben; sondern um diese Unterthanen zu regieren, und ihr Wohl zu befördern. In protestantischen Ländern macht die Religionsfreyheit einen großen Theil dieses Wohls aus. Es müssen also patriotischgesinnte Reichsfürsten bey ihren

Verbindungen gar sehr auf diesen Punkt sehen, der mit dem Zuwachs der Macht des Hauses Oesterreichs, durchaus, und man sage dagegen was man wolle, nicht zu vereinbaren steht. Da nun die jüngern Prinzen aus unsern hohen protestantischen Häusern keine andre Laufbahn vor sich sehen, als Kriegsdienste; so macht die Wahl dieser Dienste für diese Prinzen einen Hauptzweig der Verbindungen jener Häuser aus. Sie größtentheils dem österreichischen Dienste widmen, heißt, sich in die Gewalt des Wiener Hofes begeben. Das wollte Herzog Karl, der immer sehr viel ächten deutschen Patriotismus bewiesen hat, vermuthlich nicht thun. Sein Bruder Ludwig war durch Umstände in diesen Dienst gekommen. Das schien ihm genug, und er hielt es für zuträglicher, die andern in dem Dienst desjenigen Regenten anzustellen, der immer die Hauptstütze der protestantischen Sache und der Freyheit im deutschen Reiche seyn muß; und dadurch seine eigne reichsfürstliche Freyheit sicher zu stellen. Diese Bewegungsgründe sind wahr, groß, edel, und des Beherrschers eines Landes, eines Volks, es sey groß oder klein, sehr

würdig. Wenn man bedenkt, wie auch Herzog Ludwig, sobald er konnte, sich von der Verbindung mit dem Wiener Staatsintereße loszumachen suchte; wie Herzog Karl seine übrigen Brüder alle dem preussischen Dienste widmete, so läßt sichs fast nicht zweifeln, daß er nicht sollte Ferdinanden schon damals mehr aus ächten deutschpatriotischen Staatsgründen, als aus Rücksichten auf Intereße der angebotnen Vortheile, dem österreichischen Dienst entzogen haben.

Bedingungen unter welchen sein Eintritt darin erfolgt.

Ohne indeß hierüber etwas entscheidendes festzusetzen, bleibt so viel als Thatsache ausgemacht, daß Herzog Ferdinand am 15ten May 1740 von Wien ab, und an den Hof seines Bruders zurückreisete. Da blieb er an vier Monate, und in der Zeit ward alles, was zu seinem Eintritte in preussische Dienste nöthig war, in Richtigkeit gebracht. Dieser Eintritt ward unter folgenden Bedingungen festgesetzt. Ferdinand sollte sogleich Oberster und Regimentschef werden, allein sein Bruder, der regierende Herzog, die zum Regimente nöthige Mannschaft stellen. Dieß that dieser

Regent auch auf eine, dem Landesherrn und dem zärtlichen Bruder gleich anständige Weise. Er gab keine aus seinem Lande ausgehobne Unterthanen dazu her, sondern er schickte Offiziere nach Werbeplätzen hin und ließ auf diese Art das ganze Regiment zusammen bringen.

Zweytes Kapitel.

Ferdinands wirklicher Eintritt in preussische Dienste; seine ersten Feldzüge in dem sogenannten ersten schlesischen Kriege. Merkwürdige Eräugnisse in seinem Leben, bis zu der Erneuerung des Kriegs, im Jahre 1744.

Gegen Ende des Monats September im Jahre 1740 reiste Herzog Ferdinand nach Potsdam zu dem großen König ab, dessen Diensten er sich zu widmen beschlossen hatte. Er traf ihn an, da er gerade das Fieber hatte, und die erste Frage desselben war nach dem Regimente, vermuthlich weil er damals schon den Zeitpunkt

Ferdinands Reise nach Potsdam und erste Beschäftigungen in preussischen Diensten. Er erhält Befehl, den Kö-

nig ins Feld zu begleiten.

voraussah, wo er es brauchen würde. Ferdinand berichtete ihm, daß mit allem Fleiß daran gearbeitet würde, es zusammen zu bringen. In der Zwischenzeit behielt ihn der König immer bey sich, und nahm ihn auf seinen verschiednen Reisen nach Ruppin und Rheinsberg gemeiniglich in seinem Wagen mit, woraus hinlänglich erhellt, daß der junge, der kluge, der witzige Friedrich viel Vergnügen an der Unterhaltung dieses Prinzen gefunden haben muß. Während seines ersten Zuges nach Schlesien ließ er ihn indeß zurück, und in der Zeit reiste Ferdinand nach Prenzlow, als den damaligen Sammelplatz seines Regiments. Er zeigte sich hier sehr emsig im Dienste, ließ die Leute, die zusammen waren, deren Anzahl sich auf etwa achthundert belief, fleißig exerziren, und erwartete da seine weitere Bestimmung. Er hatte bey der Gelegenheit wiederum Ursache, seines Bruders aufmerksame Liebe gegen ihn zu preisen; denn nicht nur war die Mannschaft schön, sondern das Offizierkorps, dessen mehrste Glieder Herzog Karl gewählt, und aus der Fremde hineingezogen hatte, zeichnete sich sowohl durch vortheilhafte

Bildung als durch Eifer im Dienst und gute Aufführung aus. Am 4ten Februar 1741 erhielt Ferdinand Befehl zum König zu kommen, und dort erst ward ihm der Entschluß eröffnet, daß er den nächsten Feldzug mitmachen sollte. In diesem sollte er das Große des Kriegs sehn, wozu er bestimmt war; denn zur Erlernung des kleinen Diensts beym Regiment blieb hernach in Friedenszeiten immer Gelegenheit genug. Da dieß nicht nur derjenige Krieg ist, wo Ferdinand seine erste Bildung zum Feldherrn erhielt; sondern auch derjenige, aus welchem ursprünglich alle Verhältnisse entstanden, in welchen sich dieser Feldherr mit so großem Glanze zeigte, so wird es nöthig seyn, dessen Veranlassung ein wenig auseinander zu setzen.

Entwickelung des Ursprungs der langen Fehde des Hauses Oesterreich und des Königs von Preussen.

Das Haus Brandenburg hatte die allergerechtesten Ansprüche auf denjenigen Theil der clevischen Länder, die, beym Absterben des letzten Herzogs von Cleve, im Jahre 1609, von dem Herzoge von Pfalz-Neuburg waren besetzt worden, und ihm hernach, bey den damaligen Umständen, nicht wieder entrissen werden konnten. Sie bestehn in

den Herzogthümern Jülich und Berg. Diese Ansprüche schienen Friedrich Wilhelm I. so unwidersprechlich richtig, daß er entschlossen war, sie zu behaupten. Er hatte sich deshalb dem Hause Oesterreich bey vielen Gelegenheiten gefällig bezeigt; und zwar unter der ausdrücklichen Bedingung, daß es ihm dagegen zur Ausführung dieser Angelegenheit behülflich seyn würde, die beym nahen Aussterben der pfalz-neuburgischen Linie, in deren Länder die sulzbachsche treten sollte, mit vollem Rechte und eben so viel Leichtigkeit ausgemacht werden konnte. Dieß hatte man ihm auch in den Traktaten von 1726 und 1728 von kaiserlicher Seite versprochen. Mit seiner pünktlichen Redlichkeit erfüllte Friedrich Wilhelm damals die seiner Seits übernommenen Bedingungen, und opferte dabey willig sein Intereße auf. Allein der kaiserliche Hof, anstatt eben so zu handeln, räumte der sulzbachschen Linie den Eventualbesitz dieser beyden Provinzen ein, und ließ dem König von Preussen ganz trocken erklären: er habe nie im Ernste die Absicht gehabt, der geleisteten Dienste wegen zu gestatten, daß die Macht des Hauses

Brandenburg einen so großen Zuwachs erhalten sollte.

Dieß waren aber nicht die einzigen Ansprüche dieses Hauses. Es hatte welche auf einen sehr großen Theil von Schlesien, nämlich auf die Fürstenthümer Jägerndorf, Liegnitz, Brieg und Wohlau, und auf die Herrschaften Beuthen, Liebschütz, Tarnowitz und Oderberg, mit ihren Pertinenzien. Sie gründeten sich auf die feyerlichsten Erbverträge zwischen dem Hause Brandenburg und verschiednen Linien der ehemaligen souveränen Herzoge von Schlesien. Es hatte zwar der große Kurfürst, im Jahre 1686, diesen Ansprüchen, gegen die Abtretung des Swibußer Distrikts entsagt. Allein da bediente sich der Wiener Hof einer List, die ihm nachhero zum Verderben gereichte. Der große Kurfürst lebte gerade damals in einer eben so großen Uneinigkeit mit seinem ältesten Sohne und Nachfolger, als in seinen jüngern Jahren zwischen ihm und seinem Vater obgewaltet hatte. Der Kurprinz, nachmaliger König Friedrich I. suchte Hülfe und Unterstützung in seinen Nöthen beym kaiserlichen Hofe. Diese geheime Unterhand-

lung lieferte den jungen ohnehin nicht sehr festen Prinzen, eben darum, weil sie geheim war, ganz in die Gewalt des österreichischen Hauses, und dieses benutzte die Umstände dazu, ihm das Versprechen abzunöthigen, das ganze jetzt hingegebene Swibußer Gebiet an Oesterreich sogleich wieder abzutreten, wenn er zur Regierung gelangen würde. Auf diese Art entlockt ein Geldmäckler einem Sohne einen Wechsel von tausend Thaler für hundert, die er ihm zahlt, dessen Zahltermin auf den Tod seines Vaters gesetzt ist, und diese Handlung hat ihren eigenthümlichen Namen. Sobald also auch dieser Fürstensohn zu seinem väterlichen Erbe gelangt war, so forderte das Haus Oesterreich von ihm die Vollziehung seines Versprechens. Der Kurfürst erfüllte es und beging den Fehler dabey, eine Summe Geldes dafür anzunehmen, die aber so gering gewesen seyn soll, daß sie die an diesem kleinen Distrikte preussischer Seits verwandten Meliorationen nicht einmal vergütete. Bey solchen Umständen war es leicht vorauszusehen, daß sich ein machthabender Nachfolger dieses Regenten, durch einen solchen, in allem

Betracht nichtigen Vertrag nicht für gebunden halten würde.

Friedrich Wilhelm hatte sich damit begnügt, die Mittel zu sammeln, wodurch einstens die Gerechtsame seines Hauses geltend gemacht werden konnten, hinterließ sie aber ungebraucht seinem Nachfolger, und freylich, in beßre Hände konnten sie nicht fallen. Die Frage war nur, auf welchen von beyden Ansprüchen er sie zuerst anwenden würde. Man glaubt gemeiniglich die Zeitumstände hätten Friedrich II. bewogen, seine Waffen gegen das Haus Oesterreich zu kehren; allein diese Meynung beruhet mehr auf dem Erfolge, als auf einer genauen Erwägung aller Umstände. Allerdings lagen in dem Tode Karls VI.; darin, daß er nur eine Tochter hinterließ; in dem schwachen Zustande der Truppen und an Geld, worin sich die österreichische Monarchie befand; in der Menge der Feinde, die wahrscheinlich über dieselbe herfallen würden; darin lagen, sage ich, Umstände, die dieser kluge König trefflich nutzte. Wenn indeß die Eroberung von Schlesien nicht bey weiten vortheilhafter für ihn gewesen wäre, so hätten sich alle diese

Umstände eben sowohl dazu anwenden lassen, Herr von jenen beyden Herzogthümern aus dem clevischen Nachlasse zu werden. König Friedrich ließ der Königinn von Ungarn für Schlesien zwey Millionen Gulden, seine Allianz und seinen Beytritt zur Kaiserwahl ihres Gemahls anbieten. Wäre, statt Schlesien, die Bedingung vorgeschlagen worden, daß der neue Kaiser, mit sammt der Macht des österreichischen Hauses, ihm zum Besitz der ganzen clevischen Succession verhelfen sollte; so hätte der Vorschlag wohl annehmlicher geschienen, und eben so leicht durchgesetzt werden können. Allein nicht nur war Schlesien ein weit beträchtlicherer Strich Landes, sondern es waren damit noch andre Umstände verknüpft, die dessen Besitz, selbst wenn jene beyden Herzogthümer beträchtlicher gewesen wären, doch wichtiger gemacht hätten. Dazu rechne ich erstlich, daß Schlesien eine dem Kurfürsten von Brandenburg weit gelegenere Provinz war, als irgend ein Land, was er am Rhein oder in Westphalen erwerben konnte. Er konnte es viel leichter gegen allen Angriff vertheidigen, wenn er es einmal besaß. Allein noch weit wichtiger

ward es durch den Umstand, daß dadurch die Axt an die Wurzel gelegt ward. Die Freundschaft mit dem Hause Oesterreich konnte nun nicht länger dauern. Dieses hatte rund heraus erklärt, es würde sich jeder Erweiterung der brandenburgischen Macht widersetzen, und dieses mußte nach einer solchen Erweiterung begierig seyn, um den königlichen Titel mit Würde führen zu können. Schlesiens Eroberung hatte also den doppelten Vortheil, daß es die Macht jenes Hauses verminderte, indem es die preussische verstärkte. Also würde auch schon deswegen, unter übrigens gleichen Umständen, Friedrich II. die Erwerbung dieser Provinz, den Herzogthümern Jülich und Berg vorgezogen haben. Ueberdem verdiente auch die Arglist, womit das Haus Oesterreich seit mehr als hundert Jahren gegen Brandenburg gehandelt hatte, daß man es dafür züchtigte; und wenn man dieß gleich nicht mit unter die Bewegungsgründe, die Friedrich II. beseelten, rechnen darf, so vergnügt es doch den Beobachter, der über die Schicksale der Welt und die Wege der Vorsehung nachdenkt, wenn er sieht, daß einmal Staatsklug-

heit mit strafender Gerechtigkeit zusammenfließt, und daß es die Vorsehung doch so anzufangen weiß, daß Unredlichkeit in der Politik gerade die Zerstörung der Absichten desjenigen bewirkt, der sie gebraucht.

Es beschloß also der neue König, unbekümmert ob jemand, und wer? mit ihm gemeinschaftliche Sache machen würde, die junge Erbinn der österreichischen Staaten mit der Gewalt der Waffen zu zwingen, ihm das abzutreten, was er als sein Eigenthum betrachtete. Er wußte zwar wohl, daß sich ein großer Sturm gegen sie erheben würde, und er mußte das auch wünschen; denn selbst die erschöpfte und durch eine schlechte Staatsverwaltung geschwächte österreichische Monarchie war ihm zu mächtig; und das zeigte sich, als man sah wie sie sich, von einer stärkern Seele belebt, zusammennahm, und einer weit größern Menge Feinde mit Glück die Spitze bot. Allein der König wollte sich nicht binden, und da er die Schwäche aller von Verbündeten gemeinschaftlich versuchten Unternehmungen wohl kannte, die Seinigen lieber ganz allein ausführen.

Im

Im December also, nachdem Maria Theresia die ihr von preussischer Seite gethanen Vorschläge stolz verworfen hatte, fing der Krieg an, der Ferdinands erste Schule werden sollte. Den 16ten besagten Monats rückte der König in Schlesien ein, marschirte gleich nach Glogau, ließ diese Festung einschließen, um sich nicht durch ihre damals unmögliche Belagerung, im weitern Vorrücken aufhalten zu lassen. Von da ging er in vier forßirten Märschen nach Breslau; bot dieser Stadt die Neutralität auf den ganzen Krieg an, denn sie hatte unter andern Privilegien auch das sich selbst zu bewachen. Nachdem Breslau diesen Vorschlag angenommen hatte, ging er nach Ohlau, dessen Commendant ihm das Schloß unter der Bedingung des freyen Abzugs sogleich übergab. Von da schickte er etliche Bataillons und Schwadronen, um das Land jenseits der Oder dem preussischen Scepter zu unterwerfen. Unterdessen war der Feldmarschall Schwerin mit einem Theile der Armee durch Niederschlesien bis an die böhmische Gränze hin gezogen, um auch dort die Einwohner in preussische Unterthanen zu verwandeln.

Erster Einfall in Schlesien und Eroberung dieser Provinz.

Er kam bis Ottmachau, wo ihm der König das Schloß bezwingen half. Nach der Vereinigung mit dem Schwerinschen Corps, ging der König weiter vor, trieb den General Brown, der die wenigen Truppen, die zur Zeit des preussischen Einbruchs in Schlesien lagen, zusammen gezogen hatte, immer vor sich her bis nach Mähren, ließ die Brücke bey Grätz über die Mora, die Brown vertheidigen wollte, forßiren, drang bis in diese Provinz, und schrieb Brandschatzung darin aus. Der Zug endigte sich mit dem fürchterlichen Bombardement von Neiß, das aber die Uebergabe der Festung nicht bewirkte. Hierauf ließ der König die Armee die Winterquartiere beziehn, so daß sie sich bis nach Jablunka an der ungrischen Gränze ausdehnte, und reiste darauf nach Berlin zurück. Die Eroberung von Schlesien war also binnen sechs Wochen vollendet, wenn man die Besetzung des platten Landes ohne die Einnahme irgend eines haltbaren Orts eine Eroberung nennen kann. Denn die Umstände waren dabey so, daß wenn das preussische Heer die geringste Schlappe erlitt, so mußte es diese

Provinz noch geschwinder verlassen, als es hineingedrungen war.

In den ersten Tagen des Februars erhielt Herzog Ferdinand Befehl nach Ruppin zum König zu kommen, und ihn von da in dem folgenden Feldzuge zu begleiten, und zwar nur für seine Person, denn das Regiment war noch nicht einmal ganz komplet, geschweige, daß es schon im Stande gewesen wäre, Dienste, und zumal im Felde, zu thun. 1741.

Er reiste also am 19ten Februar mit dem König nach Schlesien, welcher, drey Wochen nach seiner Rückkehr in seine alten Staaten, wieder dahin mußte, weil er Nachricht erhielt, daß man österreichischer Seits mehrere Truppen dort zusammenzöge, und den alten, durch die Kabalen der Hofleute und die schwache Eitelkeit seines Monarchen in der Festung Glaz eingesperrt gewesenen Feldmarschall Neuperg herausgeholt und gegen ihn aufgestellt hätte. Die Oesterreicher waren indeß mit ihren Anstalten noch nicht fertig, als es dem König gelang festen Fuß in Schlesien zu fassen. Dieß geschah dadurch, daß der Erbprinz von Dessau die Festung Glogau in der

Ferdinand reiset mit dem König zur Armee nach Schlesien ab. Feldzug von 1741.

Nacht vom 8ten zum 9ten März mit Sturm einnahm. Dieß mit so viel Klugheit als Tapferkeit ausgeführte Unternehmen kostete nur neun Mann an Todten und verursachte dem König viel Freude.

Das erste was Friedrich that, war, seine niederschlesischen Quartiere in Augenschein zu nehmen. Den 25ten Februar war er in Reichenbach, den 11ten März in Schweidnitz, wo er Nachricht erhielt, daß die Oesterreicher sich rüsteten, entweder durch Glatz oder durch Ziegenhals in Schlesien einzudringen. Darauf ging er nach Oberschlesien zum Feldmarschall Schwerin, der ihm gemeldet hatte, wenn er Verstärkung bekäme, so dächte er seine Quartiere bis zum Frühjahre gegen alle Unternehmungen der Oesterreicher zu behaupten. Vermuthlich dachte dieser Feldherr, sie würden auch so lange warten, um große Operationen anzufangen, und auf alle Fälle würden sie gegen ihn auf dem Wege wieder vorrücken, auf welchem sich Brown zurückgezogen hatte. Er hatte dem König diese Meynung dergestalt eingeflößt, daß dieser alle Anstalten zur Belagerung von Neiß

traf. Schon erwartete ihn da der Feldmarschall von Kalkstein mit zehn Bataillons und eben so viel Schwadronen, zu welchen der Herzog von Holstein noch mit sieben Bataillons und vier Schwadronen stoßen sollte. Eben wollte der König sich dahin in Marsch setzen, als ihm Deserteurs die Nachricht brachten, sie kämen von der zu Freudenthal stehenden feindlichen Cavallerie, die nur auf ihre Infanterie und Artillerie wartete, um gerade durch die preussischen Quartiere zum Entsatz der blokirten Festung Neiß hin zu ziehn. Es liegt aber Freudenthal nur eine Meile etwa von Jägerndorf, wo sich der König eben befand; daher war man in keiner geringen Noth, als man gleich nach dieser Nachricht schon vor den Thoren dieses Orts schmarmutzieren hörte; denn es lagen darin nur fünf Bataillons, fünf drey Pfünder, und Munition um vierzig Schüsse damit zu thun. Man meynte, Neuperg würde Jägerndorf angreifen lassen; allein er that es nicht, und der König macht sich in seinen Werken lustig darüber. Er sagt, der Berg habe eine Maus geboren. Aber mir deucht, er thut darin dem alten Feldmarschalle unrecht.

Der konnte ja nicht wissen, daß die Preussen alle Sicherheitsanstalten so sehr vernachläßigt hatten, und sich es noch weniger beykommen lassen, eine Stadt, worin fünf Bataillons lagen, mit Cavallerie, die auf ihre Infanterie und Artillerie wartete, anzugreifen. Er hatte seinen Zweck, worauf er losging; und wenn er diesen nachher nur lebhafter durchgesetzt hätte, so wäre die Versäumung eines Streichs, der ihm unmöglich scheinen mußte, von keiner Bedeutung gewesen.

Da nun die Absicht der Oesterreicher klar am Tage lag, so befahl der König allen in Oberschlesien liegenden Truppen zu ihm zu stoßen, und allem, was in Niederschlesien am rechten Ufer der Neiß stand, diesen Fluß zu Sorge zu passiren. Am 4ten April marschierte er also, mit allem was zu ihm gestoßen war, nach Neustadt, neben der österreichischen Armee her, die gerade über Zuckmantel durch den Paß von Ziegenhals auf Neiß losging, und zwar mit solcher Lebhaftigkeit, daß sogar der Markgraf Karl, der mit den niederschlesischen Truppen vom rechten Ufer der Neiß, zu

Sorge über diesen Fluß setzen wollte, ihre ganze Cavallerie am andern Ufer fand, die ihm den Uebergang verwehrte. Dieß ließ er dem König melden, der auch, um die Neiß zu passiren, nach Steinau marschirt war. Nun mußten alle diese Truppen bis nach Michelau, wo der General Marwitz mit dem Corps stand, das Brieg blokirt und um Schweidnitz herum gelegen hatte, herunter marschiren, um dort über diesen Fluß zu kommen. Den 8ten langte der König endlich zu Michelau an. Da erfuhr er durch einige Gefangne, daß sein Gegner Grotkau und darin achthundert Rekruten und ein Commando von funfzig Mann weggenommen hätte, und daß er den folgenden Tag nach Ohlau marschiren wollte, wo der König seine ganze schwere Artillerie und viele andre Vorräthe hatte. Um dieß Unglück zu verhüten, beschloß er gerade auf Neupergen loszugehn; allein am 9ten war das Schneewetter so arg, daß der Aufbruch unmöglich ward. Zum Glücke ward das Wetter am 10ten helle, und obgleich der Schnee eine Elle hoch lag, so konnte man doch vor sich her sehen, und etwas ausrichten.

Schlacht bey Mollwitz.

Um fünf Uhr des Morgens war die Armee beysammen. Sie bestand aus sieben und zwanzig Bataillons und zwey und dreyßig Schwadronen, drey von Husaren mitgerechnet. Sie rückte in fünf Colonnen auf den Feind los; zwey von Cavallerie auf den Flügeln, dann zwey von Infanterie dazwischen, und die von der Artillerie in der Mitte. Des Königs Lage war ganz besonders. Er kam daher, wo eigentlich der Feind hätte herkommen sollen, und dieser stand zwischen ihm und seinem Lande. Er mußte eine Schlacht liefern, mit Truppen und mit Generalen, die noch nicht viel vom Kriege gesehn hatten, gegen alte abgehärtete Soldaten. Wurden die Preussen geschlagen, so war der Rückzug fast unmöglich, und die ganze Armee konnte aufgerieben werden, ehe sie einen festen Punkt und ihre Magazine erreichte.

Unbegreiflich ist es, wie Neuperg, der bis dahin so vortrefflich verfahren hatte, nun auf einmal in eine solche Schläfrigkeit verfiel, daß er von den Preussen beynahe überfallen wurde. Er lag noch ganz ruhig mit seiner Armee in sehr engen Kantoni-

rungen um Mollwitz herum, als der König schon im Angesicht dieses Orts ankam. Auf diesem Platze sollte also die erste Schlacht geliefert werden, worauf das Schicksal Schlesiens, und man kann wohl sagen des Hauses Brandenburg beruhete. Die Gegend war wie ausgesucht dazu, um den Werth der beyderseitigen Truppen genau abzuwägen; denn es war eine Ebene, wo der Boden beyden Theilen nicht den geringsten Vortheil darbot. Dieß machte ihn auch recht geschickt zu einer entscheidenden Schlacht, wo beyde Theile gleich entschlossen sind, ihren Streit mit Einem Streiche abzuthun. Doch war das Schlachtfeld dem österreichischen Feldherrn darum vortheilhafter, weil er eine zahlreichere und als vortrefflich bekannte Reiterey bey sich hatte.

Künstliche Anlagen bey den Schlachten waren damals wenig bekannt, und wurden auch bey dieser gar nicht gebraucht. Der König ließ seine Armee so aufmarschiren, daß sich der rechte Flügel an Hermsdorf stützte, der linke aber an den Buschwitzer Bach, der tiefe und morastige Ufer hatte. Die Cavallerie kam auf die Flügel, die Infanterie

in die Mitte zu stehen, und die Kanonen wurden vor der Fronte vertheilt. So war der Entwurf; allein es ereignete sich ein Umstand, der damals nicht ungewöhnlich war. Der rechte Flügel der preussischen Cavallerie marschirte falsch auf, so daß er nicht bis an Hermsdorf reichte, und drey Bataillons aus der ersten Linie heraus-drängte, die man da in die Flanke stellen mußte. Sollte jemand noch zweifeln, wie viel der Zufall bey Schlachten vermag, so geben wir ihm zu bedenken, daß dieser, durch einen Fehler veranlaßte Vorfall, eine der Hauptursachen des preussischen Sieges ward. Doch darf ich eine künstliche Anordnung nicht vergessen, die der König eben deswegen traf, weil er damals den Krieg aus der Lektüre und nicht aus Erfahrung kannte. Sie bestand darin, daß er zwischen der Cavallerie eines jeden Flügels zwey Bataillons Grenatiere stellte, wie er es von Gustav Adolphen gelesen hatte. Allein diese Anordnung kann nur dann nutzen, wenn die gegenseitige Reiterey ihr Handwerk nicht versteht, und so wie zu Gustavs Zeiten langsam angreift.

Schon waren die Preussen mit der Formirung ihrer Schlachtordnung beschäftigt, als die österreichische Armee erst aus ihren Quartieren um Mollwitz heraus rückte. Diese mußte sich also unter dem Feuer der preussischen Kanonen in Schlachtordnung stellen. Der linke Flügel ihrer Reiterey war schon damit fertig, und die übrige Armee noch damit beschäftigt, sich, eben so wie die Preussen, mit der Cavallerie auf den Flügeln und der Infanterie in der Mitte zu stellen, als der General Römer, mit dem schon stehenden Flügel, das Feuer, was er aushalten mußte, unerträglich fand, und die preussische, ihm gegenüber stehende Reiterey lebhaft angriff, und auch sogleich warf. Alle Versuche, diese wieder zu stellen und gegen den Feind anzuführen, waren eben so fruchtlos als diejenigen, die die Sieger anwendeten, die preussische Infanterie in Unordnung zu bringen. Diese schoß auf die Flüchtlinge von ihrer eignen Reiterey, um sich Freund und Feind vom Leibe zu halten, welches ihr auch völlig gelang. Sogar die zwey Bataillons, die man zwischen die Cavallerie gestellt hatte, und die jetzt von ihr verlassen standen,

zogen sich unerschüttert und glücklich an die Infanterie heran. Theils im Verfolgen der Flüchtlinge, theils um die Infanterie in Unordnung zu bringen, drang die österreichische Reiterey zwischen die beyden Treffen der preussischen Infanterie ein, mußte aber mit Verlust vieler Leute, und besonders ihres tapfern Generals Römer, wieder zurück. Dieß bewirkten vorzüglich die in die Flanke gestellten drey Bataillons.

Unterdessen erhob sich das Feuer zwischen den beyderseitigen Fußvölkern, als Neuperg das seinige gestellt hatte, und es nun gegen das preussische anführte. Zugleich sprengte auch der rechte Flügel der österreichischen Reiterey gegen den linken der preussischen an, warf ihn über den Haufen, fand aber auch da eine eben so unerschütterliche Infanterie, von der er wieder abprellen mußte. Fünf Stunden lang hatten diese verschiednen Angriffe schon gedauert, während welcher die preussische Infanterie ein unaufhörliches Feuer gemacht und fast alle Munition verschossen hatte, so daß man über den Ausgang nicht ohne Sorgen war. Da aber nun durch das Zurückschlagen der

Cavallerie des österreichischen rechten Flügels, die lange nicht so wüthend gefochten hatte, als die am andern, der preussische linke Flügel freye Hand bekam, so rückte dieser mit einer Bewegung vor, als wollte er der österreichischen, jetzt verlaßnen Infanterie in die Flanke fallen. Hierdurch ward die Schlacht entschieden. Die Oesterreicher wichen von allen Seiten und zogen sich hinter das Langwitzer Wasser zurück, bis an dessen Ufer die preussische Armee vorrückte. Die kurz darauf einfallende Nacht verhinderte alles weitere Verfolgen des Feindes, der das Schlachtfeld, mit Hinterlassung von beynahe fünf tausend Todten und Verwundeten, neun Kanonen und vier Fahnen verließ. Die Preussen büßten auch über fünftehalb tausend Todte und Verwundete ein, und unter jenen den Markgrafen Friedrich, aus dem königlichen Hause.

Dieß war die erste Schlacht, welcher Herzog Ferdinand beywohnte. Allein dieser erhabne Lehrling der Kriegskunst sah sie nicht ganz. Es ist eine bekannte Sache, daß der König, während der Schlacht, vom Kampfplatze wegritt. Zu verwundern ists,

daß kein einziger Geschichtschreiber davon ein Wort sagt, und daß der König selbst diesen Umstand, in der Geschichte seiner Zeit, nicht erwähnt. Es wäre doch seiner so würdig gewesen, ihn freymüthig zu erzählen! Die Umstände der Schlacht waren so, daß ein König, der besonders darauf sehn muß, nicht lebendig gefangen zu werden, ohne alle Furchtsamkeit wegreiten konnte; und wenn das auch nicht so ausgemacht wäre, so könnte der Mann, der sich hernach so erstaunlich tapfer gezeigt hat, mit voller Würde gestehn, daß ihm bey dem allerersten großen Gefechte, dem er beygewohnt hat, einige Furcht angewandelt hat. Die Sache verhält sich also, wie ich aus glaubwürdiger Ueberliefrung weiß. Als der König, vermuthlich auf Anrathen des Feldmarschalls Schwerin, eben aus der Schlacht reiten wollte, so hielt der Herzog nicht weit davon. Der Feldmarschall erblickte ihn, und sagte zum König: „Da „ist Prinz Ferdinand, was befehlen Ihro „Majestät daß er thun soll?“ „Er soll „mit reiten:“ erwiederte der Monarch, und diesem Befehle mußte er gehorchen.

Unter den Eigenheiten dieses Krieges verdient folgendes bemerkt zu werden. Die preussische Armee hatte ihre Bagage bey sich, und das war eine Folge ihrer Lage. Man pflegt das Gepäcke sonst, wenn man schlagen will, nach einem Sicherheitsplatz zurück zu schicken, allein einen solchen hatten die Preussen nicht hinter sich. Neuperg stand ja zwischen ihrem Heere und allen ihnen gehörigen Oertern dieser Art. Das Gepäck ward also auch zu Pampitz, eine halbe Stunde vom Schlachtfelde, wo es aufgefahren stand, von den österreichischen Husaren geplündert. Indem sie die fliehende preussische Reiterey verfolgten, fanden sie dort das Gepäck, und das Regiment la Motte, das ihm zur Bedeckung dienen sollte, konnte es nicht retten. Das Sonderbare hiebey liegt aber darin, daß dieser Umstand ein wahres Glück für die Preussen war. Die nach Beute gierigen Oesterreicher versäumten den Augenblick zurückzukehren, und mit vereinigten Kräften der preussischen Infanterie in Flank und Rücken zu fallen, und auf die Art den Sieg zu erringen, der bey so gestellten Armeen immer erfolgen muß, wenn man die gegen-

seitige Cavallerie geschlagen hat, und dann seine Schuldigkeit thut. Allein noch weit sonderbarer ist es, daß eben dieser Umstand, bey mehrerm Schlachten mit gleichem Erfolge statt gefunden hat, so daß man denken sollte, Friedrich habe bey solchen Gelegenheiten mit Fleiß, das Gepäck, als Lockspeise, in der Nähe der Armee gelassen, um die Oesterreicher daran zu fangen.

In aller Rücksicht würde dieser Sieg für die Preussen von der allerhöchsten Wichtigkeit gewesen seyn. Es war der erste nicht nur in diesem Feldzuge, nicht nur in diesem Kriege, sondern in der ganzen Fehde, die eine neue Macht, mit einem neugebildeten Heere, gegen das Haus Oesterreich anfing. Solche Siege haben immer auf alle folgende Begebenheiten einen wesentlichen Einfluß. Hier kam aber noch der Umstand dazu, daß er das ganze preussische Heer vom Verderben errettete, dem es durch seine sonderbare Lage, da es des Feindes Land im Rücken hatte, ausgesetzt war.

Neuperg hatte indeß auch von Glück zu sagen, daß er so gut nach Neiß hinkam; denn der Herzog von Holstein stand eben

mit

mit sieben Bataillons und vier Schwadronen zu Strehlau, als die ganze fliehende österreichische Armee eine Stunde Weges weit vor ihm vorbey lief, ohne daß er ihr das geringste in den Weg legte.

Mit Recht sagt der königliche Geschichtschreiber, er und Neuperg hätten bis zu diesem entscheidenden Siege Fehler um die Wette gemacht, die der Leser aus dieser Erzählung hinlänglich abnehmen kann, ohne daß ich sie weitläuftig auseinander zu setzen brauchte.

Der König ließ Neupergen ruhig bey Neiß stehen, und dachte auf das Nothwendigere, nämlich Brieg einzunehmen und Breslau zu besetzen. Denn daß die mit letzter Stadt geschloßne Neutralität nicht bestehn würde, war leicht einzusehen. Verfolg des Feldzugs. Einnahme von Brieg und Breslau.

Am 27ten April wurden die Laufgräben vor Brieg eröffnet, und am 4ten May ergab sich diese Festung. Die Armee blieb hernach noch bis zum 28ten May in dem Lager bey Mollwitz stehn, das sie am 20ten April bezogen hatte.

Neiß war nun noch der einzige Platz, dessen Einnahme erfordert wurde, um sich in den sichern Besitz von Schlesien zu setzen.

Die österreichische Armee mußte aber erst davon weggedrängt werden. Daher marschirte der König gegen Ende Mays nach Grotkau, und am 4ten Junius nach Friedewalde, um dem Marschall Neuperg eine Schlacht zu liefern. Allein dieser zog sich hinter Neiß zurück, und der König nahm am 13ten Junius das Lager bey Strehlau, woselbst er bis zum 20ten August stehen blieb.

Den 10ten August ließ er Breslau unter dem Vorwande besetzen, daß man dort eine gefährliche Unterhandlung mit dem Feinde pflöge, und zwang diese Stadt ihm zu huldigen. Daß dieser Grund ein bloßer Vorwand war, erhellt daraus, weil nach dem Rechte allenfalls die Menschen hätten gestraft werden müssen, die ein solches Vergehen begangen hätten, nicht aber die ganze Stadt, die daran keinen Antheil nahm. Es wurde aber niemand bestraft, und von dem Verbrechen selbst war weiter nicht die Rede.

Eroberung von Neiß.

Nach verschiednen Versuchen, um den Feind von Neiß wegzudrängen, gelang es endlich dem König, ihn, durch eine, nach Oberschlesien hin gemachte Bewegung, zu

nöthigen, bis nach Jägerndorf zurücke zu gehen. Dieß geschah am 16ten Oktober, wodurch denn endlich Neiß sich selber überlassen, und am 18ten berennt wurde. Den 28ten eröffneten die Preussen die Laufgräben, und am 31ten ergab sich die Besatzung, unter der Bedingung, frey abzuziehen und sechs Kanonen mitzunehmen.

Gleich nach dieser Eroberung ging der König nach Berlin, und mit ihm auch Herzog Ferdinand, der ihm im ganzen Feldzuge nicht von der Seite gekommen war. Dieser war indessen damit noch nicht ganz geschlossen, sondern der Feldmarschall Schwerin rückte noch nach Oberschlesien vor, drang in Mähren ein, nahm Ollmütz weg und legte einen großen Theil seiner Truppen in dieser Provinz in die Winterquartiere.

England war ein Bundesgenosse von Oesterreich, und im Hannöverischen hatte sich zu Anfang dieses Feldzuges ein Corps Truppen zusammengezogen. Dadurch war der König genöthigt worden, eine Beobachtungsarmee von vier und dreyßig Bataillons und zwey und vierzig Schwadronen zu Göttin bey Brandenburg zu stellen, um seine

Lande von der Seite zu decken. Gegen Ende des Sommers ward aber eine Convention zu Hannover geschlossen, vermöge welcher Georg II. versprach, den König von Preussen von der Seite nicht anzugreifen. Hiedurch sah sich nun letzter im Stande, einen großen Theil dieser Truppen nach Schlesien kommen zu lassen, und den Erbprinzen von Dessau, der in Niederschlesien stand, damit zu verstärken. Darauf zog dieser von Neiß aus nach Böhmen, schloß die Festung Glaz ein, und legte seine Truppen in diesem Königreiche in die Winterquartiere, indem er das Seinige zu Jung-Bunzlau aufschlug.

1742. Ferdinand erhält Befehl den König in dem folgenden Feldzuge zu begleiten.

Den Winter über blieb Herzog Ferdinand mit dem König abwechselnd in Berlin und Potsdam. Allein da die Oesterreicher mit einer starken Armee in Böhmen einrückten, und sowohl da als in Mähren auf die Preussen loszugehn drohten, so mußte der König schon am 18ten Januar von Berlin zur Armee abreisen. Er ließ aber dabey den Herzog Ferdinand, und zwar in der ihn quälenden Ungewißheit zurück, ob er Befehl erhalten würde den Feldzug mit-

zumachen oder nicht. Endlich erhielt er den 21ten März diesen so erwünschten Befehl, und befand sich den 31ten schon in Neiß auf seiner Reise nach Mähren, wo er wenige Tage nachher zum König gelangte.

Er hatte durch diese Verspätung wenig versäumt. Die ganze Zeit über war der König in einer Expedition nach Mähren begriffen gewesen, die er in Verbindung mit den sächsischen Truppen unternommen hatte. Am 15ten Februar war die Armee bis Iglau und hernach bis Znaim vorgerückt. Von da aus wurde ein starkes Commando von zwey tausend Pferden mit drey Bataillons Infanterie ausgeschickt, um Brandschatzungen einzutreiben, und es streifte auch bis auf vier Meilen von Wien, worauf es am 20ten Februar nach Znaim zurückkehrte. Diese Brawade war aber auch alles, was man durch diese Unternehmung erlangte. Sie führte in ihrer Anlage zwey Gebrechen mit sich, wovon eins schon hinreichend war, sie zu vereiteln. Eine verbündete Armee sollte sie, und zwar in einer großen Entfernung vom Mittelpunkte der Macht aus-

Feldzug von 1742. Zug nach Mähren; läuft fruchtlos ab.

führen. Auf die Sachsen war wenig zu rechnen; denn der sächsische Hof ging heimlich damit um, einen besondern Vertrag mit Oesterreich zu schließen. In Mähren selbst hatte man keine Magazine anlegen können. Je mehr man also vorrückte, je mehr standen die Oesterreicher in den Flanken und erschwerten die Communication. Brünn hatte man nicht wegnehmen, sondern blos einschließen können. Nachdem man also den Monat März in Mähren zugebracht hatte, zog sich das sächsische Corps durch Böhmen langsam nach seiner Heimath zurück; und der König marschirte am 5ten April von Sehowitz, wo sein Hauptquartier bisher gestanden hatte, nach Böhmen, und verlegte seine Armee, in Erwartung der Verstärkung, die ihm der alte Fürst von Dessau aus seinem Lande zuführte, in die Gegend von Chrudim und Kuttenberg, zwischen der Elbe und der Saßawa in Kantonirungen. Während dieser Zeit erhielt der König einen wesentlichern Vortheil, als ihm sein ganzer Zug nach Mähren gebracht hatte. Das Schloß zu Glaz ergab sich am 25ten April aus Mangel an Lebensmitteln, und die

Besatzung, die zur Hälfte aus Kranken bestand, erhielt freyen Abzug.

Nachdem nun die Oesterreicher, unter Anführung des Prinzen Karls von Lothringen, die Preussen aus Mähren vertrieben hatten, rückten sie in Böhmen ein, um noch durch eine Schlacht zu versuchen, ob man den König von Preussen nicht um einen wohlfeilern Preiß, als die Abtretung von Schlesien, zum Frieden bewegen könnte. Prinz Karl marschirte also von Ollmütz ab, über Wischau und Meseritz nach Böhmen, passirte den Saßawafluß und setzte seinen Weg über Habor nach Willimow fort. Hierauf zog der König seine Armee bey Chrudim zusammen, und zog dem Feinde mit einer starken Avantgarde entgegen. Dieß geschah um sein Lager bey Czaslau zu nehmen; allein der Feind war ihm schon zuvorgekommen und hatte diesen Ort besetzt. Der König zog sich daher mit seiner Avantgarde bis Kuttenberg zurück, um sie in der Gegend in Kantonirungen zu legen, schickte aber seiner Armee, unter dem Erbprinzen von Dessau, Befehl vorzurücken und ein Lager unweit Czaslau zu beziehen, doch so

Feldzug in Böhmen.

nahe als möglich von Kuttenberg. Dieß that sie, und lagerte sich zwischen Sehusitz und Czirkwitz, so daß sie das Dorf Chotusitz vor der Front hatte.

Schlacht bey Chotusitz oder Czaslau.

So dreist und so geschickt waren die österreichischen leichten Truppen, daß der Erbprinz von Dessau große Mühe hatte, dem König von seiner genommenen Stellung Nachricht zu geben, und weitere Verhaltungsbefehle von ihm einzuholen. Indeß ließ ihm der König mit einem, unter Bedeckung eines Grenatierbataillons zugeschickten Brodtransporte wissen: daß, er den folgenden Tag, als am 17ten May, zur Armee stoßen würde, um hernach am 18ten den Prinz Karl mit ganzer Macht anzugreifen. Allein dieser, der mehr als eine Ursache hatte, eine Schlacht zu wünschen, (denn er wollte erst die Armee des Königs schlagen und dann Prag, das die Franzosen besetzt hatten, wieder erobern,) kam den 17ten mit Tagesanbruch auf den Prinzen von Dessau losmarschirt. Sobald letzter erfuhr, daß die ganze Armee des Feindes gegen ihn im Anzuge sey, ließ er die seinige ausrücken.

In der Schlachtordnung beyder Armeen war wieder nicht das geringste künstliche zu bemerken. Beyde hatten ihre Infanterie in der Mitte und die Reiterey auf beyden Flügeln. Der Prinz von Dessau ließ zwey große Haubitzen und zwey Zwölfpfünder auf eine Anhöhe vor seinem rechten Flügel stellen, und Chotusitz mit einem Regimente besetzen. Die preussische Cavallerie am linken Flügel stützte sich an den Sehusitzer Wildgarten, und da beging man den Fehler, daß man diesen nicht mit Fußvolke besetzte. Dagegen fiel der Aufmarsch am linken Flügel der Oesterreicher zu kurz aus; man langte damit nicht bis an die Schlucht und den Bach des Dorfs Wihositz, und die Cavallerie gab dort der preussischen ihre Flanke blos. Uebrigens mußten die Preussen so schnell ausrücken, daß sie nicht einmal ihr Lager abschlagen, geschweige denn die Ankunft des Königs erwarten konnten. Deshalb ward im zweyten Treffen Raum für die Truppen gelassen, die er mitbringen würde, den sie auch nachher einnahmen, als sie beym Anfange der Kanonade anlangten.

Sobald die österreichische Reiterey am linken Flügel auf ihren Platz kam, fing die auf einer Anhöhe gestellte preussische Batterie an darauf zu feuern, und brachte sie ein wenig aus der Fassung. Deshalb ward die erste Linie sogleich geworfen, als die preussische schnell auf sie lossprengte, um den Umstand ihrer unbedeckten Flanke zu nutzen, ehe ihm abgeholfen werden konnte. Allein das zweyte Treffen der Oesterreicher fiel der siegenden preussischen Reiterey auch in Flanke und Rücken, und trieb sie bis an ihre eben im Vorrücken begriffne Infanterie, wo sie sich wieder stellte, nochmals angriff, warf, und wieder zurückgejagt ward. Fast zur selbigen Zeit fiel eine ähnliche Scene auf dem andern Flügel vor. Die preussische Cavallerie schargirte auch da, und zwar anfänglich mit solchem Glücke, daß das Regiment Prinz Wilhelm bis in die österreichische Infanterie drang, und einige Bataillons in Unordnung brachte. Allein ein Gegenangriff der österreichischen Reiterey entriß ihr nicht nur alle diese Vortheile, sondern trieb sie ganz in die Flucht, so daß die Oesterreicher bis ins Lager drangen und es auch glücklich zu plün-

dern anfingen. Das war so erwünscht als möglich für die Preussen, denn bey der Infanterie ihres linken Flügels waren viele Fehler in der Stellung vorgefallen: Es befanden sich daselbst Lücken und Blößen. Diese nutzte das österreichische Fußvolk, fiel dem Regimente des Prinzen Leopold in die Flanke, und warf es auf Chotusitz zurück. Wäre in demselben Augenblick die österreichische Cavallerie bey der Hand gewesen, um auf die in Unordnung gebrachten Bataillons einzuhauen, und die zweyte Linie zu verhindern ihnen Hülfe zu bringen, so war die Schlacht verloren. Denn die Verwirrung hätte sich dann auf diesem Flügel allgemein verbreitet, und es wäre keine Rettung dagegen gewesen. Sie war schon so groß, daß die österreichische Infanterie zwischen die beyden preussischen Treffen eindrang, und selbst das Regiment Prinz Ferdinand (von Preussen), das dort beynahe im Centrum stand, zu schargiren anfing und in einige Unordnung brachte. Der Umstand, daß die Oesterreicher das Dorf Chotusitz selbst in Brand steckten, rettete hier die Preussen, denn nun konnten ihre Feinde nicht durchmarschiren, um

die von vorn anzugreifen, denen einige Truppen so glücklich in die Flanke gekommen waren.

Am rechten Flügel der Preussen hatte das Gefecht keine so gefährliche Wendung für sie genommen. Ihre zurückgeschlagene Cavallerie konnte nicht dazu gebracht werden, daß sie ihre Infanterie ganz verlassen hätte; daher konnte auch dieser nicht die Flanke abgewonnen werden. Dieses ward durch eine Anordnung bewirkt, die bey Mollwitz ähnliche gute Dienste geleistet hatte, und hier vielleicht eben so wie dort ein Werk des Zufalls war. Es waren nämlich hier wieder, entweder absichtlich, oder weil das Corps des Königs bey seinem Einrücken ins zweyte Treffen nicht Platz genug gefunden hatte, drey Grenatierbataillons in die Flanke der Infanterie gestellt worden, die die zurückgejagte Reiterey durch ihr Feuer gegen den verfolgenden Feind beschützt hatten. Wenn ein gleiches auf dem linken Flügel geschehn wäre, oder noch besser, wenn man Infanterie im Sehusitzer Wildgarten gestellt hätte, den hernach die Croaten besetzten, und von da

aus die ganze preussische Reiterey in die Flucht trieben, so wäre auch dort die Unordnung nie so groß geworden.

Indessen ward der Schaden dadurch wieder gut gemacht, daß der ganze preussische rechte Flügel, wo die Infanterie anfing die Oberhand über die österreichische zu gewinnen, vorrückte, die gegenüber stehenden Feinde zurücktrieb, durch eine Art von Schwenkung hinter dem österreichischen rechten Flügel herauskam und ihn zu umzingeln drohte. Dadurch sah sich dieser genöthigt alle errungene Vortheile aufzugeben, und auf seinen Rückzug zu denken. Dieß war das Ende einer Schlacht, worin beyde Theile mit wenig Kunst, aber mit vieler Tapferkeit fochten, und wo abermals die preussische Infanterie die Ueberlegenheit zeigte, die sie durch Friedrich Wilhelms Kriegszucht erworben hatte. Der Verlust an Todten und Verwundeten war von beyden Seiten ziemlich gleich. Von preussischer Seite belief er sich auf mehr als viertausend Mann, die Vermißten mitgerechnet. Dabey ist zu merken, daß wenn es mit diesen Listen seine Richtigkeit hat, so

befanden sich bey der preussischen Reiterey eilfmal mehr Todte als Verwundete, nämlich von letztern nur hundert und sieben Gemeine, von erstern aber eilfhundert sieben und achtzig. Ist die Sache wahr, so hätte ihre Ursache wohl verdient erforscht zu werden. Die Siegeszeichen bestanden in neunhundert Gefangenen, sechszehn Kanonen mit einer Haubitze und einer Fahne. Herzog Ferdinand wohnte dieser Schlacht an der Seite des Königs bey.

Die Folge dieser Schlacht ist der Frieden, und die Abtretung Schlesiens an Preussen.

An sich war der Sieg von keiner großen Bedeutung; allein er lehrte den Wiener Hof, die Ueberlegenheit der preussischen Infanterie kennen, die auch diese Schlacht allein gewonnen hatte: denn ob sich gleich die preussische Cavallerie besser als zu Mollwitz hielt, so hatte sie doch auch dießmal gegen die österreichische nicht bestehen können. Maria Theresia sah nun ein, daß Friedrich ihr gefährlichster Feind sey: Sie eilte seiner los zu werden, um den übrigen ihre ganze Macht fühlen zu lassen, und schloß deshalb einen besondern Frieden mit ihm, unter der ihr sehr schwer fallenden Bedingung, ihm Schlesien sammt der

Grafschaft Glaz, mit Ausnahme eines kleinen Theils von Oberschlesien, abzutreten. Die Friedenspräliminarien wurden schon am 11ten Junius, also drey Wochen nach der Schlacht unterzeichnet; und vor Ende desselben Monats war der Friede gänzlich geschlossen, die Truppen in vollem Marsche nach ihren Standquartieren, und der Herzog Ferdinand im Gefolge des Königs schon wieder in Berlin.

Ferdinand erhält den schwarzen Adlerorden.

Herzog Ferdinand konnte in diesen Feldzügen nichts thun, als sehn und lernen, indem er sie blos als eine Art Freywilliger, im Gefolge des Königs, mitmachte; allein der Erfolg seiner Thaten zeigt, wie gut er seine Zeit benutzt haben muß. Auch hatte er keine Gelegenheit dabey noch andre militärische Anlagen zu zeigen, als blos Tapferkeit und Wißbegierde; und er muß sie auf eine ausgezeichnete Art bewiesen haben, da ihm der König sogleich nach dem Feldzuge, (am Ende Julius dieses Jahrs) den schwarzen Adlerorden ertheilte. Man weiß wie sehr Friedrich der Große beständig auf den Glanz dieses Ordens gehalten hat, der freylich dem Herzoge, in preussischen Dien-

sten, vermöge seiner Geburt, nicht entgehn konnte. Allein er würde ihn gewiß nicht so früh und nicht so kurz nach dem letzten Feldzuge erhalten haben, wenn dieß nicht ein Merkmal der Zufriedenheit des Königs über sein militärisches Betragen während dieser Feldzüge hätte abgeben sollen. Noch mehr zeigte sich indeß die Gunst Friedrichs gegen Ferdinanden darin, daß er ihn zu seinem täglichen Gesellschafter und zum Begleiter auf allen seinen Reisen machte. Bey solchen Gelegenheiten kam weder die hohe Geburt, noch die Verwandtschaft in Anschlag. Friedrich schätzte selbst seine Brüder nur nach seiner Vorstellung von ihren Verdiensten, und ohne militärische Fähigkeiten gab es, für einen Prinzen der Soldat war, in seinen Augen kein Verdienst. Alle Annehmlichkeiten der Bildung und des Umgangs, die den jungen Herzog Ferdinand damals zierten, wären in des Königs Augen nichts gewesen, wenn er nicht kriegerische Talente und Thätigkeit bewiesen hätte. Er nahm also Ferdinanden in diesem Jahre mit auf die Reise, die er im Monat August durch seine westphälischen Staaten, bis nach Aachen, that.

Nach

Nach Beendigung dieser Reise begab sich der Herzog zu seinem Regimente, um es in Augenschein zu nehmen. Er selbst hatte mit dem Stabe und fünf Compagnien sein Quartier zu Königsberg in der Neumark; fünf andre Compagnien lagen in Soltin, und die zwey übrigen waren in den Städtchen Molrin und Berlinchen vertheilt. Von da that er eine kleine Reise nach Stettin, um die dort liegenden Regimenter und Festungswerke zu besehn, und so seine militärischen Kenntnisse zu erweitern. In der Mitte des Novembers kehrte er zurück nach Potsdam zum Könige, und brachte den Winter theils hier, theils in Berlin zu, that auch von da im Februar eine kurze Reise nach Braunschweig.

Im März 1743 reiste der König nach Schlesien, wohin ihn Herzog Ferdinand begleitete, und bey der Feyerlichkeit der Grundlegung des ersten Steines zum Fort Preussen, bey der Festung Neiß, mit zugegen war. Da nun aber das neue Regiment des Herzogs, dessen Mannschaft sein Bruder ganz für ihn gestellt hatte, so weit gebracht war, daß es am 27ten May dieses

1743. Reiset mit dem König nach Schlesien. Sein Regiment macht die erste Revüe mit, und er wird gleich darauf zum Generalmajor ernannt.

Jahrs die Revüe mitmachen sollte; so begab er sich mit Anfang Aprils dahin, um es vollends dazu vorbereiten zu helfen; denn es sollte mit in der Linie manövriren, und zwischen den Regimentern Prinz Wilhelm und Prinz Ferdinand von Preussen zu stehn kommen. Dieß geschah auch, und der König war, sowohl mit der Schönheit der Leute, als mit ihrem Manövriren, sehr zufrieden, welches er dem Chef dadurch bewies, daß er ihn zum Generalmajor erklärte. Darauf begleitete der Herzog den König auf allen übrigen Revüen, und bildete dadurch noch mehr seinen militärischen Blick. Nachher kehrte er mit ihm nach Potsdam und Berlin zurück, und blieb da bis zu Anfang des folgenden Jahres, in welchem er wiederum eine kleine Reise zu seinem Bruder nach Braunschweig machte.

1744. Im May 1744 nahm ihn der König wieder mit nach Schlesien, wo er mit Verwunderung sah, wie weit die angefangnen Werke zu Neiß schon vorgerückt waren. Bey seiner Rückkehr ließ der König die Potsdammer und Berliner Besatzungen Manövers machen. Herzog Ferdinand

betrachtete sie mit großer Aufmerksamkeit, denn es waren, wie er sie selbst nannte, ins Reelle gehende Manövres. Auf der Reise, die der König den Sommer nach Pyrmont that, nahm er nur eine sehr kleine Suite mit; weshalb der Herzog während der Zeit zu seinem Regimente ging, und es sehr fleißig exerziren ließ. Weil es noch niemals kampirt hatte, so veranstaltete er, daß es ein Lager aufschlagen mußte. Dabey ließ er, zu dessen Unterricht, einige Schanzarbeit machen, ein Dorf besetzen, und Posten zur Sicherheit, wie gegen den Feind, ausstellen. Während diesen Uebungen hatte er das Unglück, daß ein sonst gutes und frommes Pferd scheu ward, und so schnell bäumte, daß es sich mit ihm überschlug. Bey diesem gefährlichen Vorfalle war es noch ein Glück zu nennen, daß er mit einer starken Quetschung am Beine davon kam. Sie benahm ihm indeß das Vergnügen nach Berlin zu reisen, als dort die Vermählung der Schwester des Königs mit dem Könige von Schweden gefeyert ward, bey welcher Gelegenheit der Herzog Karl mit seiner Gemahlinn auch dahin kam. Einen

Bruder nicht umarmen zu können, den er so zärtlich liebte, schmerzte Ferdinanden gewiß weit mehr, als seine Wunde, und das Entbehren aller Feste, die jene Vermählung veranlaßte.

Drittes Kapitel.

Zweyter schlesischer Krieg. Begebenheiten Ferdinands nach demselben, bis zum Einmarsch in Sachsen.

1744. Veranlassung zum neuen Ausbruche des Krieges.

Bis jetzt hatte Herzog Ferdinand nur noch immer als Zuschauer auf dem Kriegsschauplatze gestanden. Die Zeit kam nun heran, wo er selbst eine Rolle dabey spielen sollte. Am 30ten Julius erhielt er Befehl, sich mit seinem Regimente in marschfertigen Stand zu setzen. Die Veranlassung dazu war folgende.

Das Glück der österreichischen Waffen gegen ihre Feinde war so groß, daß es allen denen, gegen die sie sich einst wenden konnten, bedenklich werden mußte. Unter die-

sen stand der König von Preussen oben an; und es war für ihn nichts anders zu erwarten, als daß Maria Theresia ihn angreifen würde, sobald sie die Franzosen, durch weitere Fortschritte gegen sie, zum Frieden gezwungen hätte. Um dieß zu verhüten, weckte er Frankreichs Muth durch das Versprechen seines Beystandes auf, und ergriff eifrig den schönklingenden Vorwand, daß man österreichischer Seits die Reichsverfassung umstürzen wolle, indem man sich weigere, den frey erwählten Karl VII. als Kaiser anzuerkennen, und ihm das zu Wien befindliche Reichsarchiv zu überliefern. Deshalb schloß Friedrich II. mit dem Kaiser, mit Pfalz und mit Hessen, am 22ten May 1744, die Frankfurter Union, zu dem Ende, die Verfassung des deutschen Reichs aufrecht zu erhalten, die Ruhe in demselben wieder herzustellen, und die kaiserliche Würde in ihrem vollen Ansehn zu behaupten.

Eröffnung des Feldzuges im J. 1744. Ferdinand und sein

Die Verbündeten fingen wie gewöhnlich dabey an, am Wiener Hofe wegen der Klagegründe über sein Betragen Vorstellungen zu thun, die aber auch wie gewöhn-

Regiment rücken in der Kolonne des Prinzen von Dessau, durch die Laussitz in Böhmen ein.

lich nichts fruchteten. Deshalb zog der König von Preussen seine Armee im August zusammen. Sie sollte, in drey Colonnen, durch die sächsischen Länder in Böhmen einrücken. Der Dresdner Hof, der sich noch nicht öffentlich für Oesterreich erklärt hatte, wie er bald hernach that, ward um Gestattung des Durchmarsches gebührend ersucht; der aber auch zugleich angetreten wurde, um dem Gesuche Nachdruck zu geben. Die erste Colonne, unter Anführung des Prinzen Leopold von Dessau, zog durch die Lausitz am rechten Ufer der Elbe hin. Bey derselben befand sich Herzog Ferdinand, als Generalmajor, mit seinem Regimente. Die andre führte der König selbst am linken Ufer der Elbe, über Leipzig nach Dresden und Pirna, und dann weiter in Böhmen herein. Die dritte bestand aus der Artillerie und dem Mundvorrath, und schiffte zwischen den beyden andern die Elbe herauf. Mit allem möglichen bösen Anstande ließen die Sachsen das preussische Heer durch ihr Land ziehn, weil sie nicht die geringste Anstalt getroffen hatten, um es ihm zu wehren. Außerdem rückte noch

ein Corps unter dem Feldmarschall Schwerin durch den Königgrätzer Kreis.

Am 2ten September standen alle diese Truppen im Lager vor Prag. In dieser Stadt lag der General Harsch mit zwanzigtausend Mann größtentheils Miliz; und ob er schon für den erfahrensten Stadtvertheidiger in der ganzen österreichischen Monarchie galt, so mußte er sich doch, aus Furcht vor der Einnahme mit Sturm, am 16ten September mit allen seinen Leuten zu Kriegsgefangnen ergeben, nachdem man am 10ten die Laufgräben eröffnet hatte. Die Belagerer verloren dabey nicht zweyhundert Mann; unter diesen aber den Markgraf Wilhelm von Brandenburg-Schwedt, Commandeur der Garde, einen Enkel des großen Kurfürsten. Einnahme von Prag.

Um diesen Sturme wenigstens einigen Einhalt zu thun, befahl Maria Theresia dem General Bathiany, der ihre Truppen in dem eroberten Bayern commandirte, nach Böhmen zu marschiren. Er that es, und stellte sich, dem Könige so nahe er konnte, hinter der Beraun, wobey er die Stadt dieses Namens besetzte. In der

Stellung erwartete er den Prinzen Karl von Lothringen, der mit seiner Armee vom Rhein herbey eilte, um die österreichischen Staaten zu decken, die so unvermuthet waren angegriffen worden, indeß man auswärts Eroberungen machte. Bey dieser Gelegenheit klagte der König sehr über die Franzosen, die den Prinz Karl nicht so leicht über den Rhein zurück und aus Elsaß hätten ziehen lassen sollen. Er fand auch, daß der Feldmarschall Seckendorf, mit seinem Corps bayerscher Truppen, nicht alles that, was er gekonnt hätte, um ihm beyzustehn. Das gewöhnliche Loos aller Unternehmungen unter Bundesgenossen, wo jeder wenig thut, weil jeder von dem andern viel erwartet!

Weitere Unternehmungen.

Nach der Eroberung von Prag, war die Frage: Was man ferner vornehmen sollte? Alle Regeln der Kriegskunst sagten: Man muß nach Beraun, den General Bathiany aufreiben, das große Magazin zu Pilsen wegnehmen oder zerstören, ehe Prinz Karl kömmt. Statt dessen ließ sich der König von dem glänzendern Gedanken hinreissen, in das Herz der Staaten seiner

Feindinn einzudringen, und marschirte nach Tabor. Der Generallieutenant von Nassau ward vorausgeschickt, und ihm ergab sich diese Stadt, so wie Budweis und das Bergschloß Frauenberg. Die Armee kam dieser Avantgarde am 26ten Sept. nach, und ließ auf die Art das Bathianysche Corps unversehrt in ihrer rechten Flanke stehn. Alsbald ermangelte dieser Feldherr nicht, seine leichten Truppen vorzutreiben, und Königssaal, zwey Meilen von Prag, zu besetzen. Von da aus schwärmten dieselben dermaßen in dem Rücken der preussischen Armee herum, daß sie vier Wochen lang kein Wort von Prag, und noch viel weniger von Prinz Karl und der ganzen übrigen Welt hörte. Keine Magazine waren angelegt; und der Haß der Einwohner machte ihre Errichtung auf der Stelle, wo man stand, unmöglich. Zufuhr konnte man aber, wegen der leichten Truppen des Feindes, auch nicht erhalten. Kurz die Armee litt Mangel, und die Generale des Königs, der Prinz von Dessau nämlich und der Feldmarschall Schwerin, stritten sich darüber: was bey solchen Umständen zu thun sey. Indeß erhielt der König

durch einen Spion Nachricht: Prinz Karl sey zu Prottwin angekommen. Sogleich beschloß man wieder über die Moldau zu setzen, und nach Wodnian zu marschieren. Allein die Nachricht ward falsch befunden, und die Armee mußte wieder nach Tabor zurück, gegen welches Nadasty schon mit seinen Husaren angerückt war, aber wieder abziehn mußte, weil der Oberste Kalnein nicht der Mann war, den ein Corps leichter Reiterey zur Uebergabe einer gemauerten Stadt bewegen konnte. Die Armee zog also am 8ten Oktober zu Teyn über die Moldau, nach Tabor hin, und die Arriergarde ward von den feindlichen Truppen hitzig aber ziemlich unglücklich verfolgt; denn der Oberste Ruesch machte ein ganzes Bataillon Croaten zu Gefangnen. Das half den Preussen aber nicht viel, und ihre Armee war zu Tabor in eben der Verlegenheit als zuvor, zumal da der König erfuhr, daß die Sachsen zu den Oesterreichern gestoßen wären, und mit diesen ein festes Lager hinter der Woltowa bey Pisek bezogen hätten; ja daß sie sogar Magazine im Chrudimer Kreise anlegen

ließen, um dahin zu marschieren, und den König von Prag ganz abzuschneiden.

Nun mußten die Preussen nothwendig wieder zurück. Sie begingen dabey den Fehler, dreytausend Mann Besatzung in Tabor, Budweis und Frauenberg zurück zu lassen, weil dreyhundert Kranke in Tabor liegen bleiben mußten, und weil man hoffte den Prinz Karl zu schlagen, da ihm denn diese Besatzungen den Rückzug erschweren sollten. Allein aus dem Schlagen ward nichts, und die Gesunden kamen mit den Kranken gar bald in des Feindes Gewalt.

Rückmarsch der Preussen.

Unterdessen ging Feldmarschall Schwerin, dem gefaßten Entschluß zu Folge, mit funfzehntausend Mann voraus nach Beneschau, und kam nicht nur den Oesterreichern in diesem wichtigen Posten zuvor, sondern bemächtigte sich auch des dort für sie zusammengebrachten Vorraths. Der König folgte und stieß am 14ten Oktober zu diesem Corps.

Die österreichische Avantgarde war schon im Marsch gewesen, um den Posten von Beneschau zu besetzen, als der König dahin kam, worauf sie sich über Neweklau

nach Marschowitz zurückzog, wo ihre ganze Armee zu ihr stieß. Da meynte nun der König, er würde das Ziel aller seiner Bemühungen finden. Er marschirte also am 24ten aus seinem Lager bey Beneschau in acht Colonnen heraus, und gerade auf den Feind los, um ihm eine Schlacht zu liefern. Bis auf eine Anhöhe, eine halbe Stunde weit von demselben, führte der König seine Armee, ließ sie in Schlachtordnung stellen, und die Nacht so unter dem Gewehre zubringen. Am 25ten früh recognoscirte er die Stellung des Feindes, und fand sie verändert, und so beschaffen, daß man ihn ohne großen Nachtheil darinnen nicht angreifen konnte. Er zog sich also wieder nach Beneschau zurück. Allein in diesem Lager konnte die Reiterey keine Fourage mehr finden, und also ließ der König die Armee den Marsch nach Pischely antreten, und zu Broschütz die Saßawa passiren. Zugleich schickte er den General von Nassau ab, um zehntausend zu Kamenburg stehende Oesterreicher wegzutreiben, welches dieser auch that, und sie durch eine Kanonade zwang, sich bey Ratzay über die Saßawa zurück zu ziehen.

Von dem Augenblicke an hörte und sah niemand mehr bey der Armee etwas von dem General Nassau und seinem ganzen Corps, so dreist schlichen sich die feindlichen leichten Truppen um ihn herum. Ja sie suchten sogar den Obersten Zimernau, der das Magazin in Pardubitz deckte, zu überrumpeln. Funfzehnhundert Grenatiere und sechshundert Husaren kamen dazu von der Seite von Mähren her: Ein Theil derselben, als Bauern verkleidet, die zum Magazin liefern wollten, suchte sich des Eingangs der Stadt zu versichern. Allein ein zu früh geschehner Pistolenschuß entdeckte und vereitelte das Vorhaben, und das Magazin ward gerettet.

Kaum war der König nach Pischely marschirt, so bezog Prinz Karl das Lager bey Beneschau, und marschirte hernach auf Kamerburg zu, über die Saßawa nach Janowitz, in der Absicht, den König von Schlesien abzuschneiden, wenn er Prag und Böhmen behaupten wollte, oder letzteres Land wieder zu erobern, wenn dieser zur sichern Gemeinschaft mit Schlesien nach Pardubitz zöge.

Darauf nahm der König ein Corps von achtzehn Bataillons und dreyßig Schwadronen, wobey sich Herzog Ferdinand befand, um damit zur Verstärkung des Generals Nassau nach Pardubitz zu ziehen. Unterweges erfuhr er aber durch österreichische Ueberläufer, daß die Feinde nach Kuttenberg marschirten. Dieß bewog den König nach Bömischbrod, zum Prinz Leopold, zurück zu kehren, und dem General Nassau nur acht Bataillons und zehn Schwadronen unter dem General dü Moulin zuzuschicken. Am 3ten November marschirte die preussische Armee vorwärts bis Kollin, blieb da bis zum 9ten, und machte dann Anstalt in sichrere und bequemere Quartiere über die Elbe zu gehen. Dieser Rückzug geschah am 10ten und 11ten ohne Verlust. Man bemühte sich in diesen Quartieren, den Oesterreichern den Uebergang über die Elbe unmöglich zu machen. Allein am 19ten glückte er ihnen doch. Die Nachläßigkeit der Patrouillen setzte sie in den Stand, zu Solnitz Brücken über diesen Fluß zu schlagen. Das einzige nahe dabey stehende Bataillon von Wedel hielt sie fünf Stunden lang dabey auf, ob es gleich

einem Feuer von funfzig Kanonen ausgesetzt war. Dreymal trieb damit der tapfre Oberstlieutenant von Wedel die österreichischen Grenatiere zurück. Da aber alle Husaren, die er zum König abgeschickt hatte, durch Panduren waren erschossen worden, die sich ans Ufer hin geschlichen hatten, und er also keine Unterstützung ankommen sah, ward er endlich genöthigt, sich, durch den Wischenjowitzer Wald, zur Armee zurück zu ziehen. Diese hatte Befehl, sich zu Wischenjowitz zu versammlen. Allein durch den Uebergang der Oesterreicher, war nun Nassau mit funfzehn Bataillons und neun Schwadronen von den übrigen abgeschnitten. Dieser General nahm also einen Umweg von Kollin und Podiebrad über Königsstadt, nach Königingrätz, und langte am 24ten November bey dem Könige an, nachdem ihm dieser ein und zwanzig Schwadronen zur Beyhülfe entgegen geschickt hatte.

Hierauf ward das schon gefaßte Vorhaben, zur Deckung von Schlesien, in diese Provinz einzurücken, ausgeführt. Den 27ten November marschirte die Armee von

Marsch der Preussen nach Schlesien. Ferdinand ist

bey der Arriergarde. Königingrätz in drey Colonnen dahin ab. Die eine zog durch die Grafschaft Glaz, die andre durch den Paß von Braunau, und die dritte über Trautenau und Schatzlar. Die mittlere führte der König selbst. Am 1ten December marschirte er damit nach Politz und Deutsch Hervera y. Die Brigade des Herzogs Ferdinand, und die des Prinzen Moritz, nebst dem Regimente von Ziethen, Husaren, machten die Arriergarde auf diesem Marsche, und kantonirten zu Nachod. Den 2ten marschirte der König nach Braunau und die Arriergarde nach Politz. Den 4ten kam der König nach Tanhausen, und die Arriergarde nach Braunau. Auf ihrem ganzen Wege wurde letztere geneckt, aber eben nicht sehr nachdrücklich.

Ferdinands Rückreise mit dem König nach Berlin. Den 6ten erhielt Herzog Ferdinand Befehl zum König nach Schweidnitz zu kommen, mit dem er alsdenn den 13ten abreisete und den 15ten zu Berlin ankam.

Wie unglücklich hernach noch der Schluß dieses Feldzuges war, daß die preussische Besatzung Prag verlassen mußte, und mit genauer Noth, und in sehr übeln Umständen, den Oesterreichern noch entkam, das

sind

sind bekannte Dinge, die aber zu unsrer Geschichte weiter nicht gehören.

Herzog Ferdinand wird Commandeur der königlichen Garde. Sein Bruder Albrecht bekömmt dagegen sein Regiment.

Sobald der König von dem Tode des Prinzen Wilhelms vor Prag Nachricht erhalten hatte, so dachte er schon darauf, dessen Stelle eines Commandeurs von der Garde dem Herzog Ferdinand zu ertheilen. Tapferkeit, Application im Dienst, militärische Einsichten und Fähigkeiten waren gewiß immer die Eigenschaften, worauf der König bey Beförderungen in seiner Armee sah, das Subjekt mochte von noch so hoher Geburt seyn. Man kann sich leicht vorstellen, daß er alle diese Eigenschaften in einem noch viel höhern Maaße bey demjenigen verlangte, dem er sein eignes Regiment anvertraute; das Regiment, das bey Mollwitz mit einer solchen ausgezeichneten Tapferkeit gefochten hatte, daß er den Jahrestag dieser Schlacht beständig bis an sein Ende durch ein ähnliches Manövre mit demselben gefeyert hat; das Regiment, das er für das beste in der Armee hielt; von dem er haben wollte, daß es das beste bleiben und stets ein Muster in allen Dingen für sein ganzes Heer

seyn sollte. Also war gewiß dieser Gedanke des Königs ein sichres Zeichen, daß er alle besagten Eigenschaften an Ferdinanden in hohem Grade erprobt hatte. Es war ihm aber auch gewiß nicht wenig angenehm auch andre an ihm zu finden, die ihm bey dieser Stelle noch zur besondern Zierde gereichten. In der That, der erste Monarch in der Welt, wenn er sich einen Commandeur seiner Garde hätte schaffen können, würde ihn nicht anders ersonnen haben, als Friedrich ihn an Ferdinanden fand. Denn außer jenen wesentlichen Eigenschaften, außer der hohen Geburt, die hiebey kein unbedeutender Umstand war, schmückte ihn noch ausgezeichnete körperliche Schönheit, der edelste Anstand von der Welt, und die feinsten Manieren, die sich nur denken ließen. Den 28ten September machte ihm der König seinen Entschluß bekannt, mit dem Versprechen, daß er in Ansehung der Einkünfte nicht nur nichts verlieren, sondern vielmehr noch Vortheile dabey haben sollte; und fügte hinzu, daß, da der Herzog Karl wohl gern sehn würde, wenn sein zeitheriges Regiment bey dem Hause bliebe, so möchte Herzog Ferdinand

seinen Bruder wegen seiner Wünsche in dieser Hinsicht befragen. Herzog Karl äußerte darauf das Verlangen, daß es Herzog Albrecht, ihr beyderseitiger Bruder, damals noch ein junger Prinz von achtzehn Jahren, der bis auf weitere Aussichten in dänischen Diensten als Oberstlieutenant stand, erhalten möchte. Sobald Herzog Ferdinand dem König diesen Wunsch seines Bruders eröffnet hatte, so sagte ihm Friedrich gleich darauf im Lager bey Pischely: „Nun ist alles richtig! Sagen Sie Ihrem „Bruder nur, daß er macht, daß Prinz „Albrecht den Abschied bekömmt:“ und kaum war der König am 14ten December in seine Residenz zurückgekommen, als er schon am 16ten Ferdinanden zum Commandeur der Garde deklarirte, und die Ertheilung dieser neuen Würde mit einer Anmuth würzte, die er, wenn er wollte, seinen Gunstbezeugungen so meisterlich zu geben wußte. Den Winter brachte der Herzog mit dem König in Potsdam, wo er nun sein Quartier hatte, und abwechselnd in Berlin zu. Der König that zwar den 21ten December eine Reise nach Schlesien, nahm aber niemanden mit,

und war am 25ten schon wieder in Potsdam zurück.

1745. Eröffnung des neuen Feldzuges. Da aber der Anfang des neuen Feldzuges heranrückte, und der König am 15ten März von Berlin abreiste, um von seiner Seite die nöthigen Anstalten dazu zu treffen; so begleitete ihn der Herzog. Ueber den Plan dieses Feldzugs drückt sich dieser Monarch selbst folgendermaaßen aus (S. Histoire de mon temps). „Dem Prinz „Karl den Eingang von Schlesien zu verwehren, das wäre ein thörigtes Unternehmen gewesen, da über zwanzig Wege, „in einer Strecke von vier und zwanzig „Meilen, aus Böhmen und Mähren in „diese Provinz führen. Weit besser habe „es geschienen, ihn hereinziehen zu lassen, „beym Ausgange aus den Pässen zu schlagen, nach Böhmen zurück zu treiben, und „dann ihm nachzufolgen.“ Nie ward ein militärisches Vorhaben pünktlicher ausgeführt als dieses.

Während den ersten Zeiten nach der Ankunft des Königs in Schlesien fielen verschiedene kleine Unternehmungen vor, und ihr Ausgang war für die Preussen immer glücklich. Mit Anfange Mays zog Frie-

drich endlich seine Armee in engere Quartiere um Jägerndorf, Schweidnitz und Glaz zusammen; und sein eignes verlegte er von Neiß, wo es bis dahin gewesen war, nach Kloster Kamenz. Die Oesterreicher ließen eine Menge ungrischer Truppen in Oberschlesien einrücken, mit denen verschiedne kleine Gefechte vorfielen. Daraus urtheilte der König sehr richtig, sie wollten nur seine Aufmerksamkeit dahin lenken, um desto leichter von Böhmen aus mit ihrer Armee einzudringen. Deshalb beschloß er, das in Oberschlesien stehende Corps des Markgrafen Karls noch an sich zu ziehn, damit er die Feinde mit seiner ganzen Macht empfangen könnte. Allein ihre kühnen leichten Truppen standen wieder dergestalt zwischen diesem Corps und seiner Armee, daß er kein ander Mittel sah, jenem den Befehl zum Hermarsch zukommen zu lassen, als ihn dem ganzen Ziethenschen Husaren-Regimente zur Ueberbringung aufzutragen. Dieß bahnte sich glücklich einen Weg durch die Feinde bis zum Markgrafen, der darauf den General Hautcharmoy mit sechs Bataillons und zwanzig Schwadronen gegen Esterhasy'n

stehn ließ, und ihm befahl, diese Truppen in Kosel, Brieg und Neiß zu vertheilen, wenn ihn die Uebermacht der Feinde dazu nöthigte: er selbst aber marschirte mit den noch übrigen zwölftausend Mann zum König. Zwar versuchten ihm die Oesterreicher mit ihren irregulären ungrischen Truppen, wozu noch einige reguläre Infanterie aus Mähren gestoßen war, und deren sämmtliche Anzahl der König auf zwanzig tausend Mann angiebt, den Weg zu versperren, und besetzten Tages zuvor alle Anhöhen auf dem Wege, wo der Markgraf durch mußte. Allein im Vorrücken vertrieb er sie aus dieser Stellung, und sobald er aus dem Gebirge heraus kam, ließ er die Regimenter Cavallerie, Gesler und Prinz Ludwig, in Schlachtordnung stellen, die über Ogylvi, ein österreichisches Regiment Fußvolk, herfielen, dann ein dahinter stehendes, Esterhasy, auch angriffen und beyde in die Pfanne hieben: sodann auf Gotha, Dragoner, schargierten; es warfen und viele Flüchtlinge niedermachten. Die Feinde ließen achthundert Todte auf dem Platze, und sobald die zusammengeraften ungrischen Völker das Schicksal der

regulären Truppen erblickten, liefen sie mit einem fürchterlichen Geschrey in die Wälder. Auf die Art kam Markgraf Karl glücklich zur königlichen Armee, die mit dieser Verstärkung bis zu mehr als siebenzig tausend Mann anwuchs; denn sie bestand nun aus ein und siebenzig Bataillons und hundert sechs und funfzig Schwadronen. In dieser Anzahl bezog sie am 27ten May das Lager bey Frankenstein.

Der König erzählt in seinen nachgelaßnen Werken folgende List, deren er sich bediente, um die Oesterreicher recht sicher zu machen, mit der sehr richtigen Bemerkung: daß die Listen im Kriege sehr nützlich sind, wenn man sie nur nicht zu oft gebraucht, weil sie sonst ihre Wirkungskraft verlieren. Er hatte einen falschen Spion, der beyden Partheyen diente. Diesen ließ er reichlich bezahlen, und wieß ihn zugleich an, ihm ja sogleich zu melden, wenn Prinz Karl vorrücken würde, damit er sich geschwind nach Breslau hinbegeben könnte. Dabey ließ er alle Wege nach dieser Stadt hin in Stand setzen, um dieser Nachricht alle Glaubwürdigkeit beyzufügen. Der Spion

List des Königs, um die Oesterreicher nach Schlesien herein, u. zwar so zu locken, wie er sie haben wollte, um sie zu schlagen.

versprach alles, was man von ihm verlangte, und lief sogleich mit der erhaltnen Weisung und der Nachricht von den bereiteten Wegen nach Prinz Karln.

Einmarsch der Oesterreicher in Schlesien.

Unterdessen näherte sich nach und nach die österreichische Armee der schlesischen Gränze. Sie zog von Jaromirz und Königingrätz her. Die Sachsen waren über Bunzlau und Königshof gekommen, und hatten sich zu Trautenau mit ihr vereinigt. Von da war alles auf Schatzlar marschirt. Sobald der König diese Nachricht erhielt, schickte er dem bey Landshut stehenden General Winterfeld den Befehl zu: sich auf das du Moulinsche Corps, und dann mit diesem bis nach Schweidnitz zurück zu ziehn; und dabey so geschickt als möglich die Nachricht von den Anstalten zu verbreiten, die man träfe, um den Fuß des Gebirges zu verlassen und sich nach Breslau zu begeben: die denn auch jener falsche Spion sogleich dem Prinz Karl hinterbrachte. Gleich nach du Moulins und Winterfelds glücklicher Ankunft zu Schweidnitz verließ der König das Lager bey Frankenstein am 29ten, um das bey Reichenbach zu be-

ziehen. Unterdessen war Prinz Karl von Schatzlar nach Landshut, dann weiter nach Reichenau, und endlich von da nach Bolkenhayn marschirt. Dort ritt er mit seiner ganzen Generalität nach dem Hohenfriedberger Galgen hin, um die Gegend und die Stellung seines Gegners zu recognosciren, und seinen Entschluß darnach zu fassen. Es hatte aber der König sein Lager so zweckmäßig zu stellen gewußt, daß der Nonnenbusch den größten Theil desselben verbarg, und das übrige nur wie einzelne da postirte Corps aussah. In diesem Lager hielt sich die preussische Armee so stille als möglich, und alle Vorsicht war getroffen, damit die feindlichen leichten Truppen ihre Stärke nicht entdecken konnten. Denn nicht nur mußte sich der Generallieutenant von Nassau mit vier Grenadierbataillons, zwey Dragoner-Regimentern, und den Ziethenschen Husaren bey dem Dorfe Zedlitz, auf der Straße von Striegau, eine halbe Stunde weit vor den rechten Flügel der Armee stellen und den Nonnenbusch besetzen; sondern es waren auch Posten von Infanterie in das

Getraide gelegt worden, um die feindlichen Partheyen abzuhalten.

Schlacht bey Striegau.

Bey dem Recognosciren beschloß Prinz Karl seine Armee denselben Tag noch in die Ebene von Striegau zu führen. Die Truppen erhielten also Befehl abzukochen, und um ein Uhr Mittags setzte sich die Armee in vier Colonnen in Marsch. Sie langte sehr spät in der Gegend von Hohenfriedberg und Pilgramshayn an, so daß sie kein Lager abstechen konnte; sondern in ziemlicher Unordnung die Nacht unter dem Gewehr zubringen mußte. Der linke Flügel, wo die Sachsen standen, hatte jenseits Pilgramshayn eine Reihe zusammenhängender Anhöhen vor sich, welche die Spitzberge heißen. Diese Berge sollte ihre Avantgarde besetzen, die aus sämmtlichen Uhlanen, dem Rutowskyschen leichten Reiterregiment, und vier Bataillons Grenadieren bestand. Weil es ihnen aber zu spät war, und kein Mensch bey der Armee sich einen preussischen Angriff träumen ließ, so rückten sie nicht bis an die äußerste dieser Höhen vor. In dieser Verfassung ließen die Generale ihre Armee, und Prinz Karl, der

österreichische, ritt nach Hausdorf; der Herzog von Weissenfels, der sächsische, nach Ronstock, um nach der gehabten Strapatze der Ruhe zu pflegen; nachdem ihnen Nadasty hatte melden lassen, er sähe die feindliche Armee in völliger Ruhe, und alle ihre Wachtfeuer brennen. Denn das hatte der König so befohlen, um seine Bewegung besser zu verbergen.

Dem Könige standen nun seine Feinde gerade so wie er sie haben wollte; und er versäumte also nicht einen Augenblick, den so schön zubereiteten Streich gegen sie auszuführen. Um acht Uhr mußte sich General dû Moulin, mit einer Avantgarde von sieben Grenadierbataillons, zwanzig Schwadronen Husaren, und zehn Schwadronen Dragoner in Bewegung setzen, um den Striegauer Bach zu passiren und die erste Anhöhe nach seiner Seite zu, die der König den Topasberg nennt, zu besetzen. Zugleich marschirte die ganze Armee in der größten Stille, so daß selbst das Rauchen dabey verboten war, in zwey Colonnen ab. Die Spitzen derselben gelangten um Mitternacht an die Striegauer Brücken,

warteten da aber, bis hinten alles wohl aufgeschlossen hatte. Um zwey Uhr versammelte der König die Generalität, und gab ihr die Disposition zur Schlacht; und sobald jeder wieder an seinem Posten war, setzte sich die ganze Armee in Bewegung, mit dem dû Moulinschen Corps an ihrer Spitze. Dieses stieß sogleich auf die Avantgarde der Sachsen, die auf der von ihnen besetzten Anhöhe eine Batterie von vier Kanonen vor sich hatte. Um sie sichrer anzugreifen, dehnte sich dieser General rechts auf einer Anhöhe aus, von welcher er, immer im Vorrücken, ein heftiges Kanonenfeuer auf sie machen ließ. Dieß zog das sächsische Corps aus seinem Schlafe: allein die Oesterreicher dachten noch immer nicht daran, daß sie von den Preussen attakirt werden sollten, sondern blieben in guter Ruhe; in der Meynung, Nadasty schösse sich nur ein wenig mit preussischen leichten Truppen herum.

Sobald die preussische Armee dû Moulins Kanonade hörte, eilte sie sich in Schlachtordnung zu stellen. Cavallerie und Infanterie zog sich durch einander da-

hin, um an ihn anzuschließen, da sein Corps den Richtungspunkt ausmachte. Allein diese Eil that der Ordnung keinen wesentlichen Eintrag, denn die Truppen wickelten sich durch eigne Aufmerksamkeit sehr gut auseinander. Es kamen zwar anfänglich Bataillons aus dem zweyten Treffen vorn hin zu stehen, allein es währte nicht lange, so ward das wieder eingerichtet. Die sächsische Cavallerie war unterdessen vorgerückt, und erblickte sogleich die mißliche Lage ihrer Avantgarde. Sie schargirte also unverzüglich, aber unglücklich, denn sie ward von der preussischen Cavallerie sogleich geworfen. Die Sachsen klagen bey der Gelegenheit: die ihnen beygegebene zwey österreichischen Cavallerie-Regimenter hätten sie schlecht unterstützt, indem sie geglaubt, sie hätten Zeit genug, und wären daher zu spät vorgerückt. Dem sey wie ihm wolle, so kam denn doch hernach die sächsische zweyte Linie Cavallerie mit diesen Oesterreichern heran; hielt sich aber noch schlechter, und lief davon, ohne einmal mit den Preussen handgemein zu werden. Darauf hieben also die Preussen das sächsische Infanterie-Regiment von

Schönberg und etliche Grenadierkompagnien von der Avantgarde zusammen, weil sie diese allein erreichen konnten.

Alle diese Cavallerieattaken geschahen, wie natürlich, unter beständigem Vorrücken der preussischen Cavallerie vom rechten Flügel und der dû Moulinschen Avantgarde. Die Infanterie der Armee mußte also eilen um sich anzuschließen. Jeder Theil derselben marschirte demnach vorwärts, ohne sich um das was vor oder hinter ihm herzog, zu bekümmern. Da sich nun auch unterdessen die österreichische Armee in Schlachtordnung gestellt hatte, so kamen die preussischen Brigaden, so wie sie vorrückten, ins Gefecht mit ihnen. Des Prinzen Moritzens seine, die erste am rechten Flügel, traf auf die Spitze des nun durch die Flucht der Sachsen blankstehenden linken Flügels der Oesterreicher. An dieser Brigade standen drey Bataillons als eine Flanke, so beliebt war durch die Schlachten im vorhergehenden Kriege diese Anordnung bey den Preussen geworden; und sie ist auch sehr nützlich, zumal wenn man sich nicht völlig auf seine Cavallerie verlassen kann. Von diesen drey Bataillo-

nen nahm Prinz Moritz eins, ließ es in der Linie neben sich stellen, um seine Gegner noch besser zu überflügeln, und zwang diese so zum Weichen. Eben so schargirte die Brigade von Blankensee die Feinde, die sie im Avanciren vor sich fand. Herzog Ferdinand, dessen Brigade aus zwey Bataillon Garde, eins Grenadiergarde und zwey von Haake bestand, und auf die von Blankensee folgte, traf damit auf das Dorf Thomaswalde, woran sich die Regimenter Kollowrath und Max. Hessen von den Oesterreichern stützten. Dieses Dorf griff er lebhaft an, setzte hindurch, und trieb gleichfalls seine Gegner zurück. Welchen fürchterlichen Widerstand er hier erfahren mußte, zeigt die Zahl der Todten und Verwundeten. Seine Brigade kann höchstens dreytausend dreyhundert Mann ausgemacht haben, und von dieser Anzahl wurden neunhundert neun und dreyßig, bey dieser Attake, von den feindlichen Kugeln todt oder verwundet zu Boden gestreckt.

Die Sachsen waren vom Schlachtfelde gerade weggelaufen; das that aber die österreichische Infanterie nicht. Sie wich

nur in einiger Unordnung vor dem fürchterlichen Feuer der Preussen. Wenn Infanterie weicht, so geschieht das nicht gerade, sondern seitwärts, weil sie immer sucht mit dem einen Flügel an dem Theil, der noch steht, hängen zu bleiben. So machten es also hier auch die zum Feldgeben gezwungnen österreichischen Bataillons, so wie sie nacheinander angegriffen wurden. Im Vorrücken folgte daher auch der rechte Flügel der Preussen mechanisch dieser Bewegung, und machte auf diese Weise eine irreguläre Schwenkung links. Davon wußte ihr linker Flügel nichts; sondern sobald er in Ordnung gestanden, war er gerade vor marschirt, um das, was er vor sich sah, zu schargiren; und dieser Angriff brachte ebenfalls den rechten Flügel der Feinde in Unordnung. Unterdessen war durch diese verschiednen und unzusammenhängenden Bewegungen der beyden preussischen Flügel eine ansehnliche Lücke in ihrer Mitte entstanden, die der General Gesler bemerkte, und sogleich dadurch füllte, daß er das, zehn Schwadronen starke, Bayreuthische Dragoner Regiment hinein führte. Als er damit auf den Platz kam, sah er

einige österreichische Infanterie noch unerschüttert vor sich stehn. Ohne sich lange zu besinnen, jagte er mit seinen Dragonern darauf los, und sprengte nicht nur, was noch Stand hielt, sondern machte von sieben Infanterie-Regimentern alles, was nicht vorher todtgeschossen oder von seinen Leuten niedergemacht worden war, zu Gefangnen, und eroberte sechs und sechzig Fahnen. Mit dieser bewundernswürdigen That hatte die Schlacht ein Ende; denn kurz zuvor war die österreichische Reiterey vom rechten Flügel auch vom Schlachtfelde vertrieben worden, theils durch die preussische, theils durch den General Polenz, der seine Grenadier-Brigade das Dörfchen Fegebeutel, am äußersten Ende dieses Flügels, besetzen und der österreichischen Cavallerie von da in die Flanke feuern ließ. Dieser Theil der Armee zog sich durch Hohenfriedberg zurück, das Centrum durch Kauder, und die Sachsen waren schon vorher über Seyfersdorf vom Schlachtfelde geeilt. Bey diesem Rückzuge verloren die Feinde wenig. Die Sachsen konnte man nicht verfolgen, weil noch die ganze österreichische Armee auf dem Platze stand: und

Wallis und Nadasty warfen sich vor die geschlagenen Oesterreicher. Deshalb folgten die Preussen nicht weiter nach als bis auf die Höhen von Kauder. In der Schlacht selbst war aber der Verlust groß gewesen. Weniger als fünftausend Todte und Verwundete hatte die verbundne Armee gewiß nicht auf der Wahlstatt zurückgelassen; und die Siegeszeichen bestanden in ungefähr siebentausend Gefangnen, in acht Paar Pauken, sechs und siebenzig Fahnen, sieben Standarten und sechzig Kanonen. Die Preussen hatten an Todten, vier und dreyßig Offiziere, ein und funfzig Unteroffiziere, achthundert neun und funfzig Gemeine; an Verwundeten, hundert und funfzig Offiziere, hundert und fünf und sechzig Unteroffiziere, dreytausend dreyhundert und acht und neunzig Gemeine; neun und sechzig Gemeine wurden vermißt. Ueberhaupt also befanden sie sich nach diesem Siege um viertausend siebenhundert sechs und zwanzig Mann schwächer als vorhero.

Diese Schlacht wird in der Kriegsgeschichte ewig merkwürdig bleiben, und zwar durch zwey Umstände, wovon der eine be-

kannt, der andre aber meines Wissens noch nicht bemerkt worden ist. Jener besteht in der Kunst, womit Friedrich der Große seinen Feind gerade auf den Fleck lockte, wo er ihn haben wollte, um ihn zu schlagen. Dieser aber darin, daß es die erste Schlacht ist, wo er den Angriff in schräger Linie gebrauchte. Ihr Entwurf hat sogar mit demjenigen, den er nachher zur Schlacht bey Kollin anlegte, eine auffallende Aehnlichkeit. Das dû Moulinsche Corps handelte wie dort das Hülsensche; beyde waren der Direktionspunkt für die ganze Armee. Hier kamen die Brigaden, eine nach der andern ins Feuer, wie sie dort hätten thun sollen. Man muß also den Ursprung des Gebrauchs dieser mit recht berühmten Schlachtordnung von dem Tage der Schlacht bey Hohenfriedberg an rechnen. Ob sich Friedrich damals schon das ganze Manöver eben so dachte, als tiefres Studium der Kunst es ihm hernach einprägte, da er es zu Kollin entwarf und zu Leuthen ausführte, das bliebe noch wohl die Frage. Allein jede Erfindung muß ja vollkommner werden, und es ist kein Wunder, wenn der erste Versuch nicht so regelmäßig ausfällt, als die nach-

herige Ausübung. Mir ists genug, den Keim des sich entwickelnden Kriegsgenies dieses großen Monarchen hier angemerkt zu haben.

Einmarsch der Preussen in Böhmen.

Den Tag nach der Schlacht ward General dû Moulin mit seinem Corps dem Feinde nachgeschickt. Er traf ihn zwar bey Landshut an, konnte ihm aber nichts anhaben; denn dieser setzte sogleich seinen Marsch weiter fort nach Böhmen. Den 6ten Junius marschirte die preussische Armee selbst nach Landshut, von wo aus die Avantgarde weiter vor nach Starkard, und auf die Nachricht, die Feinde zögen von Trautenau nach Jaromirz, bis nach Skalitz vorrückte. Darauf drang die Armee über Friedland und Nachod durch das Gebirge in Böhmen ein, und breitete sich längst der Metau aus, einem Bache, der von Neustadt her bey Pleß in die Elbe fließt. Die Oesterreicher standen hinter der Elbe, zwischen Schmirschitz und Jaromirz. Die preussische Avantgarde, wobey Herzog Ferdinand war, trieb den General Nadasty zurück, um über die Metau zu setzen. Den folgenden Tag verstärkte sie der König mit

eilf Bataillons, setzte sich an ihre Spitze, marschirte nach Karawalhota, und weiter nach Königingrätz, in die Gegend zwischen Rusek nach der Elbe hin und Divetz am Adler, einem kleinen Flusse, der in der Grafschaft Glaz entspringt. Die Armee lagerte sich eine Viertel-Meile hinter diesem Vortrabe. Prinz Karl setzte sich den Preussen gegenüber auf Anhöhen, beym Einflusse des Adlers in die Elbe; so daß Königingrätz, mit fünfhundert Oesterreichern besetzt, mitten zwischen beyden Heeren lag. Der König hatte sich vorgenommen, nichts der Entscheidung des Glücks zu überlassen, sondern Schlesien blos dadurch gegen einen feindlichen Angriff zu sichern, daß er die ganze dortige Gränze Böhmens rein aufzehrte. Daher blieb er lange in diesem Lager stehen, wo er gegen den 18ten Junius einrückte. Von da aus schickte er den General Nassau mit zwölftausend Mann, am 25ten Junius, nach Oberschlesien, um die Ungarn daraus zu vertreiben. Diese spielten daselbst den Meister, nachdem sie Kosel durch die Verrätherey eines desertirten Offiziers mit Sturm erobert hatten. Allein Nassau

nahm ihnen nicht nur diese Festung wieder weg, sondern jagte sie noch in diesem Sommer nach Mähren zurück.

Ferdinands unvermuthete Zusammenkunft mit seinem Bruder Ludwig.

In dem Lager zu Divetz erlebte Herzog Ferdinand eine höchst unerwartete, sehr angenehme Begebenheit. Sein jüngrer Bruder, Prinz Albrecht, machte diesen Feldzug als Zuschauer mit, so wie er selbst einige Jahre vorher gethan hatte, um sich zu seiner künftigen Laufbahn gehörig vorzubereiten. Wenn ihn die Wißbegier nicht wo anders hinberief, hatte ihn Ferdinand bey sich. Am 30ten Junius war er mit ihm nach den Vorposten geritten; und der daselbst commandirende Jäger-Hauptmann ward erschossen, weil er sich, in der Absicht etwas recht genau zu sehen, zu weit vor gewagt hatte. Der Herzog schickte jemanden zum feindlichen Vorposten hin, damit man den Leichnam mit Sicherheit abholen könnte. Dazu ward ein kleiner Stillstand verwilligt, und sein Abgeordneter brachte dem Herzog die Nachricht, Ludwig, sein geliebter Bruder, der bey der gegenseitigen Armee diente, befände sich eben bey dem feindlichen Vorposten und wünsche seine

beyden Brüder bey der Gelegenheit zu umarmen. Ferdinand und Albrecht ritten also auf den Platz zwischen beyden Posten, und genoßen das Vergnügen einer kurzen Zusammenkunft mit dem Herzog Ludwig. Man muß Ferdinanden gekannt haben, dessen Herz ganz besonders für alle zärtliche, liebreiche Empfindungen geschaffen war; man muß wissen, wie er seine ganze Familie, und zumal diesen Bruder liebte, um sich die Freude zu denken, die er bey dieser Gelegenheit empfand.

Ferdinand läuft große Gefahr bey einer Recognoscirung.

Von ganz andrer Art war der Vorfall, der ihm am 12ten Julius begegnete. Wenn zwey Armeen so stehn, daß sie nur durch ein Gewässer getrennt sind, an dessen beyden Ufern sie ihre Vorposten gestellt haben, so pflegen diese gar nicht auf einander zu feuern; weil dieß nur Menschen ohne allen Nutzen kostet; und in dieser Lage stunden Preussen und Oesterreicher am Adlerbache. Deshalb ritt Herzog Ferdinand ohne alle Vorsicht nach den Vorposten hin, vermuthlich als Generalmajor de Jour. Er hatte die völlige Uniform der Garde an, mit dem Sterne auf der Brust; sein

Bruder Albrecht, sein Adjutant und ein Jäger-Hauptmann nebst einigen Bedienten begleiteten ihn, da er vorritt um eine Stelle zu besehn, wo er noch einen Posten anstellen wollte. Auf einmal machten die Oesterreicher ein sehr heftiges Feuer auf sie, vermuthlich in der Meynung, sie hätten den König selbst vor sich; und es war ein großes Glück, daß sie dieser Gefahr unbeschädigt entgingen. Dieser Vorfall zeigt übrigens, wie groß die Erbitterung der Oesterreicher gegen Friedrich II. schon damals gewesen seyn muß.

Uebergang der Preussen über die Elbe.

Nachdem die Armee die ganze Gegend weit und breit um ihr Lager von allen Lebensmiteln entblößt hatte, beschloß der König sie über die Elbe zu führen. Um diese Bewegung mit Sicherheit thun zu können, ward General dû Moulin nach Reichenau detaschirt, damit er die Aufmerksamkeit der Oesterreicher dahin lenken möchte. Darauf setzte die Armee am 20ten Julius bey Lochenitz, wo sie sechszehn Brücken hatte schlagen lassen, über die Elbe, und lagerte sich auf den Anhöhen von Chlom.

In diesem Lager bemühten sich die leichten Truppen der Oesterreicher wieder, den Preussen ihren Unterhalt zu erschweren. Sie waren oft so dreist und so geschickt, preussische Pferde von der Weide wegzuholen, und kein Bund Futter konnte anders als unter Bedeckung ins Lager gebracht werden. Deshalb ward auch immer auf sechs Tage fouragirt, um die Armee mit solchen Bedeckungen nicht gar zu sehr zu ermüden. Am 16ten und am 21ten August ward Herzog Ferdinand zu solchen Fouragirungen ausgeschickt, und traf seine Anstalten so, daß sie beyde ruhig abliefen.

In der feindlichen Armee waren während der Zeit Veränderungen vorgegangen. Die Sachsen hatten solche, bis auf sechstausend Mann, verlassen, um in ihr Land zurückzukehren, und dieses zu decken. Dagegen hatte aber Prinz Karl eine Verstärkung von acht Regimentern erhalten, und glaubte mit Recht nun eben so stark zu seyn als zuvor. Er setzte also über den Adler, und bezog die alte Stellung der Preussen zu Karawalhota. Darauf stellten sich diese hinter die Elbe, mit dem rechten

Flügel an Schmirschitz und dem linken an Jaromirz. Hier ging das Spiel mit den leichten Truppen wieder an. Den Fouragirungen mußten wieder Bedeckungen gegeben werden, und zu größrer Vorsicht ward nur Flügelweise fouragirt; wenigstens finde ich, daß Herzog Ferdinand am 5ten September mit fünf Bataillons die Fouragirer des linken Flügels bedecken mußte, und diesen Auftrag glücklich verrichtete. Die Oesterreicher griffen auch das Städtchen Neustadt von neuem an, welches wegen der Communication mit Schlesien den Preussen sehr wichtig war. Sie hatten schon mehrmals Versuche dagegen gemacht, und waren immer von dem Major Tauenzien abgeschlagen worden; dießmal geschah aber der Angriff mit weit größrer Gewalt. Am 6ten September ward dieser elende Ort, der nicht einmal unversehrte Mauern hatte, mit zehntausend Mann förmlich belagert, und erst am 12ten erhielt der König Nachricht davon. Sogleich schickte er Tauenzienen den General dü Moulin zum Beystand, und dieser kam noch zeitig genug, um die Oesterreicher zu vertreiben. Dieser tapfere Offizier vertheidigte diesen Posten

noch immer, ob ihm gleich die Oesterreicher ein großes Loch in die Mauer geschossen, und schon seit zwey Tagen alles Wasser abgeschnitten hatten.

Rückgang über die Elbe und Marsch ins Lager bey Staudenz.

Am 18ten September setzte die Armee wieder über die Elbe zurück und bezog das Lager von Kowalkowitz, aus welchem sie drey Bataillons und tausend Pferde nach der Neumark hin detaschiren mußte, um diese Provinz gegen die Uhlanen zu decken, die der Dresdner Hof hatte in Pohlen werben lassen, und die zu seiner Armee in Sachsen stoßen sollten. Hernach marschirte die preussische Armee ins Lager bey Staudenz, wobey die Generale Lehwald nach Starkard, und dû Moulin nach Trautenau detaschirt wurden, um die Zufuhr aus Schlesien zu sichern. Weil sich aber die feindlichen leichten Truppen bis nach Schatzlar hingeschlichen hatten, so mußte dû Moulin dahin und Lehwald nach Trautenau. Diese detaschirten Corps hatten die Armee des Königs sehr geschwächt; allein er konnte es nicht anders machen, wenn er sie nicht verhungern lassen wollte.

Schlacht bey Sorr.

In dieser Lage der Dinge faßte nun Prinz Karl den, eines klugen Generals

würdigen Entschluß, den König anzugreifen und ihn durch eine Schlacht aus Böhmen zu jagen. Dieser Monarch befand sich wieder in der Verfassung, daß er nicht wußte, was der von eignen leichten Truppen umgebne Feind that. Aus Besorgniß, er möchte über das zu Trautenau stehende Corps herfallen, wollte der König selbst hinmarschiren. Er schickte indeß den General Katzler mit zweytausend Pferden auf Nachrichten aus. Dieser stieß aber sogleich auf viele leichte Truppen des Feindes, die von einem für ihn viel zu starken Cavalleriecorps unterstützt wurden. Er mußte also zurück, und konnte weiter nichts melden, als was er gesehn hatte.

Am 30ten September des Morgens um vier Uhr dictirte der König eben seinen Generalen die Marschdisposition, als er Nachricht erhielt, die ganze feindliche Armee sey im Anmarsch. Die seinige hatte eine zum Schlagen sehr unbequeme Stellung. Vor ihrem linken Flügel lagen Anhöhen, die sie ihrer Schwäche wegen nicht hatte besetzen können, und Prinz Karls Absicht ging gerade dahin, ihn auf diesem Flügel anzugreifen.

Dazu ließ dieser Feldherr seine Armee am 29ten spät in zwey Colonnen über die Elbe setzen. Allein wie es bey einem Nachtmarsche gemeiniglich zu gehen pflegt; nicht nur muß sehr behutsam, und unter häufigem Halten, um nicht auseinander zu kommen, fortgerückt werden; sondern der rechte Flügel verfehlte noch dazu den gehörigen Weg und kam in großer Unordnung auf seinem Platz an, nämlich auf den Höhen von Burkersdorf, eine Stunde weit vom feindlichen Lager. Der linke Flügel traf schon um zehn Uhr des Abends auf dem seinigen ein, der andre aber weit später. Indeß ließ man die Truppen des linken Flügels, so wie sie ankamen, aufmarschiren, und stellte vor ihrer Front zwey Batterien; allein um Ordnung in den andern zu bringen, mußte der Tag abgewartet werden.

Was Generale von geringen Fähigkeiten fast immer thun, geschah auch hier, und rettete die preussische Armee von ihrem sonst unvermeidlichen Untergange. Wenn solche Generale durch die Umstände einmal veranlaßt werden, ihren Feind aufzusuchen, um ihm eine Schlacht zu liefern; so gehn

sie bis vor ihn hin: dann scheint sie immer eine Angst zu befallen, und anstatt die Vortheile des Angreifenden zu nutzen, bleiben sie stehen und erwarten den Angriff.

Gerade so machte es hier Prinz Karl. Da der Morgen ankam, berathschlagte er, ob man die Preussen angreifen, oder in der genommenen Stellung bleiben und abwarten sollte, was sie beginnen würden, um seine Maaßregeln darnach zu nehmen. Es stellten ihm einige vor: Unmöglich könne es dem König einfallen, eine so viel stärkere Armee in ihrer jetzigen vortheilhaften Stellung anzugreifen; er würde sich zurückziehn und dann müßte man über ihn herfallen und ihn schlagen; da würde der Sieg gewiß seyn, der bey einem Angriff anjetzt doch noch immer ungewiß sey. Diesen elenden Rath befolgte der Prinz. Die Lage des Königs war allerdings so schlimm als möglich. Er sah eine weit stärkere Armee, auf dominirenden Anhöhen, gerade vor seiner Flanke stehn, und zur Schlacht war von seiner Seite noch nicht die geringste Anstalt getroffen. Da aber ein Rückzug ohne großen Verlust unmöglich

war, so beschloß er lieber zu fechten, und den Sieg dem Feinde so theuer als möglich zu verkaufen, wenn er ihn ja nicht selbst erringen könnte. Jedoch war es hier nicht genug auf einen stärkern vortheilhaft stehenden Feind loszugehn, um ihn anzugreifen. Ehe man das konnte, mußte eine ganze Veränderung in der Schlachtordnung, und zwar unter den Augen, unter dem Feuer, ja unter dem immer möglichen Anfall des Feindes vorgenommen werden. Dieß wagte Friedrich, und es gelang ihm.

Der linke Flügel mußte sich auf seinen Befehl links heraus, und der rechte zugleich vorziehn, so daß das Centrum seiner neuen Stellung ungefähr dahin kam, wo die Spitze des linken Flügels vorher gestanden hatte. Klug war es, zugleich den sich so bewegenden linken Flügel, vom Feinde ab, und ihm dagegen den vorwärts gehenden rechten näher zu bringen. Dieß geschah durch die, der Bewegung gegebne Richtung; indem die Preussen der neuen Stellung, die sie nahmen, einen größern Winkel mit der alten machen ließen, als den, den die österreichische Armee nach ihrem Aufmarsch

damit bildete. Ob diese Richtung ein Werk zufälliger Umstände oder des damals schon so geschärften Blicks Friedrichs war, läßt sich nicht bestimmen. Hatte hier der Zufall sein Spiel, so wirkte er noch kräftiger durch folgenden Umstand. Der Platz, worauf die Oesterreicher standen, bot ihnen allerdings beträchtliche Vortheile dar; sie hatten sich nur nicht vortheilhaft darauf gestellt; besonders befand sich ihr linker Flügel, dem die Preussen durch ihre Bewegung am nächsten kamen, in gar schlechter Schlachtordnung. Wegen des engen Platzes stand da ihre Cavallerie in vier Treffen hintereinander, mit höchstens zwanzig Schritten Raum zwischen jedem; und diese so zusammengepreßte Reiterey hatte eine tiefe und steile Schlucht hinter sich.

In dieser Verfassung waren die Dinge, als die preussische Cavallerie vom vorrückenden rechten Flügel zuerst auf dem Platze ankam. Kaum hatten die Generale Katzler und Gesler funfzehn Schwadronen von derselben bey einander, so griffen sie mit größter Furie die österreichische Reiterey an, die anstatt sich durch eine Gegenattake Luft

zu

zu machen, den Angriff erwartete. Dadurch ward denn, wie natürlich, ihr erstes Treffen sogleich geworfen. Dieses riß das zweyte; beyde zusammen das dritte, und zugleich mit diesem endlich das vierte über den Haufen, und so rollte die ganze Masse von fünf und funfzig Schwadronen den hinter sich habenden Abgrund herunter; so daß an diesem Tage nicht ein Mann davon wieder zum Vorschein kam. Es litt aber dabey die preussische Reiterey sehr viel von der ihr zunächst stehenden feindlichen Batterie, auf welche daher drey Bataillons Grenadiere, von sieben andern unterstützt, losgingen. Das schreckliche Feuer trieb sie zurück, und die Regimenter la Motte und Blankensee mußten ihnen zu Hülfe kommen; wodurch denn diese Batterie den Preussen in die Hände gerieth. Diese fielen darauf der feindlichen Infanterie in die Flanke, und brachten den ganzen österreichischen linken Flügel zum Weichen.

Um indeß den Oesterreichern keine Zeit zu lassen sich zu besinnen, ritt der König nach seinem nun gehörig gestellten linken Flügel und ließ auch den gegen sie vorrücken.

Ferdinand greift mit seiner Brigade eine Batterie an, und bekömt eine Contusion.

Dieser fand aber einen viel stärkern Widerstand als der andre. Ferdinand traf mit seiner Brigade auf eine mit Holz bewachsne Anhöhe, von welcher er die Oesterreicher vertreiben sollte. Da der Oberstlieutenant des zweyten Garde-Bataillons durch eine Wunde außer Stand gesetzt war, es anzuführen, wollte sich Herzog Ferdinand selbst an die Spitze desselben stellen. Er stieg eben zu diesem Ende vom Pferde ab, als ihn eine Kugel am rechten Schenkel oberhalb des Knies traf, zum Glück war sie schon matt und verursachte nur eine Contusion. Ferdinand schwang sich also wieder aufs Pferd, führte seine Brigade so ins Feuer, vertrieb die Oesterreicher, und nahm ihnen ihre Kanonen ab. Er blieb die ganze Schlacht hindurch immer noch zu Pferde sitzen, obgleich der Schuß so stark gewesen war, daß er noch vierzehn Tage nachher Schmerzen davon empfand, und das untergelaufene Blut sich noch nicht zertheilt hatte. Nach dieser glücklichen Attake zog sich die ganze österreichische Infanterie zurück, und die Reiterey folgte ihr, sobald sie die preussische um Deutsch-Prausnitz zum Angriff herum kommen sah, ehe sie

noch von dieser erreicht werden konnte. Da nun diese Reiterey nichts mehr für sich zu thun fand, so wendeten sich zehn Schwadronen derselben gegen die ihnen noch nahe genug stehenden Regimenter von Demnitz und Kollowrath, hieben auf sie ein, und jagten ihnen acht Fahnen und achthundert Gefangne ab. Damit hatte die Schlacht ein Ende. Die Oesterreicher büßten dabey viertausend Mann an Todten und Verwundeten ein. Zweytausend Gefangne, ein und zwanzig Kanonen, zehn Fahnen und Standarten fielen den Preussen in die Hände. Jene schleppten dagegen sechs preussische Kanonen und eine Standarte vom Schlachtfelde mit weg. Der Verlust der Preussen betrug achthundert sechs und dreyßig Todte, worunter sieben und zwanzig Offiziers; zweytausend sechshundert sechzehn Verwundete, worunter hundert und sieben Offiziere waren.

Unter den österreichischen Verwundeten befand sich Herzog Ludwig von Braunschweig, der einen gefährlichen Schuß durch den Leib gerade bey der Attake bekam, die sein Bruder, wie wir oben gesehen haben, *Sein Bruder Ludwig wird schwer verwundet, und Albrecht todtgeschossen.*

auf den mit Holz bewachsnen Berg anführte. Denn es standen die dort gestellten Oesterreicher unter seinem Befehl. Er genas indessen doch von dieser Wunde. Allein der junge Herzog Albrecht, der sich hier zu seiner künftigen militärischen Laufbahn bereitete, ließ, noch ehe er die Schwelle derselben betreten konnte, sein Leben in dieser Schlacht. Er stellte sich bey der Infanterie des rechten Flügels, um ihre Manövres genau zu beobachten, und wurde sogleich durch drey Schüsse, zwey in die Beine und einen in den Kopf, todt zu Boden gestreckt. Wie sehr der Verlust dieses hoffnungsvollen Bruders Ferdinanden schmerzte, kann man leicht denken. Auch in der Armee ward er allgemein bedauert. Der König sagte zum Herzog, als er ihm darüber sein Beyleid bezeigte: „Er war „zu brav; ich habe ihn oft deshalb ausge„schmält.“ Wahrlich ein liebenswürdiger Fehler an einem jungen Krieger, der keinen Tadel verdient hätte. Aber das ist das traurige Loos eines Freywilligen bey Armeen, daß man verlangt, er soll überall zugegen seyn; und ihn doch tadelt, wenn ihn bey einer solchen Gelegenheit ein Unfall

trifft. Daher ich jedem rathen will, sich immer zu bemühen, ein bestimmtes Geschäft bey der Armee zu erhalten, mit welcher er einen Feldzug machen will.

Doch wieder zur Schlacht bey Soor, (denn diesen Namen führt sie, ob schon das preussische Hauptquartier zu Staudenz lag,) von der noch folgender Umstand nachzuholen ist. Auch da sollten die österreichischen leichten Truppen den Preussen in Flanke und Rücken fallen; aber auch da vergaßen sie wieder diesen Auftrag, als sie das preussische Lager mit aller Bagage vor sich stehen sahn. Sie fielen darüber her, plünderten alles was sie fanden, und bemächtigten sich der Equipage des Königs, seiner Sekretäre, und der Kriegskasse. Dabey begingen sie die größten Ausschweifungen; schlugen die Mannsleute halb todt, schändeten die Weiber, und steckten endlich das Lager in Brand. Herzog Ferdinands Feldgeräthe entging jedoch glücklich ihrer Raubsucht.

Der König bezeigte der Armee seine Zufriedenheit über ihr Betragen, und er hatte es auch Ursache. Der komplete Zustand derselben, die Reserve, die jedoch

nicht zum Schlagen kam, mitgerechnet, als sie unter so nachtheiligen Umständen ein viel stärkeres Heer schlug, betrug an

	Offizieren.	Unteroffizieren.	Spielleuten.	Gemeinen.
Infanterie	498.	1107.	500.	14008.
Cavallerie	255.	442.	112.	5020.

Zusammen 21862 Mann.

Ferdinand erhält, seines Wohlverhaltens in der Schlacht wegen, Lob und Belohnungen von Friedrich dem Großen.

Dem Herzog Ferdinand insbesondre bewies der König, wie sehr er sich, durch sein Betragen in der Schlacht, seinen Beyfall erworben hatte. Er versprach ihm wenig Tage darauf die Anwartschaft auf die gräflich Promnitzschen Güter in Schlesien, die in den Herrschaften Pleß und Beuthen bestanden; und da er ihm hernach zu Berlin die Ausfertigung darüber selbst einhändigte, fügte er die Worte hinzu: „Hier gebe ich „Ihnen was ich Ihnen schuldig bin." Diese Anwartschaft verkaufte der Herzog nachher mit königlicher Genehmigung wieder an den Grafen von Promnitz für dreysigtausend Thaler im Jahre 1748; wofür er sich mit Zulegung von zwölftausend Thalern ein Gut in eben der Provinz kaufte, das ihm über drittehalbtausend eintrug.

Nicht lange nach der Schlacht hatte er auch das Vergnügen durch die aus der Gefangenschaft zurückgekommenen Sekretäre des Königs zu erfahren, daß sein Bruder Ludwig wieder hergestellt sey, wobey diese das menschenfreundliche Betragen dieses Prinzen gegen sie nicht genug rühmen konnten.

Rußlands Aeußerungen, daß es gesonnen sey, dem Sächsischen und dem Wiener Hofe beyzustehn, nöthigten indeß den König seinen Sieg nicht zu verfolgen, sondern seine Armee wieder nach Schlesien in die Winterquartiere zu führen. Da er sie am 16ten Oktober über die Aupa zurückgehen ließ, commandirte Herzog Ferdinand die Avantgarde. Die Armee marschirte denselben Tag nach Schatzlar, von wo-aus sie in Cantonirungen ging, und kurz darauf die Winterquartiere bezog. Sobald sie darin eingerichtet war, verließ sie der König, nahm den Herzog mit, und langte den 1ten November in Berlin an.

Der König marschirt zurück nach Schlesien in die Winterquartiere.

Hier war indeß kein langes Bleiben für beyde. Das Vorhaben des Wiener und Dresdner Hofes, mit vereinter Macht durch Sachsen in das Innerste der preus-

Zug gegen die Oesterreicher u. Sachsen, in der Lausitz.

sischen Staaten zu dringen, brach bald aus. General Grüne und sein Corps sollten sich mit den Sachsen vereinigen und über Leipzig in den Saalkreis einrücken; und Prinz Karl mit seiner Armee durch die Lausitz vordringen.

Darauf versammelte der König auch zwey Heere. Eins bey Halle unter der Anführung des alten Fürsten von Dessau, und eins in Schlesien, an dessen Spitze er sich selbst stellen wollte. Den 15ten November langte der König zu Liegnitz an, zog das Corps aus Oberschlesien wieder an sich, und brachte seine ganze Macht so heimlich als möglich an der lausitzschen Gränze zusammen, wo er den Prinz Karl, hinter den Gebirgen her, ganz stille vor sich vorbey marschiren ließ. Sobald der Prinz in diese sächsische Provinz eingerückt war, und nichts fand als den General Winterfeld mit dreytausend Mann, die er vor sich hertrieb, legte er seine Armee in weitläuftige Cantonirungen, weil er an den Angriff, den ihm der König im Rücken bereitete, auch nicht einmal dachte. Kaum erhielt aber Friedrich Nachricht von

den Anstalten des Prinzen, so setzte er am 23ten November mit der Armee in vier Colonnen bey Naumburg über den Queiß. Die Husaren fanden zwey Bataillons und sechs Schwadronen Sachsen in Katholisch-Hennersdorf. Alsbald ließ der König zehn Schwadronen Cavallerie und drey Bataillons Grenadier aus der nächsten Colonne herbeyholen um sie anzugreifen. Diese marschirten mit vieler Mühe durch einen Morast gegen das Dorf, auf einer Seite, wo die Sachsen gar keinen Posten hatten, weil sie einen Angriff von daher für unmöglich hielten. Dort griff man das Dorf gegen vier Uhr Nachmittags an. Da es aber eine halbe Stunde lang ist, so währte es doch an die zwey Stunden, ehe man es ganz inne hatte. Allein dafür fielen auch dreyßig Offiziere, eilfhundert Mann, zwey Paar Pauken, zwey Standarten, drey Fahnen und die ganze Bagage dieses sächsischen Corps den Preussen in die Hände.

Dieser unerwartete Vorfall setzte das ganze österreichische Heer in die größte Verwirrung. Prinz Karl zog es indessen doch

am 25ten zusammen, und lagerte sich damit zu Schönfeld, eine Stunde weit vom Könige, der dieses kaum erfuhr, als er sogleich auf ihn los marschirte. Unterweges erhielt aber der Monarch die Nachricht, die Oesterreicher wären ganz in der Stille aufgebrochen, und nach Zittau zu gezogen. Dieß bewog ihn dann, nach Görlitz zu marschiren, wo er ein feindliches Magazin fand, das ihm sehr zu statten kam. Von da ließ er die Armee am 26ten nach Kloster Radomirz aufbrechen. Siebenzig Schwadronen aber und zehn Bataillons wurden an die Neiß heraufwärts detaschirt. Prinz Karl stand bey Oestritz, und da diese Bewegung der Preussen ihn besorgt machte, sie möchten ihn von Zittau abschneiden, so marschirte er sogleich nach dieser Stadt hin. Der König folgte, und seine Avantgarde traf den Prinz Karl noch in seinem Durchzuge durch Zittau an. Sie fiel in die Arriergarde desselben, machte verschiedene Gefangene, und jagte ihm seine ganze Bagage ab, deren Wagen er großentheils selbst in Brand stecken mußte, damit sie den Feinden nicht in die Hände fielen. Auf die Art wurden die Oesterreicher wieder

nach Böhmen gejagt, nachdem sie fünftausend Mann, ihre Magazine und alle Bagage verloren hatten. In diesem Zuge begleitete Herzog Ferdinand überall den König, und wohnte mit seiner Brigade unter andern dem Gefechte zu Katholisch-Hennersdorf bey.

Schlacht bey Kesselsdorf u. Friede.

Nun blieb nur noch die sächsische Armee bey Leipzig zu besiegen übrig, wozu der Fürst von Dessau bestimmt war. Auf die Nachricht des Unfalls ihrer Bundesgenossen, zog sich jene nach Dresden zurück, und nahm den fast unüberwindlichen Posten bey Kesselsdorf, um diese Hauptstadt zu decken. Der Fürst von Dessau folgte ihr, und der König rückte über Bautzen, Camenz, Königsbrück bis Meissen vor, um ihn nöthigenfalls zu verstärken oder zu unterstützen. Bey dieser Stadt stand er mit dem Herzog Ferdinand, am 15ten December, als ihm die Nachricht von dem Siege zukam, den der Fürst von Dessau zu Kesselsdorf erfochten hatte. Sogleich begaben sich beyde nach Dresden, wo der Friede, unter sehr vortheilhaften Bedingungen für Preussen geschlossen ward. Nachdem der König

dieß Geschäfte dort berichtigt hatte, kehrte er mit dem Herzoge nach Berlin zurück, um einer wohlverdienten Ruhe zu genießen.

Diese Ruhe, die eilf Jahre dauerte, liefert, wie man sich leicht vorstellen kann, dem Geschichtschreiber Ferdinands wenig des Aufbewahrens würdige Begebenheiten. Diese Periode würde ich auch, außer was seine militärischen Beförderungen betrifft, ganz mit Stillschweigen übergehen, wenn nicht der Mann an sich der Welt so interessant geworden wäre, daß man sich freut, selbst Kleinigkeiten von ihm zu erfahren, sobald sie nur etwas charakteristisches an sich haben.

Ferdinands gewöhnliche Lebensart während des Friedens von 1745 bis 1756.

Im Ganzen zerfällt Ferdinands Leben, während dieser Friedensperiode, in zwey jährliche Abtheilungen. Im Winter führte er die Lebensweise eines liebenswürdigen Prinzen, an dem Hofe eines, Künste und Wissenschaften liebenden Königs. Im Sommer lebte er wie ein preussischer General; nur mit dem Unterschiede, daß, da er zu einem ausgebreitetern Wirkungskreise in der Armee bestimmt war, ihm der König mehr Spielraum ließ, um sich dazu zu

bilden. Daher machte er also nicht blos seine Revüe mit, sondern begleitete auch den König immer auf seinen Reisen nach allen andern Uebungslagern. Außerdem gehört zu den periodischen Begebenheiten Ferdinands in diesem Zeitraume, daß er fast alle Jahre eine, aber immer sehr kurze, Reise zu seinem dankbarlich verehrten und geliebten Bruder Karl nach Braunschweig that, und zu diesem kleinen Urlaube sorgfältig die Zeit wählte, wo eine kurze Abwesenheit des Königs, oder ein anderer Vorfall, ihm Muße dazu ließ.

Probe des Geistes, der in den damaligen Hofbelustigungen zu Berlin herrschte, an denen Ferdinand Theil nahm.

Als eine Probe von dem Geiste, der damals in den Belustigungen des preussischen Hofes herrschte, woran Ferdinand Antheil nahm, und die seine Wintermuße beschäftigten, will ich folgendes anführen.

Im Jahre 1746 ward dort Racinens Trauerspiel, Britannikus, von folgenden Personen vorgestellt. Agrippine, Prinzessinn Amalia. Junie, ein Fräulein von Bredow. Albine, ein Fräulein von Viereck. Nero, Herr von Bielefeld, der bekannte Schriftsteller. Britannikus, der Prinz von Preussen. Burrhus, Prinz Heinrich.

Narciß, sollte durch den Prinz Ferdinand von Preussen vorgestellt werden. Weil diesen aber eine Unpäßlichkeit, oder irgend ein andrer Umstand daran verhinderte, so wurde diese Rolle unserm Herzog Ferdinand übertragen. Es waren aber nur noch zwey Tage bis zur Vorstellung, in welcher kurzen Zeit er dennoch die Rolle lernte und hernach mit Beyfall vorstellte. Das Stück ward von dieser Gesellschaft am 16ten Julius 1746 vor dem König und der Königinn Mutter, auf einem kleinen dazu erbauten Theater, aufgeführt, und der König spielte dabey ein Flötenkonzert zur Ouvertüre.

So geschickt sich hier Ferdinand in den Belustigungen des Geistes bewies, eben so zeichnete er sich bey einer andern Gelegenheit aus, wo es auf körperliche Gewandheit und Fertigkeit in der Reitkunst ankam.

Großes Carußel im Jahre 1750, wo Ferdinand einen Preiß davon trägt.

Im Jahre 1750 war die geliebte Schwester des Königs, die Markgräfinn von Bayreuth, nach Berlin gekommen. Ihr zu Ehren ließ der Monarch ein Carußel anstellen. Es bestand aus vier Quadrillen. Die Quadrille der Römer, als die erste,

hatte zum Anführer, den Prinzen von Preussen. Prinz Heinrich führte die zweyte, der Carthagenienser, an. Die dritte, der Griechen, stand unter der Führung des Prinzen Ferdinand von Preussen; bey dieser befand sich unser Ferdinand. Das Haupt der vierten, welche die Quadrille der Perser hieß, war Markgraf Karl. Das Carußel ward den 25ten August, des Abends um acht Uhr, beym Glanze unzähliger Lampions gehalten. Die drey ersten Preise bestanden in Ringen, in der Gestalt von Herzen gefaßt, und der vierte in ein Paar brillantnen Hemdeknöpfen. Die Prinzessinn Amalie sollte sie den Siegern ertheilen. Von ihrer Hand erhielt unser Ferdinand den dritten, den ihm seine Geschicklichkeit erwarb.

Der Zufluß merkwürdiger Fremden an Friedrichs Hofe war schon damals außerordentlich groß. Ferdinand war durch seinen Rang, seine in die Augen leuchtende Eigenschaften, seine nahe Verwandschaft mit dem königlichen Hause, und durch die Gunst des Monarchen, ein viel zu interessanter Gegenstand, als daß sie nicht hätten

Merkwürdige Fremde, die Ferdinand am Hofe Friedrichs kennen lernt.

suchen sollen, seine Aufmerksamkeit auf sich zu lenken. Er seines Orts wählte immer den Umgang mit denen, die sich durch Verdienste auszeichneten. Man weiß aus Voltairens Briefwechsel, daß Ferdinand unter andern oft Schach mit ihm spielte. Dieser Prinz fand auch wirklich viel Vergnügen an Voltairens Unterhaltung; er bewunderte und genoß seinen Witz, den er unerschöpflich und immer neu fand, ohne sich jedoch, durch das Blendende desselben, zur Annahme der Meynungen verleiten zu lassen, die er für falsch und schädlich hielt. Der andre Fremde, der es verdient hier genannt zu werden, ist der Marschall von Sachsen. Dieser kam im Jahre 1749 nach Potsdam, und wurde mit den größten Ehrenbezeugungen vom König empfangen, der ihm durch seine Leute und seine Equipage aufwarten ließ. Ferdinand fand ihn anfangs etwas kalt und zurückhaltend im Umgange; hernach aber bey näherer Bekanntschaft, die unter ihnen bald gestiftet wurde, sehr angenehm und besonders bescheiden.

Klugheit Ferdinands wodurch er immer

Die militärischen Beförderungen, von denen ich hernach reden will, ungerechnet, bezeigte ihm der König noch sehr viel Liebe und

und Achtung, die er durch die eifrigste Dienstbeflissenheit und durch das bedachtsamste Betragen immer zu erhalten suchte. Und wahrlich war dieß bey einem so scharfsichtigen, oft etwas launigten Monarchen, und an einem Hofe, wo sich so viele Intereßen, in welche Ferdinand sämmtlich verwickelt war, durchkreuzten, höchst nöthig. Um das zu begreifen, braucht man nur zu bedenken, daß er zugleich Bruder der Königinn und der Prinzessinn von Preussen war, und diese, so wie sein Schwager der Prinz von Preussen, alle ihre besondern Anliegen hatten. Trotz dieser Verwicklung erhielt er sich durch ein unverrücktes pflichtmäßiges Betragen in des Königs Gunst, die dieser ihm durch häufige Geschenke an Tabatieren ꝛc. seiner Gewohnheit nach, so wie auch dadurch bezeigte, daß er ihn fast immer auf Reisen zum Begleiter in seinem Wagen erwählte.

Die Liebe und Achtung Friedrichs zu erhalten gewußt.

Zu den ernsthaftern Begebenheiten im Leben Ferdinands, während dieses Zeitpunkts, gehören folgende:

Im Jahre 1747 setzte der König fest, daß sein jüngster Bruder Franz das Regiment erhalten sollte, was für Ferdinanden,

Ferdinands jüngster Bruder.

Franz, erhält sein altes Regiment.

im Anfange seiner Dienstzeit, errichtet worden war. Da dieser Prinz aber damals noch sehr jung war, kam er erst nach Stettin, zu seinem Vetter, den Herzog von Bewern, um da den Dienst zu lernen. Dort bildete er sich zu einem sehr tüchtigen Offizier, fand aber, wie man weiß, an der Spitze seines Regiments den Heldentod, in der Schlacht bey Hochkirchen, wo er das äußerste für den Dienst des Königs und der Parthey that, der er sich geweiht hatte.

Ferdinands Reise nach Kopenhagen im Jahre 1753.

Im Jahre 1753 reiste Ferdinand nach Kopenhagen. Seine Schwester, die Königinn Juliane Marie, sah damals ihrer Niederkunft entgegen, die auch den 11ten Oktober erfolgte, als an welchem Tage der jetztlebende Erbprinz Friedrich von Dännemark das Licht der Welt erblickte. Diese Reise bekam dadurch das natürlichste Ansehen von der Welt. Allein sie hatte doch einen politischen Zweck, den man unter diesen Umständen gerade am besten zu erreichen hoffen konnte, und um dessentwillen der König Ferdinanden eigentlich dahin schickte. Ob indeß gleich aller Anschein der Sache einen glücklichen Ausgang versprach,

und obschon ein schöner, gefälliger, liebenswürdiger Prinz, wie Herzog Ferdinand, zu jeder Angelegenheit einen guten Unterhändler abgeben mußte, so entsprach doch der Erfolg nicht den Erwartungen.

Ferdinands militärische Beförderungen in der Zeit.

Die Fortschritte, die Ferdinand in seiner militärischen Laufbahn während dieses Zeitraumes machte, bestanden in folgenden. Im Jahre 1750, am 15ten May, ernannte ihn der König zum Generallieutenant; und im Jahr 1752 ertheilte ihm der König das Gouvernement der Festung Peitz in der Lausitz, vermuthlich nicht ihrer Wichtigkeit wegen, sondern weil damit gewisse Einkünfte verknüpft sind. Im Jahre 1755 erhielt er das weit ansehnlichere Gouvernement von Magdeburg, nebst dem Infanterie-Regimente das bis dahin der General von Bonin gehabt, und das sein Standquartier in dieser Festung hat. Dieß geschah im Junius, und Ferdinand hatte nicht viel länger als ein Jahr das Ruder der militärischen Angelegenheiten in diesem wichtigen Platze geführt, als ihn ein neuer Krieg, worin die Vorsehung ihm eine der ersten Rollen bestimmt hatte, ins

Feld rief. Ich schreite nun zur Erzählung der wirklich großen Thaten, die Ferdinand während desselben verrichtete.

Viertes Kapitel.

Von der Entstehung des siebenjährigen Krieges an, bis zu dem Zeitpunkt wo Ferdinand das Commando der Alliirten Armee übernahm.

Hier ist nun der Zeitpunkt, wo Ferdinand dazu berufen wurde, alle seine Fähigkeiten zu entwickeln, um der Parthey für welche er sich bestimmt hatte, und in der That der ganzen Menschheit sehr wichtige Dienste zu leisten. Durch die Art, wie er es that, errang er den höchsten Ruhm, zu dem ein Mann an der Stelle, wohin ihn die Vorsehung gesetzt hatte, nur gelangen kann. Ich sage hier nicht zu viel zum Lobe dieses Fürsten; allein um meine Aussage zu beweisen, muß ich die Angelegenheiten der damaligen Zeit deutlich auseinander setzen.

Maria Theresia hatte Schlesien an Friedrich den Großen abtreten müssen. Allein sie konnte den Verlust dieser schönen Provinz durchaus nicht verschmerzen. Ihr ganzes Dichten und Trachten ging darauf hin, nicht nur dieselbe wieder zu bekommen, sondern, wo möglich, die Macht des Helden, der sie ihr abgenommen hatte, so zu schwächen, daß weder er noch seine spätsten Nachkommen je daran denken könnten, ihr Haupt wiederum gegen das Haus Oesterreich empor zu heben.

Ursprung und Veranlassung des siebenjährigen Krieges.

Zu diesem Vorhaben fand sie den Dresdner Hof um so geneigter, da dieser sich noch immer erinnerte, wie das sächsische Haus ehemals in Deutschland eine weit größre Rolle gespielt hatte, als das brandenburgische, in weniger als hundert Jahren aber tief unter dieses herab gesunken war: und eben so wenig die bittern Demüthigungen vergessen konnte, die ihm der König von Preussen im letzten Kriege angethan hatte.

Hofintereße verstärkte gar sehr solche Bewegungsgründe, die eigentlich mehr Einfluß in das politische Landessystem, als in die Kabalen der Kabinetter haben.

Ein solches Hofintereße lag in der persönlichen Abneigung der Gemahlinn Augusts III. als einer österreichischen Prinzessinn, gegen Friedrichen: ein noch weit wichtigeres aber darin, daß der Graf Brühl damals in Sachsen alles that, und alles vermochte; daß er, im Jahre 1744, die Auflösung des Bündnisses zwischen diesem Staat und Preussen bewirkt hatte; daß er sich vor Friedrichs Rache schrecklich fürchtete; und daß er hoffte von dieser Furcht erlöst zu werden, wenn der König von Preussen wieder in die engsten Schranken zurück getrieben würde, worin die Kurfürsten von Brandenburg sich je befunden hatten. In Verbindung mit dem Wiener Kabinet hatte er also die listigsten Intriken an allen Höfen spielen lassen, um sie gegen Friedrichen aufzuhetzen. Nirgends war ihnen dieses besser gelungen, als in Rußland. Sie hatten die Beherrscherinn dieses unermeßlichen Reichs dermaßen gegen den König aufgebracht, daß Preussen und Rußland ihre wechselseitigen Gesandten abgerufen hatten, und mitten im Frieden nicht mehr das geringste freundschaftliche Verkehr mit einander unterhielten.

Dadurch ward es so weit gebracht, daß zu Petersburg ein Bündniß zwischen Rußland und Oesterreich zu Stande kam, das zwar nur defensiv lautete, aber doch eigentlich darauf hinaus ging, Friedrichs gänzliches Verderben mit vereinten Kräften zu bewirken. Man darf nur bedenken, daß im vierten geheimen Artikel festgesetzt war, sobald Preussen Rußland den Krieg ankündigte, sollte Oesterreich diesem Reiche nicht blos einen bestimmten Beystand leisten, sondern auch befugt seyn, Schlesien wieder zu nehmen. Sachsen sollte nun auch einem Bündnisse beytreten, das sein Premier-Minister und das Kabinet so mächtig befördert hatte. Allein Brühl getraute sich doch nicht einen so erstaunlich wichtigen Schritt für sich zu thun, sondern die Sache ward dem Geheimen-Rathskollegium vorgelegt: dieß gab aber ein vortreffliches Gutachten dahinaus, daß dieser vierte Artikel dem Dresdner Frieden zuwider laufe, und nahm daher Gelegenheit, dieß Bündniß zu widerrathen. Hierauf achtete Brühl doch in sofern, daß er Sachsens Beytritt noch verschob; und, gleichsam als suchte er einen Gewährsmann für den-

selben, ihn dann versprach, falls Hannover ein gleiches thäte, wozu man große Hoffnung hatte; denn der Kurfürst dieses Landes war damals gegen Friedrich den Großen ganz anders gesinnt als nachher.

Diese Intriken (die man sich nicht arglistig und erbitterungsvoll genug gegen den König von Preussen vorstellen kann, deren weitere Auseinandersetzung aber hier nicht zu unserm Zwecke gehört) hatten, seit der Zeit des 1745 geschloßnen Friedens einen ununterbrochnen Fortgang gehabt, und ihren Gipfel beynahe völlig erreicht, als zwey Mächte, die kaum sieben Jahre vorher Friede gemacht hatten, Frankreich nämlich und England, urplötzlich mit einander in Streit geriethen.

Wenn man die Veranlassung dieses Streits betrachtet, so sollte man kaum glauben, daß es möglich wäre, um eine solche Sache Krieg anzufangen; es müßten denn diejenigen, die die Angelegenheiten zweyer Nationen besorgen, gänzlich allem gesunden Verstande und allem menschlichen Gefühle entsagt haben, und gesonnen seyn, diese Beschaffenheiten ihres Gemüths der

ganzen Welt vor Augen zu legen. Ich brauche die Sache nur ein wenig auseinander zu setzen, um die Wahrheit dieser Behauptung zu beweisen.

Die Franzosen hatten in Amerika ein sehr weit nach dem Pole hin gelegenes Land besessen, daß sie Akadien nannten. Im Uetrechter Frieden waren sie gezwungen worden es an England abzutreten. Dieser Frieden war so eilig geschlossen worden, daß man versäumt hatte, die Gränzen dieser Besitzung, nach der Seite der den Franzosen damals gebliebenen Provinz Canada hin, zu bestimmen. Eben so übereilt war auch, im Jahre 1748, der Aachner Frieden zu Stande gekommen, und diese nöthige Gränzberichtigung auch da vernachläßigt worden. Dieß gab Anlaß zu Streitigkeiten zwischen den Unterthanen beyder Nationen in jenen Gegenden. Die Franzosen suchten sich über die Gebühr auszubreiten; die Engländer wollten das verhindern. Die Rede war dabey gar nicht von dem was das Land, worauf jede dieser Nationen Anspruch machte, werth seyn oder eintragen konnte. Es ward nicht bebaut,

es trug nichts, es konnte auch vermöge des Klima's wenig oder nichts tragen. Die Sache betraf nur den Pelzhandel mit den wilden amerikanischen Völkerschaften, an welchen die Franzosen sich einen größern Antheil verschaffen wollten, als ihnen gebührte. Der ganze Handel mit dieser Waare war indessen nicht im Stande in hundert Jahren die Zinsen der Schulden auf ein einziges Jahr zu bezahlen, die jede dieser Nationen des darum geführten Krieges wegen machen mußte: das ließ sich voraus sehen; und doch ward er angefangen. Man schickte zwar von beyden Theilen Commissarien dahin, um die Gränzen zu berichtigen; allein sie gingen unverrichteter Sachen auseinander, und alles blieb so wie es war. Ein trübes Feuer brannte in Amerika zwischen beyden Nationen, und drohte, wie es auch hernach geschah, in helle Flammen auszubrechen.

Weil Handelsvortheile immer Gelegenheit zu Kriegen zwischen den, wegen ihres Handels Kredithabenden Mächten geben, so sagt man: die jetzigen Kriege wären blos Handelskriege. Das ist aber ein ganz

falscher Gedanke. Die Kriege sind was sie immer waren: ein Kampf der Nationen um Uebermacht; ein Hazardspiel, das jede spielt, sobald sie Geld aufzusetzen hat, um der andern wo möglich alles abzugewinnen; ein geheimes Ringen eines jeden Staats nach der Universalmonarchie, wenn er nur meynt die Kräfte dazu zu haben. Der ganze Unterschied liegt darin, daß nur wenige die Grundlage haben, um eine solche Hoffnung zu fassen, und daß unter diesen jede dem Wege folgt, den ihr ihre Lage und ihre Umstände vorzeichnen. Rußland, das das übrige Europa bis jetzt nur in Einem Punkte berührt, will sich durch Pohlen und die europäische Türkey herumschleichen, und diesen Welttheil gleichsam von hinten fassen. Oesterreich will Deutschland unterjochen, und dann mit Hülfe einer zahlreichen und kriegerischen Nation auf die andern Völker losgehn. England, das durch die Seegensquelle der Freyheit bis zu jenen Nationen emporgestiegen ist, sucht durch Asien und wo möglich nun durch den südlichen Theil von Amerika die Oberherrschaft der Welt zu erlangen. Frankreich, das schon dahin war, wo Oesterreich erst

hin will, nämlich eine große vereinte Nation von fünf und zwanzig Millionen Menschen in Bewegung zu setzen, hat immer zwischen Land und Wasser seine Macht getheilt, und also bey höchst unfähigen Regenten seit hundert Jahren schlechtes Glück gehabt.

Dieß Reich hatte von 1740 bis 1748 einen im Ganzen sehr unglücklichen Krieg geführt. Zumal war es darin von England zur See völlig überwältigt worden. Anstatt sich nun ruhig zu verhalten, und Zeit nebst vernünftigen Mitteln zu gebrauchen, um sich zu erholen, und dann allenfalls einen neuen Kampf anzufangen; so neckte es immer diese furchtbare Macht, ohne Mittel zum Kriege zu haben, ja ohne nur einmal gehörige Anstalten dazu zu machen. Die besten Schriftsteller Frankreichs selbst stimmen darin überein, daß es England zum Kriege reizte, ohne darauf zu denken, wie es ihn führen wollte. Allein man thut auch wohl oft den Höfen zu viel Ehre an, wenn man glaubt, daß sie immer nach Planen handeln. Sie werden gewiß in Kriege hineingerissen, ohne zu wissen wie, und können ihn alsdenn wohl nicht anders

unglücklich führen. Dieß scheint wenigstens Frankreichs Fall dießmal gewesen zu seyn. Es steuerte nicht den Neckereyen seiner Unterbefehlshaber in entfernten Weltgegenden. England ward ihrer müde, und fing am 8ten Julius 1755 den offenbaren Krieg gleich damit an, daß es zwey französische Kriegsschiffe, die ihre Flotte in den amerikanischen Gewässern fand, ohne weitere Umstände wegnehmen ließ. Noch war Frankreich zu stolz und nicht ohnmächtig genug, um diese Beleidigung ruhig zu erdulden, und es griff also zu den Waffen.

Einen Plan mußte man doch aber nun zu diesem Kriege entwerfen, den man herbey gelockt hatte, ohne sich im geringsten dazu zu bereiten. Er beruhte auf folgender Grundlage, und hatte verschiednes für sich. Es ist bekannt, daß der Mann, der auf dem englischen Throne sitzt, eine doppelte Person in sich faßt. Er ist nämlich König von England und zugleich Kurfürst von Hannover. Nach dem genauen Rechte gehn beyde Personen einander gar nichts an; allein nach der Wirklichkeit greifen sie sehr oft und sehr stark in einander; so daß

die Angelegenheiten des Königs sehr oft den Kurfürsten bestimmen, gleich wie der Kurfürst auch nicht selten den König bewegt, so und nicht anders zu verfahren. Dieß letztere war besonders der Fall bey Georg II. der damals beyde Würden in seiner Person vereinigte, und eine bekannte enthusiastische Liebe für sein Kurfürstenthum hatte. Diese nun suchten die Franzosen dadurch zu benutzen, daß sie sich vorsetzten, einen Landkrieg anzufangen, dessen Zweck die Eroberung dieses Kurfürstenthums seyn sollte. Dadurch hofften sie Englands Macht zu theilen und zur See zu schwächen; oder auch, im Falle sie da unterlägen, vortheilhafte Friedensbedingungen zu erhalten, wenn sie die Erstattung der eroberten Hannöverischen Lande gegen das anböten, was sie in Asien oder in Amerika verloren haben würden. Sie theilten zwar auch dadurch ihre Macht, und wurden außer Stand gesetzt, zur See mit dem gehörigen Nachdrucke zu agiren; aber die größere Wahrscheinlichkeit in einem Landkriege glücklich zu seyn, oder vielleicht auch die Intriken des unter den Landtruppen dienenden hohen Adels, der darin seinen Vortheil fand,

bestimmten den französischen Hof zu diesem Entschlusse.

Georg II. liebte sein Kurfürstenthum viel zu zärtlich, um nicht die Möglichkeit dieses Entschlusses voraus zu sehn. Er wußte, daß der König von Preussen mit Frankreich einen Traktat hatte, der mit dem Jahre 1755 zu Ende lief. Unter großen Versprechungen des kräftigsten Beystandes ließ ihm der König von England ein Bündniß anbieten, dessen Hauptbedingung darin bestand, mit vereinten Kräften die Ruhe im deutschen Reiche zu erhalten, und zu verhindern, daß keine fremden Mächte den Boden desselben beträten. Preussen hatte von dem Bunde mit Frankreich im vorhergehenden Kriege so wenig Vortheile gehabt; die Maaßregeln dieses letzten Reichs waren auf eine so verkehrte Art betrieben worden, daß sich Friedrich, zumal da der einzige General, unter dem die Franzosen noch etwas ausgerichtet hatten, der Marschall von Sachsen, gestorben war, bewegen ließ, die englischen Vorschläge anzunehmen, und dieses Bündniß am 16ten Jannar 1756 unterzeichnete.

Frankreich mochte zu sicher auf Preussens Beystand gerechnet haben. Da es in Friedrichs Fehde mit Oesterreich so genau mit ihm verbunden gewesen war, so schien es ihm vermuthlich nicht möglich, daß dieser König, der nun auf dem Punkt stand, sie wieder anzufangen, eine andre Stütze annehmen würde, als die Seinige. Kurz es versäumte den günstigen Augenblick. Ludwig XV. schickte erst zu spät den Herzog von Nivernois an den König von Preussen, mit dem Gesuch, das bis jetzt unter beyden bestandne Bündniß zu erneuern. Die Franzosen versichern, dieser Gesandte hätte gänzliche Vollmacht gehabt, alles einzugehn, was Friedrich verlangen würde, wenn er nur in diesem Kriege gemeinschaftliche Sache mit ihrer Nation machen wollte. Friedrich hingegen versichert: Nivernois habe ihm lächerliche Anerbietungen gethan; die hauptsächlichste habe darin bestanden, ihm das Eigenthum der Insel Tabago in Westindien abzutreten. Es ist wohl möglich, daß, da man französischer Seits wußte, mit welchem Eifer der König für alles beseelt war, was Handel und Industrie betraf, das Versailler Kabinet geglaubt

habe,

habe, ein solches Anerbieten könne ihn reizen. Allein unmöglich kann es das einzige gewesen seyn, womit man hoffte, sich seinen Beystand zu erwerben. Indessen kam der Gesandte mit dieser und jeder andern Erbietung zu spät. Der König zeigte ihm den mit England unterzeichneten Traktat, und da dieser hieraus sah, daß in Berlin für ihn weiter nichts zu thun sey, so reiste er ab.

Dieß war für Oesterreich die glücklichste Begebenheit die es nur wünschen konnte. Schon lange hatten seine Gesandten in Paris daran gearbeitet, den französischen Hof von dem Bündniß mit Preussen abzuziehen. Sie hatten gesagt: wenn die großen europäischen Mächte zusammen halten wollten, so müßten sich die kleinern wohl nach ihnen fügen; dahingegen, wenn sie im Zwiste lebten, würden sie durch die kleinern geleitet, für die sie alsdenn eigentlich Schätze und Menschen verschwendeten. Obgleich diese Reden schon hie und da anfingen Eingang zu finden, so hatten sie das französische Ministerium doch noch nicht bewegen können, von dem alten Systeme

Frankreichs, das Haus Oesterreich als seinen Gegner zu betrachten, abzugehen. Allein die Nachricht von dem preussischen Bündniß mit England gab der Sache den Ausschlag. Der König sagt in seinen Werken, man habe es am französischen Hofe fast als eine Rebellion von seiner Seite gegen dieß große Reich angesehn. Das ist sehr wahrscheinlich. Wenn man die Sprache gehört hat, die die Franzosen bey ihrem Eintritte in Deutschland damals führten, und die gewiß ihre Quelle vom Hofe herleitete, so kann man daran nicht zweifeln. Sie lautete gerade wie die Aeußerungen einer Armee, die zur Züchtigung eines Rebellen anrückt. Allein diese Windbeuteleyen verdienen keine Achtung. Dieß aber ist gewiß, daß die Franzosen sehr ergrimmt über Friedrichs Verfahren werden mußten, denn es lief allen ihren Absichten und Hoffnungen schnurstracks zuwider.

Man erlaube mir hier einen Augenblick den Zusammenhang der Dinge genauer zu untersuchen. Er ist für Ferdinands Geschichte wichtig. Ein einsichtsvoller, tapfrer Feldherr zu seyn, kann wohl

die kalte Bewundrung, aber nicht die Liebe und Dankbarkeit der Menschen nach sich ziehen; in Ansehung dieser kömmt es viel darauf an, für welche Sache man diese Gaben gebraucht, zumal bey einem Manne in Ferdinands Verhältnissen. Wenn ein bloßer Unterthan einer Macht, sich in ihren Kriegen als ein großer Feldherr hervorthut, so mag der Krieg nützlich oder verderblich für die Menschheit seyn, das ist einerley. Er thut seine Pflicht und das ist löblich, schön, lob- und liebenswerth. Man kann ihn blos bedauern, daß er in einem Staate geboren ward, dessen Absichten auf das Verderben der Menschheit losgingen. Nicht so verhält sichs mit einem deutschen Fürsten, dessen Existenz weit unabhängiger ist, der sich den Dienst wählen kann, dem er seine Fähigkeiten weihen will, und der in allen Mittel findet diese zu entwickeln und seinen Stand zu behaupten. Wenn der nicht das Wohl seines Vaterlandes bey dieser Wahl in Anschlag bringt, sondern dabey blos durch eigennützige Absichten geleitet wird, so ist er der Nachkommenschaft dafür verantwortlich, und sie wird ihm gewiß ihren Beyfall versagen.

Man wird also zuverlässig mit Vergnügen sehen, daß Ferdinand alle seine Kräfte aufbot, allen Gefahren des Krieges trotzte, in einer Sache, die dem deutschen Vaterlande, und dadurch der ganzen Menschheit zum wesentlichsten Vortheile gereichte.

Es behaupten zwar einige große Staatskundige, Friedrich II. habe Unrecht daran gethan, Englands Bündniß dem französischen vorzuziehen, denn er hätte durch das entgegengesetzte Verfahren einen Krieg vermieden, von dem keine menschliche Klugheit voraussehen konnte, daß er nicht seinen gänzlichen Untergang nach sich ziehn würde.

Ich muß auch gestehn, wenn ich die Stelle in Friedrichs Werken lese, wo er diesen Punkt abhandelt; so scheint mirs, als sey er selbst dieser Meynung gewesen. Man betrachte nur die Gründe, die er anführt, um sein Betragen hierin zu rechtfertigen. Sie sind gerade so beschaffen, wie die Gründe eines Mannes, der mit seinem Verfahren, was er beschlossen hat, unzufrieden ist, und alles hervorsucht um sich zu überzeugen, er habe nicht anders handeln können. Ich hoffe, zu seiner

Ehre, daß ihn damals andre Bewegungsgründe bestimmt haben, als die er selbst anführt; denn diese sind eines Mannes, auf dem das Wohl von einigen Millionen Menschen beruht, nicht würdig. Ein abgeschmackter Vorschlag, den ihm ein Minister, Rouille, thun läßt; alberne Bedingungen, die ihm ein Gesandter anbietet, können den persönlichen Stolz des Menschen wohl reizen. Allein der persönliche Stolz des Menschen muß in die Entschließungen des Regenten keinen Einfluß haben.

Was aber die Sache selbst betrifft, so kann die göttliche Weisheit allein wissen was erfolgt wäre, wenn ein Mensch einen andern Entschluß gefaßt hätte. So viel kann man aber sagen, daß sich für den Entschluß, den Friedrich faßte, ein Bündniß mit England zu schließen, weit bessere Gründe anführen lassen, als die seinigen. Daß die Erneuerung des Bündnisses mit Frankreich den ganzen siebenjährigen Krieg gehindert hätte, ist gar nicht wahrscheinlich. Oesterreich suchte wohl Frankreich zu gewinnen, allein es machte doch seine Anlagen zum Kriege ganz unabhängig von den Entschließungen dieses Staats. Warum hätte

es das auch nicht thun sollen? Es hatte ja schon mit Preussen und Frankreich zugleich Krieg geführt, und zwar ohne den Beystand von Rußland. Jetzt da es dessen gewiß war, konnte es ihn immer getrost anfangen. Verband sich Preussen mit Frankreich, so konnte Oesterreich auf das engste Bündniß mit England rechnen. Ja England hatte sogar vorläufig mit Rußland einen Subsidien-Traktat geschlossen, den die neue Wendung, die die Dinge nahmen, nur vereitelte; der aber Bestand gehabt, und seinen ganzen Erfolg geäußert hätte, wenn Preussen und Frankreich in Verbindung geblieben wären. Um nur ein Wort von dem alsdenn möglichen Erfolge zu sagen, so hätte alsdann Rußland den ganzen preussischen Handel ruinirt, und allen preussischen Armeen die Zufuhr zur See abgeschnitten. Die Hessen standen auch schon im englischen Sold. Diese und die Hannoveraner hätten ihm die Eroberung des Kurfürstenthums Hannover etwas schwerer gemacht, als es ihm die von Sachsen ward. Beyde Länder zu überwältigen, hätte seine Kräfte überstiegen. Kurz, wenn man den Zusammenhang der Dinge

recht bedenkt, deren Auseinandersetzung uns gar zu weit führen würde; wenn man die schlechten Maßregeln überlegt, die Frankreich in diesem Kriege nahm, und die ein scharfsichtiger Staatsmann aus denen im vorigen Kriege leicht voraus sehn konnte; so kann man den Entschluß, die englische Allianz als zuverläßiger vorzuziehen, nicht misbilligen: und es scheint sehr wahrscheinlich, daß der König bey der französischen weit schlechter gefahren wäre, als hernach bey der englischen wirklich geschah.

Wahrscheinlicher Weise ward Friedrich durch ähnliche Ursachen, wenigstens ganz gewiß durch das Gefühl der Unzuverläßigkeit der französischen Allianz, in seinem Verfahren bestimmt; und vermuthlich führt er die Albernheiten der Minister und Gesandten dieser Nation nur in der Rücksicht an, um zu zeigen: daß mit einem Kabinette, worin solche Männer Sitz und Stimme hatten, nichts Vernünftiges anzufangen gewesen sey. Allein er drückt es nicht deutlich genug aus; man sollte denken, diese Nebendinge hätten geradezu seinen Entschluß hervorgebracht; und eben

daher wundre ich mich, daß er nicht lieber die wichtigern Gründe auseinander setzt, die in der Sache lagen. Einige Schriftsteller führen auch noch den an: daß der König nicht voraus sehen konnte, Frankreich würde ein Bündniß gegen ihn und zu seinem gänzlichen Verderben mit dem Hause Oesterreich schließen. Freylich verbot das eine kluge Politik; freylich darf Frankreich durchaus nicht leiden, daß Oesterreich ganz Deutschland beherrsche und nach seinem Willen lenke; und ist die preussische Macht über den Hausen geworfen, so steht diesem Unglücke nichts mehr entgegen. Freylich war daher zu erwarten, daß nun Frankreich alle Gedanken, Georg den II. durch Wegnahme des Kurfürstenthums Hannover zu bändigen, aufgeben, und alle seine Entwürfe und Mittel auf einen Seekrieg gegen England wenden würde. Von wem war aber ein solches Verfahren zu hoffen? Von einem weisen, standhaften, immer nach richtigen politischen Grundsätzen handelnden Regenten oder Kabinette, und mit diesem hätte man sehr unrecht gethan, die alten Verbindungen aufzuheben. Sobald man aber festsetzte, daß man mit einem Hofe

zu thun hatte, wo Leidenschaften und Intriken alles wirkten, so war leicht voraus zu sehen, daß jene allein hinreichend waren, einem solchen Hofe über alle gesunde politische Rücksichten die Augen zu verschließen, und zu einer Allianz mit Oesterreich anzutreiben; theils um das Lieblingsprojekt gegen die Hannöverschen Besitzungen des Königs von England auszuführen, theils um den König von Preussen für seine Geringschätzung des mächtigen Königs von Frankreich zu züchtigen. Das einzige, was Friedrich II. wohl hoffen konnte und mochte, bestand darin: daß dieses Bündniß weder so innig noch so dauerhaft werden würde, als es sich hernach zeigte.

Meine Leser erlauben mir, noch ein Wort über dasselbe hinzuzufügen. Wer kann darüber nachdenken, und dabey die Wege der Vorsehung verkennen? Die ganz unnatürliche Lage, worin es ganz Europa versetzt, die Verwirrung, die es in den Angelegenheiten dieses Welttheils geschaffen hat, sind offenbar die Haupttriebfedern der jetzigen französischen Revolution geworden. Dadurch ist dieser Staat zu einem bloßen

Werkzeuge der österreichischen Macht, zu einem Anhängsel derselben herabgesunken. Das Gefühl dieser Herabwürdigung hat auf dieß Volk, das so viel National-Ehrgeiz, Stolz, Eitelkeit (wie man es nennen will?) besitzt, mächtig gewirkt. Dieß hat ihm seine Regenten verhaßt und verächtlich gemacht; und diese Gesinnungen, in Verbindung mit einigen andern Begebenheiten, ist der Urquell aller jetzigen Eräugnisse in diesem Reiche. Ich kann hier nur den allgemeinen Gesichtspunkt angeben, denn die Nebenumstände würden mich zu weit führen. Allein um nur einiges zu erwähnen, so würde, ohne dieses Bündniß, das Haus Oesterreich seine niederländschen Provinzen nicht so, wie Joseph that, behandelt haben. Die Theilung von Pohlen, sammt allen Begebenheiten die sie nach sich gezogen hat, und die alle gar sehr auf die jetzigen Zeitläufte gewirkt haben, wären vermuthlich auch nicht erfolgt. Ohne die, aus diesem Bündnisse entsprungne Verwirrung in den europäischen Angelegenheiten, würden manche Höfe keine so falsche, verhaßte und verächtliche Politik befolgt haben, wodurch zum Theil die jetzige Stimmung

der Gemüther hervorgebracht worden ist. Ein Kenner der Staatskunst, der dieses alles wohl erwägt, soll mich, denke ich, nicht Lügen strafen, wenn ich behaupte: daß in diesem Bunde zwischen Frankreich und Oesterreich der eigentliche Keim der ganzen Krisis liegt, worin sich Europa befindet, indem ich dieses niederschreibe.

Sobald das Versailler Kabinet Nachricht von dem Traktat erhielt, den Preussen mit England geschlossen hatte, und der seinen Absichten gerade zuwider lief; so ließ es sich geneigt finden, den Vorschlägen des Wiener Hofes Gehör zu geben, und beyde Mächte schlossen den 1ten May 1756 einen Traktat, der gleichfalls blos defensiv klang; aber, so wie alle diejenigen, die unsre Mächte in solchen Fällen immer geschlossen haben, eine viel weitere Aussicht hatte, als die Worte angaben. Sie garantirten sich beyderseits ihre sämmtlichen europäischen Staaten auf ewige Zeiten, wovon Oesterreich nur den Fall des damaligen Krieges mit England ausnahm; und bestimmten die im Falle eines Angriffs einander zu schickende Hülfe auf achtzehntausend Mann Infanterie und sechstausend Cavallerie.

Als der Wiener Hof diesen Punkt gewonnen hatte, rüstete er sich zum Kriege. In Böhmen und in Mähren wurden Magazine angelegt: Truppen aus entferntern Provinzen begaben sich dahin, und bezogen sogar Läger. Indessen waren diese Zubereitungen doch nur vorläufig, und sie wurden nicht so betrieben, daß daraus ein Vorhaben, den Angriff sogleich erfolgen zu lassen, hervorgeleuchtet hätte. Denn Rußland hatte wissen lassen, daß es in diesem Jahre noch nicht bereit seyn könnte mitzuwirken. Sachsen aber, der andre Bundesgenosse, auf den man rechnete, hatte, aus Liebe zu Opern, zu Schildereyen, und Juwelen, seine Armee bis auf siebenzehntausend Mann zusammenschmelzen lassen, deren Offiziere nicht einmal pünktlich ihre Besoldung erhielten. Es versprach indeß doch auch, sie im künftigen Jahre stark vermehrt ins Feld zu stellen. Man sollte es nicht für möglich halten, daß ein Minister, der cabalirte, um Preussen in einen schweren Krieg zu verwickeln, die Armee seines Herrn so ganz vernachläßigen konnte. Allein Brühl hoffte, wenn der Krieg nur einmal angegangen wäre, so würden ihn

Oesterreich und Rußland für Sachsen führen. Das ließ er sich aber nicht träumen, daß Preussen im Stande seyn würde, den Streit selbst so anzufangen, wie es nachher geschah.

Vermuthlich wollte Oesterreich Preussen zum Angriff reizen, um mit besserm Anstande Hülfe von seinen Alliirten und vom deutschen Reiche fodern zu können. Das ist wenigstens der einzige vernünftige Grund, den man von seinem Verfahren angeben kann; denn anstatt den König einzuschläfern, um ihn dann auf einmal mit allen Kräften anzufallen, machte es, wie wir schon gesagt haben, allerhand feindseliges Gepränge, wodurch Friedrichs Aufmerksamkeit sogleich erweckt wurde. Friedrich ließ also in Wien mehrere male anfragen: was diese Rüstungen bedeuten sollten? worauf er aber immer unbestimmte Antworten erhielt. Endlich befahl er seinem dortigen Gesandten diese Frage nochmals zu wiederholen; auf das Versprechen zu dringen, daß man ihn weder in diesem noch im folgenden Jahre angreifen würde; und hierauf eine kategorische Antwort zu verlangen; mit dem Bedeuten: daß er die

Verweigerung derselben für eine Kriegs-erklärung ansehn, und seine Maasregeln darnach nehmen würde. Statt einer solchen Antwort aber, erhielt der preussische Gesandte eine so schneidende von Maria Theresia, daß der König wohl sah, der Krieg gegen ihn sey beschlossen, und würde nur so lange verschoben, bis man völlig dazu gerüstet wäre. Er wußte dieß außerdem durch einen andern Kanal. Ein Unterbedienter im Kabinet zu Dresden hatte sich gewinnen lassen, ihm die Abschriften aller Briefe der an den Wiener und Petersburger Höfen stehenden sächsischen Gesandten, und andrer Papiere dieser Art, zu geben, die er nur habhaft werden konnte. Dadurch lag ihm das ganze Vorhaben, nebst allen dabey gebrauchten Triebfedern vor Augen. Dieser Mann handelte allerdings sehr strafbar. Allein vielleicht hat er durch seine Verrätherey Deutschland einen sehr wesentlichen Dienst geleistet, weil das Haus Brandenburg und mit ihm die protestantische Parthey hiedurch aufrecht erhalten wurde; wenn er schon Geld dafür nahm, so steht doch zu glauben, daß seine That nicht lediglich

aus Gewinnsucht entsprang. Der Antrieb seines Herzens mochte wohl dabey mitwirken, und er machte es wie die mehrsten Menschen, die sich freuen, wenn sie diesen mit ihrem Intereße vereinigen können. Der König von Preussen hatte zu allen Zeiten, und damals mehr als zu jeder andern, eine starke Parthey in Sachsen, der die Allianz mit Oesterreich höchst zuwider war. Dieser Mann mochte zu derselben gehören, und würde vermuthlich um keinen Preiß für den Wiener Hof das gethan haben, was er um einen solchen für den großen Friedrich that, der der dabey obwaltenden Gefahr gewiß nicht die Wage hielt. Er verdient also wohl, daß alle deutsche Patrioten sein Vergehn mit einiger Nachsicht beurtheilen.

Bey solchen Umständen sah der König leicht ein, daß der Krieg unvermeidlich, und daß er ganz eigentlich auf sein Verderben abgezielt sey. Das einzige Mittel, diesem zu entgehn, schien ihm: seine Feinde selbst anzugreifen, ehe sie noch völlig gerüstet wären. Das konnte Begebenheiten veranlassen, die ihren ganzen Plan vielleicht vereiteln würden.

Dieser Krieg war von Seiten des Königs so gerecht als nur einer; denn man wollte ihm nicht allein eine feyerlich abgetretne Provinz wieder entreißen, sondern auch einen großen Theil seiner übrigen Staaten rauben. Rußlands Absichten gingen zwar eigentlich auf Kurland; allein dazu mußte es das Königreich Preussen haben, um Pohlen mit einem Theile desselben zu entschädigen. Sachsen sollte aber das magdeburgische Gebiet erhalten, worauf es von Alters her Ansprüche hat, und das ihm zu seiner politischen Sicherheit nöthig scheinen muß. Daher wurden auch alle ersinnliche Intriken gespielt um die Republik Pohlen zur Theilnahme an dem Bündnisse zu verleiten. Jemehr man sich auch von den Zeiten, wo dieser Krieg geführt ward, entfernt; jemehr verstärkt sich die Zahl der Stimmen für die Gerechtigkeit desselben von preussischer Seite. Daß er aber lediglich ein, der Macht wegen angefangner Streit war, das ist augenscheinlich. Nicht so deutlich ist die Frage: ob er für einen Religionskrieg gehalten werden muß? die zu der Zeit gar sehr in Schriften dafür und dawider verhandelt wurde.

Die

Die erste Veranlassung zu diesem Gedanken gaben die, vermuthlich durch den Wiener Hof aufgehetzten, katholischen Stände im Reiche selbst. Sie äußerten auf dem Reichstage die Besorgniß, daß das Bündniß zwischen Preussen und England auf solche Absichten gerichtet sey, die der katholischen Parthey in Deutschland gefährlich werden könnte; und ihre Klagen darüber waren so laut, daß man Hannöverscher Seits für nöthig hielt, sich dagegen zu rechtfertigen, und den Ungrund dieser Besorgniß zu zeigen. Da man aber in Wien merkte, daß die Vorstellung: die Religion sey bey diesem Kriege mit im Spiel; die Truppen der protestantischen Stände bey der Reichsarmee unwillig machte gegen den König zu fechten, und ihm eine Menge Rekruten, Ueberläufer, und heimlicher oder öffentlicher Anhänger zuführte; so veränderte man schnell die Sprache, und warf den Gedanken weit von sich, als wenn die Religion bey diesem Kriege das geringste zu schaffen hätte; da man hingegen von preussischer Seite diese Meynung hernach gar sehr begünstigte.

Sollte der Leser einigen Werth auf meine Meynung setzen, so geht sie dahin aus: daß es allerdings ein Religionskrieg war. Nicht als wenn Oesterreich dabey geradezu die Absicht gehabt hätte, die protestantische Parthey in Deutschland zu vernichten: oder Preussen den Zweck, die Rechte der Protestanten zu vertheidigen: sondern weil jeder Zuwachs der österreichischen Macht der protestantischen Parthey und Religion gefährlich ist: weil, sobald als Oesterreich völlige und ungehinderte Gewalt im deutschen Reiche haben wird, sein erstes Geschäfte darin bestehen wird: durch List und durch Gewalt überall die katholische Religion einzuführen. Das ganze Regierungssystem dieses Hauses ist darauf gebaut, und nur in dieser Religion kann es treue Anhänger finden. Es mag ein Mensch zu welcher protestantischen Parthey es auch sey gehören: er mag dem alten in den symbolischen Büchern vorgezeichneten System zugethan seyn, oder nur den ächt protestantischen Grundsatz annehmen: daß jeder Mensch ein unbezweifeltes Recht hat, sich eine Religion nach eignen Einsichten aus den Büchern der heiligen Schrift zu bilden, und dabey gar kein

menschliches Ansehn gelten kann: so muß er die Uebermacht des Hauses Oesterreich, als das größte Unglück fürchten: denn dieß Haus kann seine Grundsätze nicht vertragen, und hat es von Anfang der Reformation bis auf den heutigen Tag, mit jedem Schritte den es gethan hat, bewiesen. Selbst die Art, wie Joseph II. einige, diesem Satze, dem Schein nach, zuwiderlaufende Dinge unternommen hat, ist der klarste Beweis desselben. Dankt es also ewig, ihr Anhänger der von Luther oder Calvin herstammenden Religion eurer Väter; ihr Freunde des wahren Lichts in Sachen der Verehrung des Schöpfers; besonders ihr, die ihr Wissenschaften, Kenntnisse, Einsichten, Licht, Aufklärung liebt, und unter den Menschen zu verbreiten sucht, weil von ihnen allein das Wohl der ganzen Menschheit abhängt: dankt es, sage ich, ewig Friedrich dem Großen, der in diesem gleichfalls ewig merkwürdigen Kriege die Macht des Hauses Oesterreich in seinen Schranken erhielt: dankt es auch Ferdinanden, der dabey sein so treuer Gehülfe war: daß sie beyde alle ihre Kräfte und Fähigkeiten, Gesundheit, Leib und

Leben, zu diesem großen Endzwecke verwendeten und wagten. Jener that dabey übermenschliche Dinge; und auch dieser äußerte Tugenden und Einsichten, wodurch er es verdient hat, in die Klasse der größten Menschen versetzt zu werden. Nach dieser Auseinandersetzung des wahren Gesichtspunkts, woraus man diesen Krieg betrachten muß, um die Männer recht zu würdigen, die ihn führten, gehe ich zur Beschreibung dessen über, was Ferdinand dabey verrichtete.

1756. Einmarsch des Königs von Preussen in Sachsen.

Bey den vorläufigen Unterhandlungen war schon ein großer Theil der schönen Jahrszeit verstrichen. Friedrich beschloß den Ueberrest zu nutzen und den Krieg mit einem Einfall in Sachsen anzufangen. Dabey sah er folgende Vortheile. Entweder die Sachsen vereinigten sich mit ihm: dann zog er gleich mit diesem Zuwachs von Macht in Böhmen ein, und bemächtigte sich augenblicklich dieses Königreichs, wo noch nichts in der Verfassung war ihm Widerstand zu thun: oder falls die Sachsen sich wehrten, so überwältigte er seinen schwächsten Gegner, mit dem man bey solchen Gelegenheiten

zuerst anfangen muß; eroberte dessen Land, welches ihm einen unermeßlichen Zuwachs an Macht verschaffte; umschlung Böhmen von zwey Seiten, und bereitete sich dadurch die Eroberung dieser Provinz aufs folgende Frühjahr, ohne einen gefährlichen Feind hinter sich zu lassen, wie er sonst würde gethan haben, wenn er von Schlesien aus in dieselbe eingefallen wäre. Dieß war sein Plan, und er ergriff die weisesten Maßregeln, um Sachsen recht gewiß zu fassen. Sein Einmarsch in dieses Land wird ewig ein Muster von der Art bleiben, wie man einen Feind überfallen muß, dessen Gränze das eigne Gebiet in einer langen Strecke berührt.

Siebenzig Bataillons und hundert und eine Schwadron erhielten Befehl in Sachsen einzurücken. Sie waren in drey Colonnen eingetheilt. Die eine kam vom Saalkreise her, und stand unter dem Befehl des Herzogs Ferdinand. Sie marschirte von Halle nach Leipzig, und sodann über Borne, Chemnitz, Freyberg, Dippoldiswalde, nach Cotte. Die zweyte führte der König selbst an. Sie ging über Pretsch und Wittenberg nach Torgau, wo sie über

die Elbe setzte; und von da über Strehlen, Lommatsch nach Wilsdruf. Darauf bezog sie ein Lager vor dem plauenschen Grund bey Dresden, und den Tag drauf stellte sie sich in der Gegend von Pirna, mit dem einen Flügel an Sedelitz und Zehst, mit dem andern an die Elbe. Die dritte Colonne, unter Anführung des Herzogs von Bewern, rückte durch die Lausitz heran, zog bey Elsterwerda fünf und zwanzig Schwadronen Kürassiers und Husaren aus Schlesien an sich, und marschirte von da über Bautzen, Stolpe in ihr Lager bey Lohmen. Der Einmarsch in Sachsen geschah den 29ten August, als an welchem Tage Herzog Ferdinand in Leipzig einzog; dem ganzen Lande preussischen Schutz versprach, und zugleich mit diesem Patente ein andres ergehen ließ, worin er, wegen der bevorstehenden Leipziger Messe, alle Sicherheit für Handel und Wandel in dieser Stadt zusagte. In diesem Durchmarsche beobachteten die Preussen überhaupt, und besonders die Ferdinandsche Colonne, die allergenaueste Mannszucht. Zwey Tage vor der Ankunft der Preussen hatten sich die Sachsen aus ihren Quartieren begeben, und in

ein Lager bey Pirna, zwischen dem Königstein und Sonnenstein zusammengezogen, worin sie auch sogleich durch die Bewegung der drey Colonnen von allen Seiten eingeschlossen wurden.

Der König von Pohlen, der sich mit in das pirnaische Lager begeben hatte, ließ sogleich alle Vorschläge zu einem Vergleiche thun; und versprach aufs heiligste die strengste Neutralität zu beobachten. Allein Friedrich wollte davon nichts hören, sondern verlangte schlechterdings, Sachsen sollte, wie im Jahr 1742, gemeinschaftliche Sache mit ihm gegen Oesterreich machen, widrigenfalls er die Truppen zwingen wollte, sich zu Kriegsgefangnen zu ergeben. Dazu konnte sich nun August nicht entschließen. Friedrich nahm sich also vor, die Sachsen durch Hunger zur Uebergabe zu zwingen, weil der Graf Brühl die unverantwortliche Nachläßigkeit gehabt hatte, für die sächsischen Truppen nur einen geringen Vorrath zusammen bringen zu lassen, der nicht lange währen konnte; und weil ein Angriff auf das Lager immer sehr viel Blut gekostet haben würde, auch wohl gar misglücken

konnte: welches beym Anfange eines solchen Krieges ein höchst nachtheiliges Eräugniß gewesen wäre. Wenn man einen Umstand erwägt, den Friedrich II. in seinen Werken erzält, nämlich er habe gewußt, daß der sächsische Hof entschlossen wäre, seine Truppen zu Pirna zusammen zu ziehen: so muß man sich um so mehr wundern, daß er gar keinen Vorrath an Lebensmitteln dahin hatte zusammenbringen lassen. Ganz Sachsen war voll davon, und es wäre nichts leichters gewesen, als das Nöthige herbeyzuschaffen, um dieß kleine Truppencorps den ganzen Winter hindurch zu verpflegen, welches damals kaum auf einen Monat zu leben bey sich hatte. Es hätte zwar freylich Brühl den Ankauf eines solchen Vorraths aus seines Königs Schatze bestreiten müssen, da noch kein Vortrag über einen bevorstehenden Krieg an die Landstände gemacht worden war; und dazu fehlte es an Geld. Aber entweder ein thätigerer Minister hätte dazu noch Mittel ausfindig zu machen verstanden; oder wenn das unmöglich war, so hätte sich ein klügerer gehütet, seinen Regenten und dessen Staaten in Cabalen

gegen einen so gefährlichen Nachbar zu verwickeln. Ob aber die Sachsen ihrer Parthey einen wichtigern Dienst thaten, daß sie sich bey Pirna einschließen ließen, als wenn sie sich nach Böhmen zurückgezogen hätten, indeß ihnen der Weg dazu noch offen stand? das ist eine Frage, die schwer zu entscheiden steht. Vielleicht war letzteres aus Mangel des Unterhalts allda nicht einmal möglich, und in diesem Falle wäre es noch unnützer die Frage zu erörtern. So viel ist gewiß: ihr Widerstand hielt den König in Preussen den ganzen übrigen Feldzug auf, und gab den Oesterreichern Zeit sich besser zu rüsten; und das war alles was diese verlangen konnten.

Maria Theresia suchte sich auch dagegen nicht undankbar zu bezeigen. Sie ließ so geschwind als möglich, die Truppen, die sie in Böhmen hatte, verstärken, und in den Stand setzen, die Sachsen zu befreyen. Das böhmische Heer hatte sich in zwey Theile getheilt. Der eine unter dem General Piccolomini stand im Lager bey Königingrätz, um dem Feldmarschall Schwerin das Eindringen in Böhmen von Schlesien aus

zu verwehren. Der andre hatte sich unter dem General Brown bey Kollin zusammengezogen, und traf alle Anstalten, um vorzurücken, und den eingeschloßnen Sachsen Luft zu machen, wozu dieser General die gemessensten Befehle hatte.

Der König besorgte indeß alles, was nöthig war, seine Stellung um die Sachsen herum völlig sicher zu stellen, und als er dieses beendigt hatte, schickte er am 13ten September den Herzog Ferdinand mit einem Corps von vierzehn Bataillons, zwölf Schwadronen, sechs vier und zwanzig, doppelt so viel zwölf Pfündern, und zwey funfzig-pfündigen Mörsern in Böhmen hinein, um den Feldmarschall Brown zu beobachten. Der Herzog hatte Befehl, solche feste Stellungen zu wählen, daß er einem stärkern Corps Widerstand thun, und ihm zugleich den Einmarsch in Sachsen versperren könnte. Dem zufolge marschirte er nach Peterswalde, vertrieb die Feinde aus diesem Orte und aus Nollendorf durch unbedeutende Scharmützel, welches die ersten Feindseligkeiten waren, die die Preussen und Oesterreicher gegeneinander aus-

übten, und nahm sein Lager bey Außig, wo er die Bäckerey anlegte. Am 19ten schickte der König den Feldmarschall Keith mit mehrern Truppen zu diesem Corps, um das Commando desselben zu übernehmen. Dieser ließ das Schloß Teschen durch den Generalmajor von Manstein angreifen, dem es sich am 23ten, nach einem kurzen Widerstande ergab; zugleich ließ er das Lager verschanzen, um sich gegen einen Angriff der Oesterreicher gehörig vertheidigen zu können; denn ein Angriff war, bey ihrer bekannten Absicht, die Sachsen zu befreyen, täglich zu erwarten. Allein ihr Feldherr zauderte sehr, und blieb immer in seinem Lager bey Budin hinter der Eger.

Da dieß Zaudern länger dauerte, als alle Geschäfte, die der König in der Zeit gehabt hatte, so beschloß er, dem Feinde, mit dem doch, der Sachsen wegen, geschlagen werden mußte, entgegen zu gehn. Er begab sich also am 28ten zu der Armee ins Lager bey Außig, wo er sie so hatte verstärken lassen, daß sie nun aus acht und zwanzig Bataillons und drey und siebenzig Schwadronen bestand. Am 29ten nahm er acht

Bataillons und zwanzig Schwadronen davon, um mit dieser Avantgarde vorzurücken, und befahl der Armee ihm zu folgen. Er marschirte nach Tirmitz, und dort erfuhr er, daß der Feind den folgenden Tag die Eger passiren wollte. Darauf ging der König mit der Avantgarde weiter, bis nach Welmina, wo er gegen Abend hinkam. Browne hatte denselben Tag seine Armee bis Lowositz ins Lager geführt, und stand mithin nur eine kleine Meile von dem Könige und den Truppen, die dieser bey sich hatte.

Schlacht bey Lowositz.

Das österreichische Lager stieß mit dem rechten Flügel an die Elbe, hatte da Lowositz vor der Front, und erstreckte sich mit dem linken hinter das Dorf Sulowitz, dessen Front durch einen Bach mit vielen Teichen und morastigen Ufern gedeckt war. Diese Stellung wäre ganz gut gewesen, wenn sie nicht vor ihrer Front beträchtliche, sie beherrschende, Anhöhen gehabt hätte, worauf sich den Oesterreichern eine viel beßre Stellung darbot, hätten sie nur zwey bis dreytausend Schritt weiter vorrücken wollen. Wenn auch Brown nichts von dem Anmarsch des Königs wußte, so durfte er doch

keine defensive Stellung mit Defilees vor seiner Front nehmen: denn er sollte eigentlich auf den Angriff losgehn, und mußte also immer alle Defilees hinter sich lassen. So aber beging er den schon bemerkten Fehler aller mittelmäßigen Generale, sich da angreifen zu lassen, wo es ihm eigentlich oblag, den Angriff zu thun. Vor seinem rechten Flügel lag der Loboschberg, dessen Abdachung sich bis nach Lowositz erstreckt; vor dem linken aber der Homolkaberg, der, auf seinen untern Absätzen, dem Gegner gute Stellungen zu Batterien, nach allen Richtungen hin, darbot. Anstatt seine Armee dahin zu führen, wo sie dann von oben herab auf die preussische losgegangen wäre; wo sie auf die Art diese vermuthlich gezwungen hätte sich zurücke zu ziehn, um das Gefecht zu vermeiden, und wo er alsdenn würde Gelegenheit gefunden haben, sich den Sachsen zu nähern und ihnen am rechten oder linken Ufer der Elbe Luft zu machen, litt der Feldmarschall Brown, daß der König sich dieser Anhöhen bemächtigte. Das that dieser indeß nicht sogleich, weil er noch zu schwach dazu war; sondern er ließ die Avantgarde stille vor Welmina

stehn, bis die ganze Armee ankam. Vier Bataillons mußten nun vor der Schlucht zwischen den Bergen vorrücken, um den Anlauf der feindlichen leichten Truppen abzuhalten; und da, von Woyarna längst der Elbe her, eine andre Schlucht nach seiner linken Flanke zu ging, so stellte der König die vier übrigen Bataillons vor dieselbe, um auch von der Seite sicher zu seyn.

Als nun die ganze Armee ankam, ließ Friedrich sie durch Welmina marschiren, und stellte sie in einer vorläufigen Ordnung auf dem Felde, zwischen diesem Dorfe und den Bergen, die er bey Anbruch des Tages mit ihr besetzen wollte. In dieser Lage erwartete er die ersten Lichtstralen, um mit der Generalität vorwärts zu reiten und den Feind zu recognosciren. Allein noch ehe er das that, ward ihm gemeldet: man sähe feindliche Cavallerie, in der Ebene bey Lowositz, in Schlachtordnung stehn. Sogleich gab er der Armee Befehl vorzurücken. Der Herzog von Bewern am linken Flügel sollte den Loboschberg besetzen; Herzog Ferdinand aber, als Anführer des rechten, den Homolkaberg. Weil sich aber das Terrain

zu weitläuftig befand, mußte das zweyte Treffen ins erste rücken, und die ganze Infanterie ward in eine Linie gestellt, und die Cavallerie in mehreren dahinter. Der linke Flügel sollte fest auf dem Berge stehn bleiben: der rechte marschirte hingegen bis auf den untern Absatz des seinigen herab, und es wurden vor demselben Kanonen aufgefahren, um auf die feindliche Cavallerie zu feuern. In dieser Lage blieb die Armee, und der König brachte eine ganze Weile damit zu, den Feind zu betrachten. Ein sehr starker Nebel hinderte ihn jedoch irgend etwas anders zu sehn, als eben diese Cavallerie, die viele sonderbare Bewegungen zu machen schien; denn bald zog sie sich rechts, bald links, bald zusammen, bald auseinander, und zwar vermuthlich um dem Kanonenfeuer auszuweichen, das einige Wirkung auf sie that. Die Oesterreicher regten sich auch weiter nicht, als daß ihre leichten Truppen, die in den Weinbergen am Abhange des Loboschberges standen, ein beständiges Knackern mit der Infanterie des preussischen linken Flügels unterhielten, und daß sie mit Kanonen gegen die Batterie am rechten Flügel feuerten.

In dieser Verfassung blieben die Dinge bis gegen Mittag, da der Nebel fiel. Lloyd sagt: er sey völlig gefallen, vermuthlich weil er, auf österreichischer Seite, die ganze hochstehende preussische Armee deutlich sehn konnte. Von der andern Seite konnte man indeß die österreichische Armee, im Thale, noch nicht ganz sehn, sondern nur die näher stehende Cavallerie. Daher meynte der König, dieß wäre blos eine Arriergarde, die den Rückzug der Armee oder wohl gar ihren Uebergang, nach der andern Seite der Elbe, decken sollte, um den Sachsen dort beyzuspringen, da es auf dieser nicht mehr geschehn konnte. Um zu wissen, wie sich die Sache verhielt, ließ er seine Cavallerie durch die Infanterie vorbrechen, und auf die feindliche schargiren. Das that sie mit solcher Gewalt, daß sie letztere sogleich warf, und sehr hitzig verfolgte. Allein sie ging im Nachsetzen zu weit, und fiel dabey in das Feuer der österreichischen Artillerie, und ihrer in den Hecken und Hohlwegen verborgnen Infanterie, und kam deshalb sehr schnell wieder zurückgejagt. Sobald jedoch die preussische Reiterey aus diesem Feuer heraus war, setzte

sie

sie sich wiederum, und schargirte und warf die Feinde noch einmal. Hier überließ sie sich aber wieder ihrer Hitze, und setzte sogar im Verfolgen über einen Graben. Da sie nun mit demselben Feuer wieder empfangen wurde, und also auch wieder zurück mußte, so jagte ihr die mit frischer Mannschaft verstärkte feindliche Cavallerie nach, und da konnte sie nicht ohne großen Verlust wieder über den Graben zurückkommen. Der geschwächte und abgemattete Zustand, in welchen sie wieder zu ihrer Infanterie gelangte, bewog daher den König, sie in ihre alte Stelle hinter diese einrücken zu lassen.

Vielleicht wäre es dabey geblieben, da der König nun sah, daß die Oesterreicher noch alle da standen, wo er ihnen den Weg nach den Sachsen hin versperrte. Allein vermuthlich schwellte dieser kleine Vortheil Brownen das Herz, und er wollte versuchen, die Preussen von dem Loboschberg zu verjagen, den er doch so leicht, viel eher als sie, hätte besetzen können. Er ließ verschiedne Regimenter Infanterie, mit Grenadierern an ihrer Spitze, gegen die auf demselben stehende Preussen anrücken, wo-

bey ein Theil ihnen die linke Flanke abzugewinnen suchte. Diese vorrückenden Truppen wurden aber gleich von den Grenadierbataillons Kleist und Münchow zurückgetrieben. Andre preussische Bataillons halfen ihnen, obgleich verschiedene ihre Munition verschossen hatten; allein sie gingen nichts destowentger, mit gefälltem Gewehr, den Berg herab, auf die Oesterreicher los, und jagten sie in Lowositz hinein. Damit waren sie indeß nicht zufrieden, sondern sie griffen nun den Ort selbst an, und es währte auch nicht lange, so mußten ihn die Oesterreicher verlassen und ihr ganzer rechter Flügel weichen.

Der König lobt sehr die Art, wie Brown seinen Rückzug veranstaltete. Dieser Feldherr ließ nämlich einige Brigaden von seinem noch unversehrten linken Flügel durch Sulowitz vorrücken, und, während daß diese Bewegung die Aufmerksamkeit der Preussen auf sich zog, sammelte er seinen rechten Flügel, der in großer Unordnung aus Lowositz herausgelaufen kam. Sobald das geschehn war, mußten die vorgerückten Truppen sich wieder hinter Sulowitz ziehen,

und sich dann in die Ebene bey Lowositz stellen, um den Rückzug zu decken, der auch völlig ungestört geschah. In der Nacht marschirte Brown in sein Lager bey Budin zurück. So endigte sich dieses Gefecht. Die Oesterreicher verloren dabey neunzehn Offiziers und vierhundert und zwanzig Gemeine an Todten; hundert fünf Offiziere, siebenzehnhundert neun und zwanzig Gemeine an Verwundeten; und siebenhundert eilf Gefangne oder Vermißte. Der Verlust der Preussen bestand in sechszehn Offiziers, siebenhundert vier Gemeine todt; ein und achtzig Offiziers, siebenzehnhundert acht und neunzig Gemeine verwundet; dreyzehn Offiziers, sechshundert sechs und sechzig Gemeine gefangen, wovon beynahe ein Drittheil auf die Reiterey fiel. Sie büßten also an dreyhundert Mann mehr ein, als ihre Gegner.

Indessen trugen sie doch ohne allen Zweifel den Sieg davon, und es war eine tadelnswürdige Scharlatanerie, daß die Oesterreicher sich ihn zueignen wollten. Ihr Rückzug in ihr altes Lager bey Budin, und ihre Unfähigkeit hernach, die Sachsen zu

befreyen, zeugte gar zu laut gegen sie. Die Batterie auf dem Flügel, den Herzog Ferdinand anführte, that gute Dienste: außerdem konnte er zum Siege wenig beytragen, denn er war durch zu viele Hindernisse vom Feinde getrennt.

Uebergabe der Sachsen an die Preussen zu Kriegsgefangnen.

Als der König dieß eines großen Generals würdige Unternehmen glücklich ausgeführt hatte, ging er wieder ins Lager vor Pirna zurück, damit ihm ja die Sachsen nicht entgingen: denn er urtheilte, daß es der Feind, bey diesem mislungnen Versuche sie zu retten, nicht würde bewenden lassen. Die Armee aber und den Herzog Ferdinand mit ihr, ließ er in Böhmen; und weil diese Truppen den Zugang zum Lager bey Pirna auf dieser Seite der Elbe versperrten, so setzte der Feldmarschall Browne mit achttausend Mann bey Raudnitz über diesen Fluß, drang bis Lichtenhayn vor, und erwartete da, daß die Sachsen gleichfalls die Elbe passiren würden. Nach der mit ihnen getroffnen Uebereinkunft, sollte das am 12ten Oktober geschehn: alsdenn, wenn er hören würde, daß sie mit den Preussen handgemein wären, wollte er diese auch

mit seinen Truppen angreifen, und den Sachsen dadurch Luft machen. Allein diese konnten am 12ten ihren Uebergang nicht verrichten, und nachdem der österreichische Feldherr den ganzen Tag gewartet, und von ihnen nichts gehört noch gesehn hatte, mußte er sich zurückziehen, um nicht mit seinem kleinen Corps von dem Feinde in die Pfanne gehauen zu werden. Es setzten aber die Sachsen, theils aus Noth, theils in der Hoffnung ihre Freunde noch immer da zu finden, am 13ten des Morgens über die Elbe. Allein sie konnten durch die Preussen nicht durchdringen, und mußten diesen und den ganzen folgenden Tag, in einem Kessel, wo sie weder vor noch zurück, und eben so wenig eine Schlachtordnung bilden konnten, im elendesten Wetter, ohne Essen und Trinken unter dem Gewehr stehn bleiben. Da sie nun in dieser Lage kein Mittel sahen, dem Hungertode zu entgehn, so ergaben sie sich ohne Schwertschlag, ohne einen Mann verloren zu haben, alle miteinander durch eine Capitulation, und zwar so, daß sie nun preussische Soldaten werden mußten. Bey dieser Gelegenheit beging der König einen bemerkenswerthen

Fehler. Er ließ nämlich die sächsischen Infanterie-Regimenter bey einander, so wie sie waren, und auf die Art stellte er sie in seine Armee ein. Dazu hatte er nicht den geringsten wichtigen Grund, nicht einmal den, die Offiziere an ihren Stellen zu lassen, denn nur eine sehr unbedeutende Zahl derselben trat in preussische Dienste. Ein großer Menschenkenner behauptet, zu dieser Einrichtung, deren Folgen man leicht voraus sehen konnte, habe ihn die Eitelkeit vermocht, an diesen Regimentern beständige Denkmäler seiner That in seiner Armee zu haben; und das ist nicht unwahrscheinlich. Allein selbst diesen kleinlichen Zweck erhielt er nicht. Diese Menschen, die man so beysammen ließ, voller Verdruß über ihre schimpfliche Uebergabe, voller Ergebenheit gegen ihren Landesherrn, desertirten, rebellirten und rumorten überhaupt dermaßen in der preussischen Armee, daß der König alle diese Regimenter am Ende kassiren, und den geringen Rest ihrer Leute unterstecken lassen mußte: hätte er es damit gleich so gemacht, so würde er bey weiten den größten Theil derselben behalten haben.

Gleich nach dieser Begebenheit schickte er seiner noch in Böhmen stehenden Armee den Befehl zu, wieder nach Sachsen zu kommen und, wie seine übrigen Truppen, die Winterquartiere zu beziehn; denn er konnte mit dem, was er in diesem kurzen Feldzuge ausgerichtet hatte, wohl zufrieden seyn. Er wollte seine Truppen nicht gleich im Anfange des Kriegs zu sehr ermüden, und setzte sich vermuthlich damals schon vor, den künftigen Feldzug frühzeitig zu eröffnen. Der Cordon dieses Winterquartiers ging von Zittau am linken Flügel, über Gottleube, Dippoldiswalda, Freyberg, Chemnitz bis nach Zwickau. In letztern Orte kam das Regiment des Herzogs Ferdinand zu liegen; er selbst aber beym König in Dresden, in ein dem Grafen Brühl gehöriges Haus.

Winterquartiere der Preussen.

Im folgenden Jahre zog sich ein fürchterliches Gewitter gegen den König von Preussen zusammen. Sein Einbruch in Sachsen, so nothgedrungen er auch von seiner Seite war, wie es die zu Dresden gefundnen Originalpapiere der zwischen Oesterreich, Rußland und Sachsen gepflogenen Unterhandlungen, die der König

1757. Friedrichs Operationsplan.

drucken ließ, wahrscheinlich machen; ward, da Sachsen denselben noch nicht völlig beygetreten war, als eine Störung des Reichsfriedens, als die offenbarste Verletzung des großen Westphälischen Vertrags angesehn. Zu Regensburg beschloß also die österreichische Parthey, eine Reichsexecutionsarmee gegen Friedrichen zusammenzubringen, wozu alle Reichsstände, die es mit dem kaiserlichen Hofe hielten, oder die er durch Furcht dazu zwingen konnte, ein dreyfaches Contingent stellen sollten. Rußland hatte sich anheischig gemacht allen Beystand zu leisten, den die Bedingungen des mit Oesterreich und Sachsen geschloßnen Bündnisses nur erfordern konnten. Frankreich wollte nicht nur die traktatenmäßige Hülfe von vier und zwanzigtausend Mann hergeben, sondern eine besondre Armee ins Reich schicken, um, vermöge seiner Gewährleistung des westphälischen Friedens, den frechen Verletzer desselben bändigen zu helfen. Der Hof zu Versailles hatte endlich auch Schweden durch Geld dahin vermocht, Friedrichen anzugreifen, und unter eben diesem Vorwande eine Armee gegen ihn anrücken zu lassen.

Daß diese zahllose Menge nur ziemlich spät im Jahre im Stande seyn würde gegen ihn mit Nachdruck zu wirken; das konnte der König aus ihrer Entfernung von ihm, und der Verfassung der Höfe, von der sie in Bewegung gesetzt wurde, leicht voraussehen. Er beschloß daher zu versuchen, ob er nicht zuvor einen entscheidenden Streich gegen Oesterreich ausführen könnte, wodurch sich die andern, als bloße Gehülfen, vielleicht würden abschrecken lassen, weitern Theil an dem Streite zu nehmen. Dem zufolge legte Friedrich alles darauf an, sehr früh im Felde zu erscheinen, und mit gesammter Macht auf die Oesterreicher loszugehen. Um indeß sein Vorhaben zu verbergen, ließ er um Dresden herum allerley Stellungen recognosciren, auch hie und da Schanzen aufwerfen, als wenn er blos darauf dächte seine gemachte Eroberung gegen die Uebermacht seiner Feinde zu decken.

Der König marschirt in Böhmen ein.

Schon im April zog der König seine ganze Armee in vier Abtheilungen zusammen, und ließ sie durch verschiedne Wege in Böhmen einrücken. Zwey derselben kamen aus Sachsen. Die eine unter Anführung des

Prinzen Moritz von Dessau. Diese mußte aber noch vorher einen Einfall in Böhmen nach Egra hin thun, um der Oesterreicher Aufmerksamkeit und einen Theil ihrer Truppen dorthin zu locken. Sobald das aber geschehn war, ging der Prinz zurück, und dann über Annaberg und Basberg nach Kommotau. Der König führte die zweyte Abtheilung selbst auf eben dem Wege nach Böhmen, auf dem er das Jahr zuvor gegen den Feldmarschall Browne marschirt war; nämlich über Nollendorf und Außig, und von da weiter bis an die Eger, hinter welcher Brown sich wieder in seine alte Stellung zu Budin gelagert hatte. Unterweges, und zwar zu Linay, war Prinz Moritz mit seiner Division zum König gestoßen. Die dritte Abtheilung führte der Herzog von Bewern zur Lausitz heraus. Sie bestand aus zwanzig Bataillons und fünf und dreyßig Schwadronen, und er wollte damit über Reichenberg in Böhmen einrücken. Allein an diesem Orte fand er ein feindliches Corps unter dem Grafen von Königseck stehn, das ihm den Eingang verwehren sollte; er griff es an und schlug es. Dieser kleine Sieg würde indeß wenig geholfen

haben; denn Königseck nahm gleich wieder ein vortheilhaftes Lager bey Saskal; wenn die vierte Abtheilung, die der Feldmarschall Schwerin aus Schlesien herbey führte, diesen General nicht im Rücken bedroht hätte, weshalb er sich eilig nach Prag zurück ziehen und dem Herzog von Bewern den Eingang in Böhmen frey lassen mußte. Schwerin aber hatte auch die vor ihm besetzten Pässe forßirt, war über Trautenau hergekommen, und machte sich durch eine in seinen Jahren bewundernswürdige Schnelligkeit Meister von dem großen feindlichen Magazine zu Bunzlau. Von da marschirte er auf Brandeis, um sich mit dem Könige zu vereinigen. Dieser suchte indessen den Feldmarschall Brown nach Prag zu drängen, setzte zu diesem Ende über die Eger bey Koschtitz oberhalb dem linken Flügel des feindlichen Generals; und das hatte die erwünschte Wirkung, indem es Brownen nöthigte, sogleich den Rückzug nach Prag anzutreten. Auf diesem Marsche bemächtigte sich der König gleichfalls verschiedener Magazine der Oesterreicher, die sie ihm in ihrem schnellen Rückzuge nach Prag überlassen mußten.

Man erlaube mir hier, für diejenigen, die die Kriegskunst studieren, einen Streit zu erwähnen, den Tempelhof in seiner vortrefflichen Kriegsgeschichte gegen Lloyd führt; und zu bemerken, daß er sich, so lange, bis man nähere Aufschlüsse bekömmt, nicht entscheiden läßt. Tempelhof behauptet, die Oesterreicher hätten im Sinne gehabt, gleich bey Anfange des Feldzugs angriffsweise zu Werke zu gehen, und Sachsen zu entsetzen. Er beruft sich dabey auf ihre soweit vorwärts gelegte Magazine, die den Preussen durch ihren frühen Einmarsch in Böhmen in die Hände fielen. Lloyd hingegen sagt, die Oesterreicher hätten sich blos vertheidigen wollen, bis ihre Bundesgenossen im Felde erschienen und soweit vorgerückt wären, daß sie mit ihnen gemeinschaftlich hätten daran arbeiten können, den König aus Sachsen zu vertreiben. Ohne zu rechnen, daß dieser Grund sehr trifftig, und der österreichischen Denkungsart sehr angemessen war, so stimmt er ganz ausnehmend mit der Art überein, wie sie, um dem König überall den Eingang zu verwehren, ihre Armee in Corps zusammenzogen. Wären die genommenen Maaßregeln dazu

hinreichend gewesen, so hätten auch ihre Magazine keine Gefahr gelaufen, sondern blos dazu gedient, den Truppen überall an der Gränze ihren Unterhalt zu verschaffen. Da jene aber fehlerhaft waren und ihren Zweck nicht erreichten, so erstreckte sich der Fehler bis auf diese, und sie fielen dem Feinde in die Hände. Diese Betrachtungen würden mich geneigt machen Lloyds Meynung anzunehmen, wenn ich wirklich glaubte, daß man Thatsätze auf solche Gründe mit Sicherheit bauen könnte.

Dem sey nun wie ihm wolle, so zogen sich die drey Corps der Oesterreicher, die in Böhmen standen, und über siebenzigtausend Mann ausmachten bey Prag zusammen, und nahmen ihr Lager dichte bey dieser Stadt.

Schwerin, der im Vorrücken den Herzog von Bewern an sich gezogen hatte, setzte, am 4ten May, zu Brandeis über die Elbe, und blieb da stehn, um die Ankunft des Königs zu erwarten. Dieser war an eben dem Tage auf dem weißen Berge vor Prag angekommen. Er ließ sogleich, am 5ten des Morgens, zu Podbaba, Brücken über

Vereinigt sich mit Schwerin

die Moldau schlagen, und passirte den Fluß mit zwanzig Bataillons und acht und dreyßig Schwadronen, um sich mit Schwerinen zu vereinigen. Sechs und zwanzig Bataillons und acht und dreyßig Schwadronen, die den Rest seiner Armee ausmachten, ließ er, unter Anführung des Feldmarschalls Keith, auf der andern Seite der Moldau.

Schlacht bey Prag.

Die vereinigte königliche und Schwerinsche Armee betrug, nach Abzug der auf Postirung gestellten Truppen, vier und sechzig Bataillons und hundert drey und zwanzig Schwadronen, die man auf nicht viel weniger als siebenzigtausend Mann im effektiven Stande rechnen kann; denn der Herr von Tempelhof scheint offenbar zu viel abzuziehen, wenn er, gleich beym Eintritte ins Feld, funfzehn Mann bey jeder Compagnie und Schwadron für Commandirte zur Bagage, für Kranke, Marode, Unberittene und Deserteurs annimmt. Eben dieser Schriftsteller rechnet die österreichische Armee in der Schlacht am folgenden Tag, zu sechs und siebenzigtausend Mann. Allein dabey nimmt er zweytausend Mann Artillerie mit in Anschlag,

von denen er bey den Preussen kein Wort sagt, und das hat einen Anschein von Partheylichkeit, der mir an einem sonst so vortrefflichen Werke immer wehe thut. Außerdem zählt er noch sechstausend Mann irreguläre Infanterie, die bey der Schlacht nichts thaten. Man kann also füglich annehmen, daß beyde Armeen in der Schlacht völlig gleich stark waren.

Sieht man aber dabey auf ihre Stellung, so war die österreichische ihren Feinden gar sehr überlegen. Mit dem linken Flügel stieß jene an Prag; von da lief vor ihrer Front eine sehr tiefe und steile Schlucht. Der rechte Flügel bildete zwar einen Haaken, und stand in der Luft. Allein er hatte einen Bach mit Teichen und mit morastigen Ufern vor sich, der sich weit über ihn hinaus erstreckte, so daß man immer Zeit genug hatte, eine Gegenanstalt zu treffen, wenn ihn der Feind etwa umgehen wollte. Dabey stand er auf Anhöhen, von welchen er alle Zugänge mit seinem Feuer sehr vortheilhaft bestrich. In dieser Lage hielt sich auch der österreichische General, der nun nicht mehr Browne,

sondern der schon so oft vom König von Preussen geschlagene Prinz Karl von Lothringen war, so sicher, daß er, am Morgen der Schlacht, seine ganze Cavallerie auf Fouragierung ausschickte.

So wie der König die Moldau mit seinem Corps passirt hatte, womit der ganze Tag hinging, benachrichtigte er den Feldmarschall Schwerin davon durch drey Kanonenschüsse, und darauf zog ihm dieser entgegen. Die Vereinigung geschah am 6ten May des Morgens um vier Uhr, im Angesicht der österreichischen Armee. Der König wollte sie sogleich angreifen; allein Schwerin stellte ihm die fürchterliche Schlucht vor, die er da vor sich hatte, und an welcher er seine Truppen vermuthlich umsonst aufopfern würde. Er rieth ihm dagegen, die Armee weiter links zu führen, um den rechten Flügel der Feinde anzugreifen. Sie setzte sich also, so wie sie stand, Treffenweise in Marsch, und zog sich um den ausspringenden Winkel der Feinde herum. Aus dieser Bewegung konnte man die Absicht des Königs leicht errathen. Prinz Karl ließ daher die Cavallerie sogleich

vom Fouragiren zurück kommen, und sich zur Schlacht bereiten. Zugleich befahl er, daß der rechte Flügel eine Bewegung rechts, parallel mit dem Marsche des Königes, machen sollte. Durch dieselbe waren die Oesterreicher dennoch nicht im Stande dort einen sichern Stützpunkt zu erreichen. Es wurde deshalb die Cavallerie vom linken Flügel, wo sie unnütz war, hingeschickt, um den Platz zwischen dem rechten und dem Dorfe Hostiwotz, das einen solchen Stützpunkt abgeben konnte, auszufüllen. Die preussische Reiterey setzte unterdessen über den Bach zu Unter-Michelup, und bediente sich dazu eines schmalen Damms: allein das geschah doch mit solcher Geschwindigkeit, daß fünf und sechzig Schwadronen schon drüben in Schlachtordnung standen, ehe der Feind mit sich einig werden konnte, ob er diese aus einem solchen Loche herauskommende Reiterey angreifen sollte oder nicht.

So unentschlüßig zeigte sich der Prinz von Schönaich nicht. Sobald er so viel Schwadronen in Schlachtordnung hatte, schargirte er sogleich was vor ihm stand.

Das war nämlich ein viel stärkeres Corps Cavallerie, in drey Treffen und in halb voller Linie gestellt. Seine Gegner empfingen ihn mit einer Carabinersalve, und ritten ihm dann etwa einen Steinwurf weit, im starken Schritt, entgegen. Sie wurden daher auch sogleich geworfen, und zwar dergestalt, daß sie gar nicht wieder zum Treffen kamen. Wenn diese siegende preussische Cavallerie sich da gleich gewendet, und die österreichische Infanterie in Flank und Rücken angegriffen hätte, so würde der völlige Sieg viel weniger Blut gekostet haben, und vermuthlich weit entscheidender ausgefallen seyn. So aber sahen sie das österreichische Lager noch stehen; denn wegen des schnellen Ausrückens hatte es nicht abgebrochen werden können, und auch sie konnten der Lust es auszuplündern nicht widerstehn.

Während des eben erwähnten Aufmarsches und Angriffs, hatte sich die preussische Infanterie auch in Bereitschaft gestellt, gegen den Feind anzurücken. Vier Bataillons, worunter das Schwerinsche Regiment war, marschirten auf ihn los, mußten sich aber durch morastige Wiesen, wor-

unter verschiedene abgelassene, mit Schilf bewachsene Teiche waren, durcharbeiten, und auf jener Seite, unter dem feindlichen Feuer, ihre Schlachtordnung zum fernern Vorrücken wiederherstellen. Das geschah nun zwar mit großer Unerschrockenheit; allein kaum waren sie damit fertig und im Vorrücken begriffen, als das heftigste Kartätschenfeuer die Hälfte dieser Mannschaft zu Boden streckte, und die Uebrigen in Unordnung zurücktrieb. Hier war es, wo der alte tapfre Feldmarschall Schwerin, im Schmerze, daß er sein eigen Regiment weichen sah, hinsprengte, einem Junker die Fahne aus der Hand riß, das Regiment wieder vorführte, aber auch von fünf Kugeln getroffen, (eine in den Kopf, eine in die Brust, und drey in den Unterleib,) seinen großen Geist auf der Stelle aufgab. Den Verlust dieses vortrefflichen Feldherrn schlägt der König selbst auf zehntausend Mann an innerm Werth an.

Diesen nothleidenden Bataillons schickte der König indeß sogleich einige Brigaden zu Hülfe, die zwar auch mit großem Verlust auf die Oesterreicher losgingen, sie aber

doch in Unordnung brachten: und da sich endlich auch die preussische Reiterey wieder einstellte, so zogen sie sich völlig zurück.

Nach der Disposition zur Schlacht hätte der rechte preussische Flügel sich in der ganzen Zeit in kein Gefecht einlassen sollen. Allein der Oberste von Manstein, (so erzählt es der König selbst,) führte seine Brigade gerade auf die ihm gegenüber stehende Feinde los. Der Prinz Heinrich und der Herzog von Bewern folgten diesem unzeitigen Ausbruche von Muth, weil sie Mansteinen nicht hülflos lassen wollten. Da mußten nun die Truppen die stark besetzten steilen Höhen der Schlucht hinanklimmen, und das kostete viel Anstrengung. Herzog Ferdinand erleichterte ihnen indeß dieß Geschäft ungemein. Er stand mit seiner Division ungefähr im Centrum der Armee, und am rechten Flügel derjenigen Truppen, die die Hauptattake gemacht hatten. Es war aber, durch die Bewegung des österreichischen rechten Flügels, da er sich noch vor Anfange der Schlacht weiter rechts gezogen hatte, um nicht umgangen zu werden, eine beträchtliche Lücke in der Mitte

ihrer Armee entstanden, die man versäumt hatte auszufüllen. Da der rechte Flügel nun zu weichen anfing und die Preussen ihm nachrückten, erblickte Ferdinand sogleich diese Lücke, führte einige Bataillons hinein, fiel damit den Oesterreichern, gegen die Prinz Heinrich mit so vieler Mühe anrückte, in die Flanke, und bahnte ihm dadurch einen leichtern Weg den Berg hinauf. Durch diese Attake ward die Schlacht völlig entschieden, und alle Oesterreicher verließen nun das Schlachtfeld. Die Cavallerie, die beynahe ganz auf dem rechten Flügel gestellt worden war, und der am meisten rechtsstehende Theil der Infanterie floh nach Beneschau hin. Prinz Moriz, der oberhalb Prag an der Moldau stand, ließ daselbst eine Brücke über diesen Fluß schlagen, unglücklicher Weise fehlten ihm einige Pontons, um sie fertig zu machen. Wäre ihm seine Absicht gelungen, und er hätte Truppen hinüber schicken können, so wären alle diese Flüchtlinge in die Pfanne gehauen worden. Allein so entkamen sie glücklich: der übrige Theil des österreichischen rechten Flügels zog sich an den linken heran, und wendete sich mit ihm gegen die

vordringenden Preussen, welche anfingen, sich ihnen weit in der Flanke und im Rücken zu zeigen. Da die mehrsten dieser Truppen frisch waren, und sich von einer Höhe zur andern zurückziehen konnten; so geschah dieser Rückzug mit vieler Ordnung, allein nicht dahin, wo die übrigen hinflohen, sondern in Prag hinein, welches sie durch ihre Wendung nun im Rücken hatten, und wohin sie noch allein hinkommen konnten, weil der preussische linke Flügel schon so weit über sie heraus war, daß er ihnen jeden andern Weg versperrte. Dieß war eine natürliche Folge ihrer Stellung mit einem scharfen ausspringenden Winkel, und folgendes können sich Kriegsbeflissene als einen allgemeinen Satz anmerken. Jede, einen solchen Winkel bildende Stellung hat, unter vielen andern auch noch den Hauptfehler, daß, wenn die eine ihrer Seiten angegriffen und zum Weichen gebracht wird, die andre fast immer unfähig ist sich zurückzuziehen, weil ihr der Feind beym Vordringen sogleich im Rücken steht. Das geschah auch hier, und Prinz Karl, mit sammt der größten Hälfte seines Heeres, wäre verloren gewesen, wenn er nicht noch

einen Zufluchtsort in Prag gefunden hätte, worin er sich mit etwa vierzigtausend Mann rettete.

Die Schlacht war von preussischer Seite schön angelegt, und der Sieg mit unglaublicher Tapferkeit erfochten worden; allein er kostete sehr viel Blut. Die Preussen verloren in allem an dreyzehntausend Mann, und darunter zwölftausend vom Fußvolke. Die schönste Infanterie, die vielleicht je auf dem Erdballe gewesen ist, und vielleicht je wieder darauf fechten wird, ward zu Grunde gerichtet. Wahrscheinlich war der Verlust ihrer Feinde an Todten und Verwundeten nicht viel geringer, ohne viertausend Gefangne zu rechnen, die diese ihnen überlassen mußten, nebst vier und vierzig Kanonen und einige andre Siegeszeichen. Das vornehmste derselben bestand darin, daß Prinz Karl mit mehr als der halben Armee in Prag eingesperrt war: denn da er es versuchte zur andern Seite wieder aus dieser Stadt herauszuziehen, hatte ihn der Feldmarschall Keith zurückgewiesen. Es kam nun blos darauf an, ihn zur Uebergabe zu zwingen.

Blokade und Belagerung von Prag.

Seiner Thätigkeit gemäß traf der König alle Anstalten dazu. Allein eine Stadt, mit einer Besatzung von beynahe funfzigtausend Mann, so schlecht sie auch befestigt seyn mag, läßt sich nicht leicht einnehmen. Indeß da diese groß und volkreich war, nahm man seine Zuflucht zu dem gewöhnlichen Mittel, sie anfangs mit glühenden Kugeln und nachher mit Bomben zu ängstigen. Allein die Besatzung war zu standhaft um sich kleiner Ungemächlichkeiten wegen zu ergeben, und das Geschütz der Preussen war nicht zahlreich, oder nicht glücklich genug; oder endlich es wurde nicht mit solcher Geschicklichkeit bedient, daß es die Standhaftigkeit der Besatzung hätte besiegen können, so sehr es der König auch wünschte. Denn dieser sah ein neues Gewitter gegen sich aufsteigen, das ihm alle Früchte seiner klugen Maaßregeln und seiner herrlichen Siege zu rauben drohte.

Dieses entsprang aus einer ganz sonderbaren Anstalt, die die Oesterreicher im Anfange des Feldzuges gemacht hatten. Sie ward für einen Fehler gehalten; allein ihr Erfolg machte sie wenigstens zur klug

ausgesonnenen Maaßregel. Sie hatten sich nämlich in vier Corps zusammengezogen, die drey schon genannten, die zu Prag zusammenstießen, und dort geschlagen wurden, und das vierte von etwa funfzehntausend Mann, in Mähren, unter dem Befehle des Generals Daun. Dieß Corps näherte sich zwar der Armee des Prinzen Karl, hatte sich aber am Tage der Schlacht noch nicht damit vereint. Wenn man nun bedenkt, daß die Oesterreicher an diesem Tage gar keine Schlacht erwarteten, so scheint es offenbar, daß der bloße Zufall die Vereinigung dieses Corps mit der Hauptarmee vor dieser großen Begebenheit verhinderte, und daß der Genius des österreichischen Hauses besser als die Generale für das Wohl desselben sorgte. Am 6ten May stand Dauns Corps zu Beneschau, empfing da die Flüchtlinge vom rechten Flügel, und wuchs dadurch gleich zu einer kleinen Armee an.

Der König setzte derselben anfangs den General Ziethen mit einem mäßigen Corps entgegen, vor dem sie sich sogleich zurückzog. Allein dieser war nicht im Stande sich lange in ihrem Angesichte zu halten, und

also schickte der König den Herzog von Bewern mit einer ansehnlichen Verstärkung dahin. Vor diesem wich Daun noch weiter, und zwar bis nach Haber hin. Allein bey jeder Bewegung rückwärts erhielt er neue Verstärkung, wodurch endlich sein Heer bis zu funfzigtausend Mann anwuchs, und mehr als doppelt so stark war als das Corps des Herzogs von Bewern. Zugleich bekam Daun Befehl alles zu wagen, um Prag zu befreyen. Darauf ging er wieder vorwärts und zwang nun seinen Gegner zum Weichen.

Schlacht bey Kollin.

In dieser Lage ergriff der König die einzige seiner würdige Parthey, nämlich den Oesterreichern entgegen zu gehn und ihnen eine Schlacht zu liefern. Er nahm am 13ten Junius zehn Bataillons und zwanzig Schwadronen von Prag weg, und kam damit zum Herzog von Bewern, der mit großer Geschicklichkeit dem Feinde jeden Fußbreit Landes, nach der bedrängten Hauptstadt hin, streitig machte, ohne sich doch von ihm zu einer ungleichen Schlacht zwingen zu lassen. Am 18ten lieferte der König, mit seiner kleinen, aus acht und

zwanzig Bataillons und neunzig Schwadronen bestehenden Armee die Schlacht bey Kollin, die er, wenn es kluge Anstalten und Tapferkeit der Truppen ausmachten, gewiß hätte gewinnen müssen; allein durch einen bloßen Zufall verlor. Ein protestantischer deutscher Patriot wird die Geschichte dieser Schlacht, die unsre ganze Lage so völlig verändert haben würde; gewiß eben so wenig ohne Wehmuth lesen können, als ein Kenner der Kriegskunst. Es giebt einige wenige Begebenheiten in diesem Jahrhundert, wo der Menschenfreund Parthey nehmen, und den Ausgang beweinen muß, weil er gar zu deutlich sieht, daß wenn er nicht so erfolgt wäre, so würden die Besorgnisse, die ihn jetzt um die Menschheit so bekümmert machen, verschwunden seyn. Ihre Herzählung gehört nicht zu meinem Zweck; allein diese Schlacht nimmt darunter eine Hauptstelle ein. Bey allen andern Begebenheiten, außer diesen, bedauert ein Freund der Menschheit nur das unnütz vergoßne Menschenblut, und es ist ihm gleichgültig, welcher Theil siegte. So merkwürdig indeß die Schlacht bey Kollin ist, so gehört ihre Beschreibung doch nicht hieher,

denn es ist ein Irrthum, wenn, in einigen Schriften, ein Brief des Königs zum Beweise angeführt wird, daß Ferdinand einen thätigen Antheil daran genommen habe. Das that der Prinz Franz von Braunschweig, der Ferdinands altes Regiment erhalten hatte, und nun als Generalmajor dieser Schlacht beywohnte. Ferdinand war vor Prag zurückgeblieben, und half da den Prinzen Wilhelm und Heinrich von Preussen, mit einem viel schwächern Corps, die Besatzung von Prag im Zaum halten. Das glückte ihnen zwar, konnte aber den Verlust jener Schlacht nicht ersetzen, aus welcher der König fast ganz allein, am 19ten des Morgens sehr früh, im Lager bey Prag anlangte. Herzog Ferdinand war der erste, den er da antraf. Der König trat in sein Quartier ab, ließ seine Brüder dahin kommen, und besprach sich mit ihnen dreyen, wegen den Anstalten zur Aufhebung der Belagerung. Sie geschah ohne Verlust. Man zog sich der sächsischen Gränze näher, blieb aber doch noch immer auf böhmischen Boden; der Feldmarschall Keith am rechten, der König, neben ihm, am linken Ufer der Elbe; der Prinz von

Preussen weiter hin an der Lausitzschen Gränze.

Auf diesen ging nun die ganze Macht der Oesterreicher los. Eine falsche Bewegung, die der Prinz sein Corps machen ließ, verursachte den Verlust der Bäckerey und eines Theils der Bagage bey Gabel; er selbst ward bis Zittau getrieben, und die Stadt auf eine so unnöthige als grausame Art von den Oesterreichern bombardirt und zerstört. Darauf eilte der König seinem Bruder zu Hülfe und that den Oesterreichern Einhalt; so, daß sie ihn zwar zwangen, Böhmen zu verlassen, aber weder in die Lausitz noch viel weniger in Sachsen einrücken konnten. Sie bezogen ein Lager zwischen Görlitz und Zittau auf vortheilhaften Anhöhen, und blieben da lange stehen, ohne weiter etwas zu unternehmen, als unbedeutende Streifereyen in Schlesien. Der König rückte den 2ten August bis Weissenberg vor; von da marschirte er den 15ten nach Bernstädtel, in der Absicht eine Schlacht zu liefern. Allein er fand die Stellung der Oesterreicher zu stark, um sie darin anzugreifen. Auf die Art nahte unter unbedeutenden Versuchen von ihrer

Rückzug des Königs nach Sachsen.

Seite gegen Sachsen und Schlesien der Monat September heran, und mit ihm die Begebenheiten, die den König nach Thüringen hinriefen, und von denen es meine Absicht nothwendig erfordert, eine genaue Nachricht zu geben.

Thaten der Franzosen in Deutschland, bis zu der Zeit, da Friedrich seine Waffen gegen sie richten mußte.

Frankreich hatte einmal den thörichten Vorsatz gefaßt, den König von Preussen mit vernichten zu helfen, und also gleich früh im Jahre angefangen ihn auszuführen. Eine Armee von mehr als hunderttausend Mann, wovon ein Viertheil aus Cavallerie bestand, setzte sich gegen Ende des März in Bewegung, und versammelte sich schon dann größtentheils in den Gegenden von Düsseldorf. Der Prinz von Soubise ward bis zu der Zeit, wo sie ganz beysammen war, mit einer Division derselben vorausgeschickt, um sich der nächsten preussischen Provinzen, Cleve, Mörs, Geldern und Mark, zu bemächtigen. Die kleine Festung Geldern, worin man allein einige Besatzung zurückgelassen hatte, ward blokirt, um die Armee mit ihrer Einnahme nicht aufzuhalten.

So erbittert hatten die Intriken des Wiener Hofs den Französischen gegen Friedrichen gemacht: daß er darüber ganz sein Projekt auf die hannöverischen Lande aus den Augen setzte. Er war entschlossen diesem Kurfürstenthume die völlige Neutralität zuzugestehn, wenn man seiner Armee den freyen Durchzug nach dem Innern der preussischen Staaten gestattete. Dieß reizende, aber auch für ihn ewig schimpfliche Ansinnen konnte indeß den König von England nicht bewegen, seinen Bundesgenossen zu verlassen. Vielmehr war es schon lange beschlossen, eine aus Hannoveranern, Hessen, Braunschweigern, Sachsen-Gothaern und Bückeburgern bestehende Armee zusammen zu ziehen, um sich den Franzosen von der Seite zu widersetzen. Der König von Preussen erbot sich funfzehntausend Mann dazu stoßen zu lassen, wenn man sie bis am Rhein vorrücken lassen wollte, um den Feinden den Uebergang über diesen Fluß zu verwehren, und Wesel zu decken. Man sollte zugleich die Köllnischen und Pfälzischen Länder besetzen, deren Regenten französische Parthey genommen hatten. Dann war es möglich den Franzosen den

Eintritt in Deutschland und die Eroberung auch eines einzigen der alliirten Länder zu verwehren. Dieß Projekt war militärisch und groß; aber eben deswegen wollte es nicht in den Kopf der gelehrten Herrn des hannöverischen Ministeriums. Recht nach Alliirten-Manier, dachten sie nur auf ihr liebes Ländchen und gar nicht auf die Provinzen andrer. Sie waren also nicht davon abzubringen, daß man sich auf die Vertheidigung der Weser einschränken müsse, die das Hannöversche deckt; denn daß die Weser bey ihren vielen Fuhrten und an der westlichen Seite liegenden dominirenden Anhöhen kein Fluß ist, dessen Uebergang man einem stärkern Feinde verwehren könne, lag außerhalb dem Kreise ihrer Begriffe. Da nun der König von Preussen hierin nachgeben mußte, schickte er dem Erbprinzen von Hessen Befehl, die Besatzung aus Wesel herauszuziehen, und damit nach Bielefeld zu marschiren, noch ehe die Franzosen in die Provinzen am Rhein einrückten.

Die alliirte Armee, die aus achtzehntausend Hannoveranern, zwölftausend Hessen, sechstausend Braunschweigern, einem

Bataillon

Bataillon und einer Schwadron Bückebur=ger, und zwey Bataillons Sachsen=Gothaer bestand, womit sich noch hernach einige preussische Regimenter vereinigten, und die zusammen etwa fünf und vierzigtausend Mann ausmachte, zog sich nun auch zu=sammen. Ihr Befehlshaber war der Her=zog von Cumberland, der zweyte Sohn des Königs von England, ein persönlich sehr herzhafter Mann, der aber nicht die aller=geringste der übrigen Fähigkeiten eines Feldherrn besaß. Alle diese Truppen ver=sammelten sich in ein Lager bey Hameln, und am 2ten May kam der Herzog dahin und übernahm das Commando dieser Armee. Am 4ten marschirte er mit einem Theile derselben nach Bielefeld, um dem Erbprinzen von Hessen Beystand gegen die vorrückenden Franzosen zu bringen. Da blieb er stehn, und sah ruhig zu, wie die Franzosen ihm immer näher rückten. Endlich erhielt er am 13ten Nachricht, die französische Armee habe sich getheilt und wolle um ihn herum kommen. Darauf ließ er noch denselben Abend zum Rück=marsch aufbrechen. Die beständigen An=griffe auf seine Arriergarde machten den

Marsch langsam und beschwerlich. Das Magazin, was er noch zu Bielefeld hatte, mußte er zerstören lassen, weil ihm die Zeit fehlte es fortzuschaffen. Da er da nicht hatte Stand halten wollen, so war es ein großer Fehler, daß er es nicht lange zuvor wegräumen ließ; allein zusammenhängende Anstalten durfte man unter einem solchen General nicht erwarten. Uebrigens ist es bekannt genug, daß, als die Franzosen am 14ten nach Bielefeld kamen, sie das ganze auf der Bleiche liegende schöne Leinen raubten. Ueberhaupt kann nicht leicht ein Kriegshaufe gedacht werden, wo weniger Manns- und Kriegszucht herrschte, als dieses französische Heer. Auch war es an Dressur und Kleidung in sehr schlechten Umständen, so einen ungeheuern Troß von Bagage die Generale und reichern Offiziere auch mitschleppten.

Die alliirte Armee lagerte sich am 14ten bey Herforden, marschirte aber gleich den folgenden Tag weiter; ging den 16ten über die Weser, und nahm ihr Lager eine Meile von Minden, mit dem rechten Flügel an Holzhausen und dem linken oberhalb

Reme, Front nach der Weser hin machend. Den 20ten nahm sie ihre Stellung zwischen Oldendorf und Dankersen; besetzte Rinteln mit acht Infanterieregimentern, allen Grenadiers, und einem Regiment Cavallerie; ließ den Wall der Stadt Minden in den möglich besten Vertheidigungszustand setzen; alle Boote auf der Weser versenken und die Fuhrten verderben.

Die Hauptarmee der Franzosen war indeß ruhig in ihrem Lager zu Bielefeld geblieben, und hatte sich begnügt, weit und breit Provinzen, die man ihr überließ, durch ausgeschickte Truppen zu unterwerfen, welches sie sogar mit Ostfriesland und dessen Hauptstadt Emden an der Nordsee, am 3ten Julius, that. Am 9ten Julius marschirte diese Armee erstlich von Bielefeld nach Lemgov und dann weiter nach Hörter, und bezog da ein Lager; mit dem rechten Flügel unfern dieser Stadt, mit dem linken nach Tonnenburg hin, wo sie zwey Brücken über die Weser schlagen ließ. Am 11ten setzte der Herzog von Armentieres mit seinem detaschirten Corps darüber, und rückte am 13ten bis Holzminden vor.

War es der alliirten Armee Ernst damit, den Feinden den Uebergang über die Weser zu verwehren, so mußten ganz andre Anstalten dazu gemacht werden. Daran ward aber nicht gedacht, und das erhellt schon daraus, daß der Herzog von Cumberland erst den 10ten aus seinem Lager bey Oldendorf marschirte, und nicht eher als den 12ten bey Hameln ankam, wo er ein Lager bezog, dessen rechter Flügel sich nach dieser Festung hin, der linke aber über Hastenbeck hinaus nach Heinsen erstreckte. Es ist meinem Zwecke zu fremd, die verschiedenen Bewegungen anzuzeigen, die bey dem Uebergange der Franzosen über die Weser gemacht wurden. Ich kann indeß versichern, und es wird mir, glaube ich, kein Kriegsverständiger hierin widersprechen: daß beyde Feldherrn, bey ihrem ganzen Verfahren, nur sehr geringe Fähigkeiten zu ihrem Berufe und einen gänzlichen Mangel an Landeskenntniß zeigten. Der Franzose verrieth eine ganz übertriebne Behutsamkeit bey seiner weit überlegnen Armee. Der Engländer aber eine ganz unbegreifliche Unthätigkeit. Jedes noch so wahrscheinliche Unternehmen, wenn es ihm schon Männer vorschlugen, die den

Krieg und die Gegend, wo sie es ausführen wollten, ganz genau kannten, das auch gegen den ängstlichen Franzosen gewiß geglückt wäre, ward von ihm bey Seite gesetzt.

Vierzehn Tage manövrirte d'Etrees von Holzminden bis Lafferde, einen Weg von etwa drey Meilen, und vier Tage im Angesicht Cumberlands, der in der ganzen Zeit keinen Fuß aus seinem Hamelnschen Lager gesetzt hatte, ehe er sich entschließen konnte, die Hannoveraner anzugreifen. Am 25ten Julius setzte er sich endlich vor, es den folgenden Tag zu thun. Auch auf die Beschreibung dieser Schlacht kann ich mich nicht einlassen. Nur so viel davon, um die Truppen, die Ferdinand hernach anführte, zu charakterisiren. Der Posten der Alliirten taugte nichts. Allein der feindliche General griff ihn an, wie einer der das Terrain um des Gegners Lager gar nicht kennt, und also nur auf das losgeht, was er eben vor sich sieht. Nichts als ein Theil von Cumberlands linken Flügel stand ihm vor Augen, und also mußte er wohl auf den Gedanken kommen, diesen anzugreifen; denn der ganze übrige Theil der

Schlacht bey Hastenbeck.

Armee zog sich nicht nur auf eine sonderbare Art von ihm ab, sondern war noch dazu durch einen Morast gedeckt. Daß aber ein Thal hinter diesen linken Flügel nach dem Rücken der Alliirten hinführte, worin ihr General nur drey Bataillons, anfangs mit einer und dann mit drey Schwadronen gestellt hatte, um doch nicht ganz unversehns von hinten her angefallen zu werden, davon scheint er kein Wort gewußt zu haben. Dieß hatte folgende Wirkung. Der Angriff der Franzosen, auf die linke einen Haken bildende Flanke der Alliirten, ging ganz gut von Statten; theils wegen ihrer Uebermacht; theils weil bey dem damaligen Laden mit der Schaufel das Pulver auf der Alliirten Batterie anging, und großen Schaden anrichtete. Die Franzosen rückten also vor, und trieben ihre Gegner, obwohl mit Mühe und langsam, zurück. Allein der im Grunde stehende tapfre Offizier, der Oberste Max von Breidenbach, faßt nun den wahrhaft militärischen Gedanken, mit seinen drey Bataillons vorzugehen. Er fällt damit dem Feinde in die Flanke, treibt die äußerste Brigade voller Schrecken zurück, und

hemmt das Vorrücken der andern. Dieß benutzt der damalige Erbprinz von Braunschweig, ein junger Herr von zwey und zwanzig Jahren, führt seine Leute wiederum vor, erobert seinen vorherigen Posten, sammt seinen und auch vielen feindlichen Kanonen, und zwingt die Franzosen völlig zum Weichen. Der französische Feldherr erhält Nachricht von der schlimmen Wendung die sein Angriff gewinnt; läßt zwar Truppen vorrücken um ihn zu unterstützen, macht aber sehr ernstlich Anstalten zum völligen Rückzuge. Allein der gute Mann kannte seinen Gegner nicht recht. Denn dieser, dem man vorhero auch Nachricht vom Weichen seines linken Flügels im Holze gebracht hatte, anstatt frische Truppen hinzuschicken, um die Sachen wieder herzustellen, wie er es so leicht konnte, da drey Viertheile seiner Armee hinter einem Moraste ganz unnütz standen, hatte sich schon mit seinem rechten Flügel und seinem Centrum völlig auf den Rückzug begeben, ohne sich einmal um das Schicksal des linken zu bekümmern. Umsonst ließ ihm der Erbprinz melden, der Sieg sey gewiß, wenn man nur umkehren und ihn unterstützen

wollte; umsonst hatte der brave Breidenbach seines Orts einen General um Unterstützung bitten lassen, der nicht glaubte ohne Cumberlands Genehmigung ihm welche schicken zu dürfen: der Erbprinz voller Verdruß; Breidenbach mit Unmuth, und ihre vor Zorn weinenden Leute, mußten die Frucht ihrer Klugheit und Tapferkeit der trägen Unfähigkeit ihres obersten Feldherrn wegen fahren lassen und ihm folgen. Die Franzosen freuten und wunderten sich, als sie die Feinde vom Wahlplatze wegziehen sahn. An Verfolgen ward von ihrer Seite gar nicht gedacht, und der eilfertige Cumberland hatte einen zu großen Vorsprung gewonnen, als daß sie ihn noch hätten einholen können, nachdem sie sich selbst wieder gefaßt hatten.

Wenn man dieß alles bedenkt, so scheint einem nichts so lächerlich, als der Zank, den der französische General nachher mit seinem Generalquartiermeister bekam. Dieser gab dem General Schuld, er habe wollen vom Schlachtfelde abziehn; und der General ihm wieder, es sey auf einen falschen Rapport von seiner Seite geschehn.

Der Rapport war aber nicht falsch; und das hätte der Generalquartiermeister anführen können, wenn er die wahre Beschaffenheit der Dinge gewußt, oder nicht Gründe gehabt hätte, diesen Punkt in der Ungewißheit zu lassen. Denn er hatte schon lange gegen seinen Feldherrn kabalirt, und alles darauf angelegt, daß dieser das Commando der Armee verlieren sollte; und zwar mit solchem Erfolg, daß der Entschluß, es dem Herzog von Richelieu zu übergeben, schon den 2ten Julius am französischen Hofe gefaßt war. Richelieu kam auch nicht lange nach der Schlacht zur Armee, und stellte sich an ihre Spitze.

Cumberlands Rückzug bis nach Stade.

Von dem Tage dieser Schlacht, wobey die Alliirten nicht tausend Mann verloren hatten, bestand das ganze Manövre Cumberlands in weiter nichts als in einem beständigen Retiriren, bis nach Stade an der Nordsee hin, wo endlich eine Convention zwischen beyden Partheyen geschlossen ward. Dännemark vermittelte und garantirte sie. Die Bedingungen waren: daß die alliirte Armee zwar nicht zu Kriegsgefangnen gemacht noch entwaffnet werden sollte; allein die

Hessen, Braunschweiger, Bückeburger und Sachsen-Gothaer sollten wieder nach ihren Ländern zurückgehen, und in diesem ganzen Kriege nicht wieder gegen Frankreich oder dessen Bundesgenossen dienen. Den Hannoveranern sollten aber, unter gleichen Bedingungen, geräumigere Quartiere in einem Winkel ihres Landes angewiesen werden. Diese Capitulation, die zu Kloster Zeven geschloßen ward, und daher ihren Namen erhält, beraubte auf einmal den König der Hülfe seiner Bundesgenossen in Deutschland, und stellte ihn der ganzen Macht der Franzosen blos, deren sämmtliche Heere nun über ihn herfallen konnten.

Bewegungen der Soubisischen Armee.

Es hatte sich nämlich ihr König nicht damit begnügt, nur eins von hundert und zehntausend Mann gegen Friedrich zu schicken. Er ließ ein zweytes aus dem Elsaß marschiren, das die dem Hause Oesterreich im Fall eines Angriffs versprochne Hülfe von vier und zwanzigtausend Mann abgeben sollte. Anfänglich sollte es unter den Befehlen des Herzogs von Richelieu stehn; als aber dieser das Commando der großen Armee erhielt, ward die kleinere dem

Prinzen von Soubise untergeordnet. Er reiste zu dem Ende schon am 17ten Julius mit dem Grafen von St. Germain von den Ufern der Weser nach Paris ab, um wegen des Plans zum Feldzuge die nöthige Abrede zu nehmen. Es war in den Kabinettern beschlossen worden, daß diese Truppen nicht zu den Oesterreichern, sondern zur Reichsarmee stoßen sollten, welche aus dem dreyfachen Contingent aller Reichsstände gebildet war, die der Wiener Hof durch Furcht oder Hofnung dazu bewegen konnte, das ihrige zu stellen. Da das simple Reichscontingent vierzigtausend Mann ausmacht, so steigt das dreyfache auf hundert zwanzigtausend. Von diesen mochten etwa gegen vierzigtausend bereit seyn, zusammen zu stoßen, wenn man zwey Cavallerieregimenter und einige Husaren mit rechnet, die Maria Theresia dazu hergab; weil es vermuthlich mit der Reichscavallerie nicht zum Besten stand. Die Oberbefehlshaberstelle über die ganze Armee, (denn die Franzosen waren da nur Hülfstruppen) bekleidete der Reichsgeneralfeldmarschall, Herzog von Sachsen-Hildburgshausen.

Den 1ten August langte der Prinz Soubise zu Frankfurt an, und war am 23ten schon bis Erfurt vorgerückt, und zwar ganz allein mit seinen Franzosen, denn die Reichsarmee befand sich noch nicht in der gehörigen Verfassung. Da der König sah, wie gefährlich ihm das Vordringen dieses französischen Heers werden konnte, dessen Husaren, unter Türpins Anführung, schon bis in die Gegend um Leipzig herum streiften, beschloß er selbst gegen sie anzurücken. Er reiste also von seiner Armee in der Lausitz ab, kam am 29ten August zu Dresden an, zog da ein kleines Heer zusammen, bey welchem Herzog Ferdinand als General mit zu stehn kam, und marschirte damit nach Thüringen gegen die dort hausenden Franzosen. Mit Recht gebrauche ich dieß Wort, um ihr Betragen in den dortigen Gegenden zu bezeichnen. Hätten sie das ganze Land, dessen Retter sie seyn wollten, sammt der ganzen protestantischen Parthey in Deutschland gegen sich aufbringen, und diesen Krieg zum wahren Religionskrieg machen wollen, so konnten sie es wahrlich nicht anders anfangen, als sie thaten. Es ist unglaublich und der gemeine Anstand verbietet mirs

zu sagen, was sie in den sächsischen Kirchen verübten, um ihren katholischen Eifer und ihren Abscheu gegen die Ketzer des Landes zu bezeigen.

Auf dem Marsche nach Thüringen erfuhr der König den Schluß der Convention von Kloster Zeven, und diese Nachricht vermochte auch nicht ihm das Herz leichter zu machen; denn der erste Erfolg derselben bestand darin, daß der Herzog von Richelieu mit einem ansehnlichen Corps ins Magdeburgische und Halberstädtsche einrückte, und dem Prinz von Soubise eine Verstärkung von zehntausend Mann unter dem Herzog von Broglio zuschickte. Richelieu säumte gar nicht damit; denn am 9ten September ward sie unterzeichnet, und am 13ten, als der König bis Erfurt vorgerückt war, sah er sich gezwungen, auf erhaltne Nachricht von diesem Einfalle, von seiner schon schwachen Armee den Herzog Ferdinand mit fünf Bataillons und zehn Schwadronen, die etwa viertausend Mann ausmachten, gegen Richelieu'n zu detaschiren, um, mit Hülfe der Truppen in Magdeburg, diese beyden Provinzen zu decken.

Herzog Ferdinands Zug gegen Richelieu.

Den 14ten marschirte der Herzog mit seinem kleinen Corps bis nach Freyburg an der Unstrut; den 15ten bis Querfurt; den 16ten bis Eisleben; den 18ten nach Arnstadt. Von da detaschirte er den Oberstlieutenant Horn mit sechshundert Mann, halb Infanterie, halb Cavallerie; nach Aschersleben hin, wo das französische Cavalleriregiment von Lüsignan lag. Dieß überfiel dieser Offizier so, daß es nicht zu Pferde und zur Stadt herauskommen konnte; öffnete sich die Thore mit Gewalt, hieb sechzig Mann nieder, und machte vierhundert Mann nebst achtzehn Offizieren zu Gefangnen. Den 19ten marschirte der Herzog bis Dilfurth, und den 20ten nach Halberstadt. Auf diesen Märschen hatten seine vorausgeschickten Commando's verschiedne kleine Scharmützel, worin sie immer die Oberhand behielten und mehrere Gefangne einbrachten. Das im Halberstädtschen stehende französische Corps zog sich hinter Osterwick zurück, und das im Magdeburgischen nach Helmstädt und Schöningen, nicht anders, als wenn eine Armee gegen sie angerückt wäre. Den 22ten schickte der Herzog ein Commando, wieder

unter dem Oberstlieutenant Horn, um den Rest eines Magazins aus Osterwick zu holen, welches glücklich bewerkstelligt wurde, obgleich die Franzosen hinter Horneburg standen. Da aber der Marschall von Richelieu mit einer ansehnlichen Macht ins Halberstädtsche einrückte, so nahm Herzog Ferdinand seine Stellung zu Wansleben, zwey Meilen von Magdeburg, um von da aus das Mögliche zur Deckung des Landes zu thun.

Der König treibt die Franzosen zurück, muß aber, um die Oesterreicher aus Berlin zu jagen, wieder nach Sachsen hin.

Unterdessen daß Ferdinand nach dieser Expedition hinmarschirt war, hatte der König seines Orts auch die Franzosen auf eine sehr beschimpfende Art bis nach Eisenach vor sich hergejagt. In Gotha mußte sogar die ganze hohe Generalität, da sie sich eben an die Herzogliche Tafel setzen wollte, Hals über Kopf zur Stadt hinaus, weil Seidlitz mit einem kleinen Corps Cavallerie anrückte, das er in Ein Glied hatte aufmarschiren lassen, um ihnen Schrecken einzujagen. Weiter konnte sie aber der König nicht verfolgen, sondern er zog sich nach Naumburg zurück, wo er am 12ten Oktober ankam.

Die Hauptursache dieses Rückzuges bestand in der Nachricht, die der König erhielt, daß ein Corps Oesterreicher, unter dem General Haddick, nach Berlin hinmarschirt sey. Die Sache verhielt sich also. Prinz Karl hatte sich mit der Hauptarmee nach Schlesien gezogen, um diese Provinz zu erobern, und deshalb hatte der Herzog von Bewern, mit der ihm anvertrauten Armee, auch dahin marschiren müssen, um sie nach Kräften zu vertheidigen. Dadurch war die Lausitz offen geblieben, und Haddicken der Weg nach Berlin freygelassen worden. Den 16ten Oktober langte dieser General dort an; erhob zweymal hunderttausend Thaler Contribution, und marschirte schon am 17ten mit diesem Gelde zurück. Denn der König hatte ihm, sobald er von seinem Marsche Nachricht erhalten, den Fürst Moritz entgegen geschickt, sich aber selbst zu Annaburg postirt, um diesen Fürsten wo nöthig zn unterstützen, oder auch Haddicken, wenn er zauderte, den Rückzug abzuschneiden.

Bewegungen der nun vereinigten Reichs- u.

In dieser Zwischenzeit hatten sich die Reichsarmee und ihr französisches Hülfsheer vereiniget; waren wiederum vorgerückt,

und

und streiften schon wieder bis in der Gegend um Leipzig umher. Bey der Gelegenheit ließen sie den Feldmarschall Keith auffodern, ihnen diese Stadt zu übergeben. Allein dazu war er der Mann nicht; vielmehr machte er alle ersinnliche Vertheidigungsanstalten in dieser nichts weniger als festen Stadt, da der König, am 28ten Oktober, mit einem kleinen Corps Husaren und Jäger dort ankam, dem auch gar bald eine kleine Armee von etliche zwanzigtausend Mann folgte, die er wieder aus allen vorher detaschirten Corps zusammengezogen hatte. Mit dieser Armee marschirte der König am 30ten aus Leipzig heraus, und zwar an dem Tage nur bis nach Lützen. Von da trieb er die Feinde über die Saale, setzte trotz ihres Widerstandes über den Fluß in drey Colonnen zu Merseburg und Weissenfels, und lagerte sich am 3ten November bey Rosbach. Die feindliche Armee hatte sich von der Saale weg und bey Mügeln zusammengezogen. Durch seine Stellung bey Rosbach befand sich der König in ihrer rechten Flanke. Er recognoscirte sogleich ihre Stellung, und weil es zu spät war, beschloß er sie am folgenden Tage anzu-

Soubisischen Armee.

greifen. Als er aber am 4ten zu dem Ende ausrückte, mit der Cavallerie voraus, die den Aufmarsch der Infanterie decken sollte, sah er daß die Feinde ihre Stellung schon verändert und sich gerade vor ihm gelagert hatten. Dieses auf sanften Anhöhen weglaufende Lager, dessen beyde Flanken gut gedeckt waren, schien ihm zu stark. Der König rückte also unverrichteter Dinge in sein altes Lager wieder ein.

Schlacht bey Rosbach.

Bis dahin waren die Maaßregeln des Reichsgenerals und seines Collegen untadelhaft gewesen; und wären sie ferner dabey geblieben, so hätten sie den Ruhm davon getragen, Friedrich dem Großen den Todesstreich beygebracht zu haben. Gute Stellungen suchen, so lange als möglich jeden Fußbreit Landes streitig machen; aber alles eher thun, ja selbst lieber zurück weichen, als eine Bataille liefern: das war, was ihnen die Klugheit rieth. Denn der König konnte ja da nicht bleiben, wo er war. Er mußte auf alle Fälle bald nach Schlesien, wo die Oesterreicher anfingen den Meister zu spielen. Sobald er aber dahin marschirte, konnte ihnen nichts mehr den Besitz

von ganz Sachsen bis nach Dresden hin streitig machen. Allein der französische Schwindelgeist bemächtigte sich ihrer. Sie hielten den Rückzug des Königs in sein Lager für Furcht, und beschlossen ihn selbst anzugreifen. Diesen Entschluß schreibt man gemeiniglich dem Prinzen von Soubise zu. Allein ein französischer Schriftsteller, Herr de Bourcet, dessen Geschichte vom siebenjährigen Kriege vor kurzem erschienen ist, und der bey dieser Armee gedient hat, versichert zuverläßig, Soubise habe es widerrathen, und der Herzog von Hildburghausen, auf Anstiften des sächsischen Generals von Dyhern und des französischen Grafen von Revel, durchaus verlangt. Dem sey wie ihm wolle, der Entschluß war thöricht.

Des Königs kleines Heer hatte ein ziemlich festes Lager. Der rechte Flügel stützte sich an Bedra und an ein Gewässer, das in einer großen Vertiefung floß. Vermittelst eines beträchtlichen Hakens, den es machte, deckte eben dieses Wasser den größten Theil der Front. Der übrige kleinere Theil derselben, von Leye bis Rosbach, war unbedeckt. Allein die linke Flanke, die an

Rosbach stieß, das durch einen Wiesengrund mit zwey andern dahinter liegenden Dörfern zusammenhing, konnte auch als ziemlich sicher betrachtet werden. An diesen Wiesengrund gränzte eine Anhöhe, die hinter dem Lager der Preussen, und zwar perpendikular von ihrem linken Flügel ablief. Sie bildete einen schmalen Rücken, oben mit einigen runden Hügelchen besetzt. Ihre Abdachung von beyden Seiten war sanft, wie die von allen Erhöhungen in der dortigen Gegend. Das so beschaffne Lager des Königs geradezu anzugreifen, hielten seine Gegner für mißlich. Sie beschlossen also, es dergestalt zu umgehen, daß sie ihm hinter seinen linken Flügel heraus im Rücken kämen, und indeß er sich alsdenn bemühen würde, seine Stellung zu verändern, ihn angreifen und schlagen möchten. So hatte sich der Graf von Revel, der Tag und Nacht den Folard, den Feuquieres, den Puisegür ꝛc. studierte, dieß Projekt ausgedacht und nicht nur ihm, sondern den übrigen Generals schien es ganz unfehlbar. Ihre einzige Angst dabey war die: der König möchte zu früh davon Nachricht erhalten, und wegeilen, ohne daß sie wenig-

stens seine Arriergarde in die Pfanne hauen könnten; denn die Brausköpfe bey der Armee wollten diesem Monarchen durchaus einmal recht zeigen, was das hieße: wenn man die Franzosen zu Feinden hätte; und was das für ein Unterschied wäre, mit ihnen oder den schwerfälligen Oesterreichern zu thun zu haben. Sie verschoben daher die Ausführung ihres Vorhabens nicht länger als den folgenden Tag, den 5ten, und trafen dabey ihre Anstalten folgendermaßen.

Graf St. Germain, mit acht Bataillons und zwölf Schwadronen, sollte auf die Höhen bey Gröst vor dem Lager vorrücken, um des Königs Aufmerksamkeit auf sich zu lenken, und die Bewegung der übrigen Armee zu verbergen. Unterdessen wollten sie, Treffenweise, rechts abmarschiren, einen großen halben Zirkel um den König durchlaufen, hinter ihm herauskommen, jene hinter seinem Lager liegende Anhöhe besetzen, und von da auf seine Armee losgehn. Ob sie vergaßen eine Avantgarde anzustellen, ohne die jedoch kein Commando von funfzig Mann marschirt; oder ob sie besorgten, diese möchte ihren Marsch dem Könige zu

früh entdecken: das weiß ich nicht; allein so viel ist gewiß, die Colonnen setzten sich den 5ten ohne alle Avantgarde in Marsch, und zwar, vermuthlich um den König durch das Unwahrscheinliche zu hintergehen, am hellen Mittage, um eilf Uhr. Sie marschirten und sahen immer die Preussen ruhig in ihrem Lager stehen, und freuten sich, daß sie ihnen nicht zu entgehn suchten.

Verschiedne meynen, Friedrich habe durch seine Bewegungen den Tag vorher, durch die Wahl seines Lagers und durch sein Stilleliegen darin, die Feinde gerade so locken wollen wie sie ihm kamen. Mich deucht, das heißt den Enthusiasmus für diesen bewundernswürdigen Feldherrn zu weit treiben. Nur ein Gott hätte, was geschah, voraussehn können; ja! in den ganzen vorhergehenden Schritten seiner Gegner lag nichts, wodurch man im Stande gewesen wäre, etwas ähnliches zu muthmaßen; so wenig als er selbst bisher wie ein Mann gehandelt hatte, der seine Feinde dreist machen will. Also glaub' ich dem mündlichen Berichte wichtiger Zeugen: daß der König eben an Tafel saß, als ihm

die erste Meldung von dem Anmarsche der combinirten Armee gebracht wurde, und daß er ihn anfangs gar nicht für wahr halten wollte. Er ist zu entschuldigen. Er hoffte wohl noch den Augenblick zu finden, wo er die Franzosen zu seinem Vortheile angreifen könnte; aber daß ihre Generale so sinnlos seyn sollten, ihm diese Gelegenheit so darzubringen, und gerade das zu thun, was er nur wünschen, was ihn allein retten konnte; das mochte er wohl nicht erwarten: denn es war wirklich unglaublich. Auch soll ers erst nach wiederholtem Rapport geglaubt und Anstalten zum Treffen gemacht haben. General Seidlitz ritt zur Cavallerie, ließ sie satteln und aufsitzen, indeß die Infanterie und Artillerie sich gleichfalls in Bereitschaft setzte. Sobald die Cavallerie fertig war, und dazu gehörten nur wenig Augenblicke, so stellte sie Seidlitz so am Abhange des hinter dem linken Flügel liegenden Hügels, daß der Rücken desselben sie dem Feinde ganz verbarg; und die Franzosen nur einige einzelne oben auf dem Hügel stehende Trupps sehen konnten. Diese Trupps und das Abbrechen des preussischen Lagers hielten sie für ein Zeichen

des Rückzuges. Um nun dem König in diesem Falle eine rechte Schlappe geben zu können, hatten sie die Cavallerie des linken Flügels die Colonne herauf kommen lassen, damit sie dieselbe sämmtlich vorne hätten, und den retirirenden König sogleich damit angreifen könnten. Dieser Anblick bewog sie also mit ihrer ganzen Cavallerie, so rasch als sie nur konnten, zu marschiren, damit sie ja nicht zu spät kommen möchten. Auf einmal erschien Seidlitz mit der preussischen oben auf der Anhöhe und kam, in völliger Schlachtordnung, gegen ihre Colonne angetrabt. Die zwey kaiserlichen Regimenter, die an ihrer Spitze marschirten, stellten sich so schnell sie konnten; allein sie wurden geworfen. Die Reichscavallerie, die französische, versuchte auch in Ordnung zu kommen, aber umsonst. Die Preussen waren ihnen auf dem Halse, ehe sie damit fertig wurden. Alles wurde durch Busendorf durchgesprengt. Nun bemühten sich die Generale, die Fliehenden hinter diesem Dorfe zu sammlen, und in Schlachtordnung zu stellen. Um ihnen Zeit dazu zu verschaffen, ließ der Prinz von Soubise die Reiterey der Reserve vom andern Ende

der Colonne herzueilen: sie kam außer Othem an, stellte sich in Schlachtordnung, versuchte eine Attake, ward aber so wie die übrigen in die Flucht gejagt, und vermehrte nur noch das Schrecken und die Verwirrung. So schlug Seidlitz die vereinigte Cavallerie des deutschen und des französischen Reichs noch ehe sie sich in Schlachtordnung stellen konnten. Dem hinter ihr drein marschirenden Fußvolke erging es eben so. Das preussische hatte zwar nicht so schnell auf den Kampfplatz kommen können, als die Seidlitzsche Cavallerie; allein, ehe die Infanterie der Feinde eine Linie formirt hatte, war eine Batterie auf die Anhöhe aufgefahren, die schon auf sie feuerte, und sechs bis sieben Bataillons kamen auf sie losmarschirt. Dieß brachte die französischen und Reichs-Fußvölker in eine eben solche Verwirrung als die Reiterey. Auch hier suchten die Generale umsonst das zu thun, was ihnen vielleicht im Anfange noch gelungen wäre, nämlich eine Linie rückwärts zu formiren. Der Theil der preussischen Cavallerie, der die ihrige nicht verfolgte, wendete sich gegen diese Infanterie, und sprengte sie in die Flucht, die nun so

übereilt und so total wurde, als nur je eine gedacht werden kann. Da dieß der Graf von St. Germain sahe, rückte er mit seinem Corps rechts vor, und stellte sich so, daß er dem Verfolgen der Preussen einigen Einhalt that, und einem Theil der gesprengten Truppen Zeit gab sich zu retten. Indessen wurden doch acht Generals, neunzehn Staabsoffiziere, über zweyhundert Subalterns und sechstausend Gemeine, fast lauter Franzosen, (weil diese im Marsch die Tete hatten,) gefangen: erbeutet wurden drey und sechzig Kanonen, funfzehn Standarten, sieben Fahnen und zwey Paar Pauken.

Sechs Bataillons, drey und vierzig Schwadronen und ein Dutzend Kanonen von preussischer Seite gewannen die ganze Bataille. Unter erstern befand sich das Regiment des Herzogs, damals Alt-Braunschweig genannt, dessen Offiziere sämmtlich den Orden pour le Mérite erhielten, weil es sich ganz besonders auszeichnete. Herzog Ferdinand selbst konnte keinen sehr thätigen Antheil an der Schlacht nehmen, da er den rechten Flügel unter seinem Befehl hatte, dem der linke alle Gelegenheit zum Schla-

gen raubte, indem er alles allein that. Indeß half er doch nach Kräften zum Siege. Der König hatte ihm keine weitere Cavallerie gelassen, als die alten Feldwachen; diese dehnte er so sehr als möglich aus, um dem Feinde ein Blendwerk vorzumachen; auch ließ er Kanonen auf einen Theil der Reichsinfanterie, die sich ihm gegenüber in Schlachtordnung stellen wollte, richten, und so glücklich damit unter sie feuern, daß sie dieß Vorhaben aufgab und die Flucht ergriff. Dieß war die letzte seiner Kriegsthaten unter den Fahnen des großen Königs, dem er seine Dienste bisher geweiht hatte. Schon war er bestimmt, ein eignes Heer anzuführen, wie ich sogleich erzählen will, nachdem ich nur noch bemerkt haben werde, daß die Franzosen sowohl, als die Reichsarmee, an dieser Schlacht, für diesen Feldzug wenigstens, genug hatten, und sogleich auseinander und in die Winterquartiere gingen; die Reichsarmee in Franken; die Franzosen in Hessen und in die Grafschaft Hanau, wobey der Prinz von Soubise sein Hauptquartier in Kassel nahm.

Der Marschall von Richelieu bezog auch gar bald die Winterquartiere mit der großen

Armee, und nahm das Seinige zu Braunschweig. Die Maaßregeln, die er dabey traf, waren so widersinnig, daß sie bey vielen die Meynung erweckt haben, er sey durch Bestechungen dazu bewogen worden. Ich will das nicht untersuchen, da ich keine sichern Gründe zur Entscheidung habe; denn die nachherige Bezahlung seiner großen Schulden und der Aufwand, den er nach seiner Rückkehr machte, können eben sowohl durch den Raub der damals von ihm eroberten Länder, als durch eine für Verrätherey erhaltne große Belohnung erklärt werden. Indeß mag die Quelle der nachmaligen Reichthümer dieses Feldherrn gewesen seyn, welche sie wolle; so bleibt doch allemal so viel gewiß, daß sein Verfahren den Untergang seiner Armee, und die Vereitlung aller Hoffnungen des französischen Hofes nach sich zog. Die Sache verhielt sich also.

Bruch der Convention von Kloster Zeven, u. Ernennung Ferdinands

Sobald die Convention von Kloster Zeven geschlossen war, hätte er vor allen Dingen ihre Erfüllung betreiben, und nicht eher einen Schritt aus der Stelle thun sollen, bis jeder Buchstabe derselben vollbracht

worden wäre. Hessen, Braunschweiger, Bückeburger, Sachsen-Gothaer hätten alle müssen in ihre Heimath gegangen, die Hannoveraner ruhig in ihre Quartiere verlegt seyn, ehe er auf irgend ein Unternehmen hätte denken dürfen. Zwar war diese Convention auf ganz widersinnige Grundsätze gebaut, und es hätte hernach noch mancher Streit deshalb entstehn müssen. Allein wenn die Truppen erst wären zerstreut gewesen, dann hätte sich alles wohl unter die französischen Gesetze beugen müssen; denn bey entstehenden Irrungen wäre es ihnen leicht gewesen, die, großen Weitläuftigkeiten unterworfene, Vereinigung der Truppen zu hindern. Anstatt dessen ließ er sie beysammen, schickte Soubisen Verstärkung, und lief nach Magdeburg und Halberstadt hin, nicht um diese Provinzen zu erobern, sondern um sie auszuplündern.

zum obersten Anführer der alliirten Armee.

Unmöglich konnte der König von Preussen anders als sehr bittere Klagen gegen den König von England über diese Convention führen; wodurch er allen seinen Feinden allein Preiß gegeben wurde. Sie leuchteten Georg II. ein; er sah, daß wenn

er seinen Bundesgenossen auf eine solche Art verließ, so würde hinführo niemand sich in ein Bündniß mit dem König von England einlassen wollen. Die Furchtsamkeit seiner hannöverschen Minister hatte ihn bewogen zuzugeben, daß dieser schimpfliche Vertrag geschlossen werden möchte; allein da der Herzog von Cumberland mit seinem Gefolge nach London zurückgekommen war, so hatte Georg getreuere Berichte vom Zustande seines und des französischen Heeres erhalten, und daraus gesehn, daß man noch gar nicht gebraucht hätte alles als verloren aufzugeben. Weder er, noch der König von Frankreich hatten diesen Vertrag ratificirt. Einige Handlungen waren geschehn, die man als demselben zuwiderlaufend betrachten konnte. Noch mehrere ihm entgegen gesetzte Forderungen wurden französischer Seits aufs Tapet gebracht; z. B. die Hessen sollten in französischen Sold treten oder sich desarmiren lassen. Alles dieses beschloß man von englischer Seite zu nutzen und die Convention zu brechen. Da hiebey die Hauptabsicht war, dem König von Preussen zu zeigen, man wolle das Aeußerste thun, um ihm

das englische Bündniß nützlich zu machen; so glaubte man ihm diese Gesinnung nicht besser beweisen zu können, als wenn man ihm antragen ließ, selbst einen General für diese Armee zu ernennen. Dabey war freylich auch wohl die Absicht, einen wirklich geschickten Feldherrn dafür zu bekommen, der sie besser anführen möchte, als es im vorhergehenden Feldzuge geschehn war. Denn da sich Friedrich offenbar als der größte Heerführer seiner Zeit bewiesen hatte, so galt sein Zeugniß für die höchste moralische Gewißheit, daß die Wahl gut ausfallen würde.

Es ward also nicht nur von England aus, dem damaligen Gesandten am preussischen Hofe, Herrn Mitchel, der den König in allen seinen Feldzügen begleitete, dieser Auftrag gegeben; sondern von Seiten des hannöverschen Ministeriums ward der damalige Generalmajor, Oberjägermeister und Chef des hannöverschen Jägercorps, Graf von Schulenburg, von der Armee ausdrücklich und blos darum abgeschickt, um den König zu ersuchen, einen General zu ernennen, den er für fähig hielt, diese

Armee mit Ruhm für sich und Nutzen für die gemeinschaftliche Sache zu commandiren. Graf Schulenburg reiste in der Stille von Stade durch die Mark Brandenburg über Halle nach Leipzig, wo er gerade anlangte, als der König am 28ten Oktober hinkam, um zum zweytenmale gegen die Franzosen zu marschiren. Da er sich dem König, als mit Briefen und Aufträgen vom hannöverschen Ministerium aus Stade kommend, melden ließ; so erhielt er die Weisung, nicht in Montirung zur Audienz zu kommen, unstreitig um alles Aufsehn und die Möglichkeit, daß die Franzosen Nachricht von dem bekommen möchten, was unterhandelt würde, zu verhüten. Schulenburg borgte also ein schwarzes Kleid von einem Magdeburgschen Domherrn, mit dem er verwandt war, und der sich damals im königlichen Hauptquartier aufhielt. Dieß mag zu der Sage Anlaß gegeben haben, daß dieser Offizier als Pastor verkleidet zum König gereiset sey.

Alle sehr glaubwürdige Nachrichten, die ich besitze, kommen darin überein, daß des

Grafen

Grafen Schulenburg Auftrag unbestimmt war. Allein es ist gewiß, daß dieser Graf in der Audienz sich ausdrücklich den Herzog Ferdinand zum General für die alliirte Armee erbat. Ob ihm wohl Mitchel diesen Anschlag gegeben hatte, der ein Mann von großem Verstande war und den Herzog genau kennen konnte? Oder war der Graf Schulenburg selbst mit den Eigenschaften dieses Fürsten bekannt, die ihn so vorzüglich zum Befehlshaber dieser Armee geschickt machten, daß sie vielleicht kein Mensch auf dem ganzen Erdboden so würde haben anführen können, als eben er? Oder ging er hierin nur nach dem richtigen Schlusse zu Werke, daß alle Generale einem Prinzen, der mit dem königlichen Hause in so naher Verbindung stand, am besten und liebsten gehorchen würden? Oder endlich richtete er dabey sein Augenmerk vorzüglich auf die braunschweigischen Truppen, und auf die Begebenheiten in Ansehung ihrer, die damals schon keimten und hernach ausbrachen; wo es allerdings viel half, daß Herzog Ferdinand General der Armee ward? Das bin ich unfähig zu entscheiden. Kurz, Graf Schulenburg erbat sich aus-

drücklich den Herzog zum General der Armee bey Stade; Mitchel unterstützte den Antrag, und der König gab seine Einwilligung dazu. Nachdem dieser Fürst also der Schlacht bey Rosbach, wie die Leser gesehn haben, beygewohnt hatte, ließ er den König allein ziehen, und ging in sein Gouvernement nach Magdeburg, dem Anschein nach um da zu commandiren, und der Franzosen Streifereyen zu verhüten, wie er schon vorher gethan hatte: in der That aber, um sich zur Uebernehmung seines Commando's vorzubereiten.

Reise des Herzogs zur alliirten Armee.

In Magdeburg befand sich damals die ganze königliche Familie, seit der Zeit, da Haddicks Ankunft sie gezwungen hatte, Berlin zu verlassen. So viel Geschäfte nun auch dem Herzog auf den Schultern lagen, so ließ er sich doch nichts davon merken, und besuchte seine königliche Schwester und die übrigen Prinzessinnen, als wenn er der geschäftsloseste General von der Welt gewesen wäre. Da alles von seiner Seite bereit war, befahl er seinen Leuten in der Stille einzupacken, begab sich zur Königinn in die Abendgesellschaft,

und setzte sich an den Spieltisch. Dort erhielt er Briefe, gab sein Spiel einem andern, begab sich stille nach Hause, und da er alles fertig fand, fuhr er nach der Armee ab, ohne daß irgend jemand selbst von seinen Leuten wußte, wohin die Reise ging. Seine Abwesenheit setzte seine beyden Schwestern in Unruhe, man schickte hin ins Gouvernement, und erfuhr: der Herzog sey eben abgereiset, man wisse aber nicht wohin. Man vermuthete, er habe einen geheimen Auftrag vom König, und mußte sich dabey beruhigen. Auf diese Art fuhr er von Magdeburg ab, und am rechten Ufer der Elbe weg, über Lentzen, nach Boitzenburg. Bis dahin ward ihm ein Herr von Schulenburg, damaliger Hauptmann im Kielmanseggischen Regimente, der jetzt noch als Oberster auf seinem Gute zu Bodendorf im Magdeburgischen lebt, entgegen geschickt. Mit diesem fuhr er nach Hamburg, sodann nach Altona und Blankensee, passirte die Elbe zum sogenannten Kreuz, und langte den 22ten November glücklich zu Stade an.

Fünftes Kapitel.

Erneuter Feldzug der alliirten Armee unter ihrem neuen Befehlshaber dem Herzog Ferdinand, vom Ende des Jahres 1757, bis zu den Winterquartieren im Jahre 1758.

1757. Erste Schritte des Herzogs.

Bey seiner Ankunft zur Armee, die sich nun die Alliirte zu nennen anfing, da sie vorher nur die Observations-Armee geheißen hatte, fand der Herzog gar viel zu thun. Es fehlte an einer Menge Feldbedürfnisse, und er gab sehr strenge Befehle, daß die Leute, die dafür sorgen sollten, sie schnell herbeyschaffen möchten. An den Marschall von Richelieu schrieb er alsbald einen Brief, worin er ihm seine Ankunft zur Uebernehmung des Commando's und der Erneuerung der Feindseligkeiten kund that. Am 26ten November ließ er die Armee die erste Bewegung vornehmen. Ein Theil der Truppen bezog nämlich an dem Tage ein Lager um Harburg herum, wodurch diese Stadt mit ihrer Besatzung von der übrigen französischen Armee

abgeschnitten wurde. Der Ueberrest folgte diesen Truppen erst etliche Tage darauf nach: theils weil noch nicht alles im Stande war; theils weil auch noch eine ganz besondre Irrung beygelegt werden mußte, die sich mitten in der alliirten Armee eräugnet hatte.

Als der König von England die klosterzevensche Convention aufgehoben wissen wollte, so gehorchten seinem Befehle die Hannoveraner, wie natürlich, mit Freuden. Auch der Landgraf von Hessen, dessen Land zwar in der Gewalt der Franzosen, dessen Person aber in Hamburg ganz sicher vor ihnen war, willigte in diesen Bruch. Er bezeugte zwar durch ein Manifest, daß und warum er nicht anders handeln könne, und empfahl sein Land der Großmuth des allerchristlichsten Königs: Jedoch setzte er den Bewegungen der Armee weiter kein Hinderniß in Weg. Allein mit dem Herzoge von Braunschweig verhielt es sich ganz anders: der war in diesen schweren Zeiten nicht von seinen Unterthanen gegangen; sondern lebte mit den Seinigen in Blankenburg, und also ganz in französischer Gewalt. Daher schickte er schon am 14ten

Irrungen mit den Braunschweigern.

November, vermuthlich zu der Zeit, da das Vorhaben, die Convention zu brechen, anfing ruchtbar zu werden, seinen Truppen den Befehl zu, in ihre Heimath zurückzukehren. Diese übereilten sich nun zwar nicht mit der Befolgung desselben, denn Herzog Ferdinand fand sie noch bey der Armee, als er ankam; allein ihre Befehlshaber, die Generale von Imhof und von Behr, protestirten, sobald sie vom Bruche der Convention hörten; daß sie mit ihren Leuten keinen Theil daran nehmen, sondern unverzüglich nach Hause marschiren würden. Darauf ließ Herzog Ferdinand beyde sogleich in Arrest setzen; ihre Truppen von den Hannoveranern umringen, und mit Gewalt zurückhalten. Ueber dieß Verfahren führte der Herzog Karl sehr laute Klagen; allein sein Bruder achtete sie nicht, und da sich der Oberste Zastrow, der im Range bey den Braunschweigern auf jene Generale folgte, sich eben so wenig als sie zum Ziele legen wollte, ward ihm angedeutet, sich vom Corps zu entfernen, und bey schwerer Ahndung nichts zu thun, wodurch dasselbe gereizt werden könnte, Ferdinanden den Gehorsam zu versagen, den es

ihm, nach dem mit England geschloßnen Bündnisse, schuldig wäre. Der Erbprinz sollte eine Reise nach Holland thun, und befand sich dazu schon in Hamburg als Herzog Ferdinand durchreisete. Dieser beredete ihn wieder mit ihm nach Stade zu reisen, um den General Imhof und einige andre Offiziers noch einmal zu sprechen. Sobald er sich aber dahin hatte locken lassen, befahl und zwang ihn sein Herr Oheim, nicht weiter an seine Reise zu denken, sondern seinen Dienst bey der Armee fort zu thun. Dieser Gewalt mußten nun freylich der Neffe, mit sammt den übrigen Braunschweigern nachgeben; allein Herzog Karl äußerte laut seinen Unwillen darüber. Indessen, kaum waren die Franzosen aus seinem Lande getrieben, so gewann die brüderliche Liebe die Oberhand, und alles Vergangne ward, wie man leicht denken kann, vergeben und vergessen.

Sobald dieses in Richtigkeit gebracht war, musterte der Herzog die Armee, und hielt dabey folgende Anrede: „Meine „Kinder! Ich sehe mich wider Willen ge„nöthiget, euch bey dieser Jahreszeit agi-

Musterung und Anrede an die Armee.

„ren zu lassen; allein eure Treue und euer „Muth sind mir unumgänglich nöthig, die „Absicht unsrer Feinde zu vereiteln. Verlaßt euch auf die besondre Aufmerksamkeit, „die man haben wird, euch in keinem „Stücke Mangel leiden zu lassen, und euch „so viel Erleichterung zu verschaffen, als „die Umstände nur zulassen werden.“ Laut schallte dagegen der Zuruf von Seiten des Heeres: „daß sie unter einem solchen Anführer bis in den Tod streiten wollten.“

Zustand der Franzosen.

Richelieu hatte den ganz unverzeihlichen Fehler begangen, seine Truppen in sehr weitläuftige Winterquartiere zu verlegen, während daß diese, wohl noch aus sechs und dreyßigtausend Mann bestehende Armee, vor seinem linken Flügel ganz beyeinander stand. Die französischen Quartiere reichten von der Ostsee bis nach Eisenach in die Länge, und von Braunschweig bis nach Lippstadt, wo nicht gar bis am Rhein, in die Tiefe. Besonders war der linke Flügel, gegen welchen die Alliirten standen, von Truppen und Vertheidigungsmitteln entblößt. Das würde es indeß nicht allein ausgemacht haben; wenn nur

in allen Hauptpunkten dieses Quartierstandes Magazine angelegt gewesen wären, wovon die Armee im Falle des Zusammenziehens ihren Unterhalt hätte haben können. Allein daran war nicht gedacht worden. Die eroberten Länder wurden gedruckt, beraubt, geplündert, ausgesogen; der Armee kam aber davon nichts zu gute. Nur ihre vornehmsten Anführer und etwa die Helfer derselben am Hofe theilten diesen Raub unter sich. Den Truppen fehlte es an allem; und zwar nicht nur an den Erfordernissen zu einer Wintercampagne, oder zum Feldzuge überhaupt; sondern an den wahren Lebensbedürfnissen. Sie waren abgerissen und zerlumpt; hatten ihrer unordentlichen Verpflegung wegen eine Menge Kranke gehabt, die in den Hospitälern großentheils gemordet wurden; dieß alles hatte eine starke Desertion veranlaßt, und so waren sie durch alle Mittel erstaunlich zusammen geschmolzen. Diese Umstände versprachen allerdings dem Unternehmen des Herzogs einen glücklichen Ausgang.

Indessen bemühte sich doch Richelieu diesen abzuwenden. Sobald er nur bemerkte,

daß die Convention von Kloster Zeven wohl nicht gehalten werden dürfte, befahl er dem Grafen von Villemür ihm sogleich ein Corps Truppen in der Gegend von Braunschweig und Zelle zusammenzuziehen. Mit dem was er bey der Hand hatte, rückte er schon den 20ten November bis Gifhorn vor, den 22ten nach Uelzen, und den 24ten nach Lüneburg. Allein sobald er Nachricht von den ersten Bewegungen der Alliirten erhielt, begab er sich nach Winsen an der Lühe.

Erste Unternehmungen Ferdinands.

Als Ferdinand seine Armee und das nöthige Geschütz von Harburg beysammen hatte, schickte er am 28ten und am 29ten zum Commandanten in das Schloß und ließ ihn auffordern; erhielt aber die Antwort, die jeder rechtschaffne Offizier in einem solchen Falle geben wird. Es ward also zur Belagerung des Schlosses geschritten. Der Herzog ließ den Generalmajor von Hardenberg mit zweytausend fünfhundert Mann und dem nöthigen Geschütze davor, und mit etwa fünf bis sechs und zwanzigtausend Mann ging er Richelieu'n entgegen, schickte aber noch außerdem ein starkes

Detaschement nach Bremervörde, das ihm die linke Flanke decken sollte.

Den 1ten December marschirte der Herzog mit der Armee bis Buxtehude vor; den 2ten bis Zahrendorf. Sogleich verließ Richelieu, der sich zu schwach fühlte, dieser Armee zu widerstehen, Lüneburg, Winsen an der Lühe, die Hoper Schanze, und die ganze Gegend umher, und begab sich nach Zelle hinter die Aller. Darauf setzte ihm der Herzog nach. Bey der Gelegenheit fielen ein paar kleine Scharmützel vor, worin die Alliirten die Oberhand hatten, und wo sich gleich der Geist zeigte, der beyde Heere belebte. Am 13ten kam der Herzog vor Zelle und stellte sich Richelieu'n gerade gegen über. Die Alliirten versuchten einen Angriff auf die Vorstadt, weshalb die Franzosen sie, mit sammt ihren Magazinen darin und der Brücke über die Aller, in Brand steckten. Vor Zelle blieb Herzog Ferdinand bis am 24ten stehn, und seine Armee mußte da viel Ungemach aushalten; wobey sie die größte Standhaftigkeit zeigte. Da er aber sah, daß alle Versuche über die Aller zu setzen fruchtlos ab-

laufen würden, so beschloß er zurück zu gehn, und die Armee in die neuen so sehr erweiterten Quartiere zu verlegen. Jedoch mußte sie die erste Nacht nach dem Rückmarsche, bey Weyhausen, noch unter dem Gewehre zubringen; allein am folgenden Tag bey Uelzen kamen die Truppen in Cantonirungen. Auf diesem Rückmarsch ging zwar an Wagen und Mannschaft etwas weniges verloren; allein so viel andre Gefechte schlugen zum Vortheil der Alliirten aus, daß dieß keinen Eindruck auf sie machte. Den 28ten begab sich die Armee völlig auseinander in ihre Winterquartiere. Am 30ten ergab sich das Schloß zu Harburg, die Besatzung erhielt freyen Abzug, unter der Bedingung, im ganzen Kriege nicht gegen den König von England oder seine Alliirte zu dienen.

Am linken Flügel hatte sich die alliirte Armee bequeme Quartiere verschaft; sie wollte sich also auch am rechten ausdehnen. Es wurden daher dem General Diepenbroek drey Regimenter Infanterie zur Verstärkung zugeschickt. Nun rückte er vor, trieb die Franzosen bis hinter die Wumme,

und erweiterte seine Quartiere bis an diesen Fluß. Am 9ten Januar fing diese Expedition an, und am 13ten war sie schon zu Ende. Darauf blieb alles auf alliirter Seite fürs erste ruhig.

Meine Absicht ist nicht blos die Geschichte Herzog Ferdinands zu schreiben, sondern sie meinen Lesern, so viel ich kann, nützlich zu machen; also halte ich es für nöthig, Bemerkungen über dessen Thaten als Feldherr beyzubringen. Wo ich aber, wie hier, die Meynung äußern werde, daß eine Sache anders hätte angegriffen werden müssen, erinnere ich jetzt einmal für alle, daß ich sehr wohl weiß, wie unmöglich es sey, das Verfahren eines Feldherrn mit vollem Grunde zu beurtheilen, wenn man nicht genau alle die Umstände kennt, die er vor Augen hatte, als er den Entschluß faßte. Es versteht sich also, daß jede Erinnerung von meiner Seite, nur immer unter der Voraussetzung der Umstände, in so weit sie mir bekannt sind, verstanden werden muß. Wer von Vermessenheit spricht, daß ich es wage, an dem Verfahren eines so großen Generals etwas aus-

Betrachtungen darüber.

zusetzen, dem weiß ich nichts entgegen zu stellen, als meine Gründe. Spricht er so aus Enthusiasmus für Ferdinands große Eigenschaften, so kann ich ihn versichern, daß ich diesen Enthusiasmus in vollem Maaße mit ihm theile; daß ich aber eine Geschichte und keine Lobrede schreibe; daß der Geschichtschreiber eines großen Mannes ihn schildern muß wie er war, und nicht wie ein Ideal, das man sich selbst schaft; und daß der größte Mann Fehler hat und Fehler begeht, weil er doch immer ein Mensch ist. Wer das bey der Würdigung großer verehrungswürdiger Menschen nicht bedenken will, dem fehlt es selbst irgendwo, und es steht ihm nicht zu helfen; auch kann ein vernünftiger Geschichtschreiber, meiner Meynung nach, auf solche Menschen keine Rücksicht nehmen. Man verzeihe mir diese kleine Schutzrede, womit ich meine Erzählung unterbrochen habe. Wenn Vorreden mehr gelesen würden, so würde ich sie dahin verwiesen haben.

Wenn man also diese erste Unternehmung des Herzogs militärisch betrachtet, so kann man sie nicht ganz billigen. Er hätte

vor allen Dingen darauf denken müssen, sich eines Passes über die Weser zu versichern, um den französischen Quartieren in die Flanken und im Rücken kommen zu können; und das scheint damals sehr leicht gewesen zu seyn. Er brauchte nur ein starkes Corps nach Bremen zu schicken und diese Stadt besetzen zu lassen. Es ist eine Generalregel im Kriege, wenn man mehrere Flüsse, die zusammen fließen, vor sich hat, so muß man sie suchen unterhalb ihres Zusammenflusses zu passiren, weil man alsdenn über alle hinüber ist, anstatt daß man, oberhalb desselben, über einen nach dem andern setzen muß. Der Marsch nach der Aller hin konnte gar nichts helfen. Das Land zwischen Harburg und diesem Flusse, um seine Quartiere darin zu nehmen, konnte dem Herzog nicht entgehen; denn es liegt darin kein einziger Posten, wo die Franzosen sich hätten halten können. Zelle und die dortige Brücke über die Aller war zur Sicherheit dieser Quartiere gar nicht nöthig, denn der Herzog nahm sie hernach doch, ohne sich jener Stadt bemächtigen zu können. Wenn er schon Richelieu'n von Zelle hätte wegtreiben können,

so hätte ihm das auch wenig geholfen: Er konnte doch nicht weiter da vorrücken, weil er dann Braunschweig und Wolfenbüttel hätte hinter sich lassen müssen, und diese Festungen im Winter nicht hätte belagern und einnehmen können.

Sollte der Herzog indeß auch geglaubt haben, sein erstes Geschäft sey, sich der Quartiere auf seinem linken Flügel zu bemächtigen und seinen Gegner hinter die Aller zu treiben, um die Belagerung von Harburg sicher zu stellen, so hätte er noch immer Zeit gehabt, jenen Hauptstreich auf Bremen auszuführen; selbst nach seinem langen unnöthigen Aufenthalte vor Zelle. Dieß beweißt folgender Umstand:

Sobald der französische General Nachricht von den Bewegungen der Alliirten erhalten hatte, schickte er den nach der Lippe in die Winterquartiere marschirenden Truppen Befehl, zurück zu kommen, und seine linke Flanke an der Weser sicher zu stellen, deren Schwäche er fühlte. Dieß konnte so geschwind nicht geschehn, und folglich kam auch der Herzog von Broglio erst am 16ten Januar vor Bremen an.

Diese Stadt mußte ihn einnehmen, und sie ward mit siebentausend Mann besetzt. Nun bedenke man, daß der General von Diepenbroek mit einer Verstärkung von drey Regimentern im Stande war, die Franzosen, die er vor sich hatte, nach der Seite hin bis hinter die Wumme zu vertreiben; daß er das schon am 13ten Januar vollbracht hatte; und dann sage man, ob es von dem 30ten December an, als das Schloß zu Harburg überging, nicht möglich gewesen wäre, zumal wenn man die ganze Armee nicht so fürchterlich vor Zelle strapazirt, sondern sobald die Vorstadt und die Allerbrücke abgebrannt war, zurückgeführt hätte, Diepenbroeken ein Corps von zehntausend Mann zu Hülfe zu schicken, und eben den Streich gegen Bremen ausführen zu lassen, den Broglio dagegen ausführte? Es ward also hier allerdings etwas versäumt. Allein das darf niemanden Wunder nehmen. Herzog Ferdinand war eben erst zur Armee gekommen. Die Verhältnisse der beyden Heere und das Land waren ihm neu; daß ihr eignes Land den Hannoveranern überhaupt nicht bekannt war, hatte der vorjährige Feldzug bewiesen, und

der Herzog hatte auch offenbar noch nicht Zeit gehabt, die fähigen Köpfe, die tiefere Kenntniß davon besaßen, bey der Armee herauszuwählen. Es kann auch wohl seyn, daß er seinen ersten Schritt nicht mit einem Eingriff in die Rechte einer unter hannöverischen Schutz stehenden freyen Reichsstadt, wie Bremen, anfangen wollte; oder es protestirten auch wohl gar Leute dagegen, die in der Rechtswissenschaft mehr Kenntniße besaßen als im Kriegswesen, deren Wort aber am Hofe, von welchem die Armee abhing, sehr mächtig war. Dem sey wie ihm wolle, so wird die Art, wie dieser Fehler in der Folge wieder gut gemacht wurde, dem Leser Stoff genug zur Bewundrung für die militärischen Einsichten Ferdinands geben, wenn ihn der Lauf meiner Erzählung dahin versetzen wird.

Richelieus abermaliger Zug ins Halberstädtische.

Richelieu mochte um die Zeit Nachricht erhalten haben, daß man am französischen Hofe entschlossen sey, ihm einen Nachfolger zu schicken. Er bekümmerte sich also nicht weiter um die fernere Sicherheit seines Quartierstandes, sondern suchte seine militärische Laufbahn in Deutschland durch

einen etwas glänzenden und zugleich einträglichen Streich zu beschließen.

Am 9ten Januar mußte der General le Voyer mit eilf Bataillons siebenhundert und zwanzig Mann detaschirter Infanterie, zwey Regimentern Cavallerie und den Türpinschen Husaren, in allem acht bis neuntausend Mann, gegen Halberstadt anrücken, um den mit dreytausend Mann da stehenden General Junken aufzuheben, und die Provinz auszuplündern. Ersteres gelang ihm nicht; letzteres aber desto besser. Seine Leute erpreßten zweymalhunderttausend Thaler von der Stadt; nahmen alle möglichen Lebensmittel aus der ganzen Gegend mit; streiften nach Quedlinburg, und eilten mit ihrem Raube zurück, weil von allen Seiten preussische Truppen gegen sie anrückten. Nach dieser Unternehmung blieb Richelieu ruhig in seinen Quartieren, überließ seinem Nachfolger die ganze Sorge, wie er sich aus dem Handel mit der alliirten Armee ziehen würde; und da er hörte, daß dieser bald kommen sollte, reiste er am 10ten Februar von der Armee, und übertrug indessen das Commando darüber dem

ältesten Generallieutenant von Villemür. Vier Tage nachher kam der Prinz von Clermont an, um sich an die Spitze derselben zu stellen.

1758. Ferdinands Winterfeldzug in den ersten Monaten dieses Jahrs, worin er die Franzosen bis jenseits des Rheins treibt.

Unterdessen hatte die alliirte Armee durch die Ankunft vieler, aus dem Hannöverschen ausgehobnen, Rekruten ansehnliche Verstärkungen erhalten. Es waren mehrere leichte Truppen errichtet; Wagen und Pferde zum Proviantrain angeschaft worden. Ueberhaupt war sie nun, durch die unermüdete Betriebsamkeit ihres Anführers, von englischem Gelde unterstützt, mit allem was zum agiren nöthig war wohl versehn. Ferdinand beschloß also sehr weislich, den Zeitpunkt zu nutzen, wo der Wechsel der Generale die Feinde in einen Zustand militärischer Anarchie versetzte, und wo der neue noch nicht recht wissen konnte, was bey jedem Vorfalle gethan werden mußte. Sobald also die zehn Schwadronen Dragoner und die fünf Schwadronen Husaren, die man vom Könige vom Preussen erwartete, anlangten, setzte sich, am 17ten Februar, die ganze alliirte Armee in Bewegung.

Jetzt ging der Herzog gerade auf den Hauptpunkt los, sich einen Weg über die Weser hin zu eröffnen. Unterhalb der Aller war das nicht mehr möglich, seitdem man den Franzosen Zeit gelassen hatte, sich der Stadt Bremen zu bemächtigen. Also mußte erstlich über die Aller gesetzt werden. Am 17ten zog sich die Armee bey Amelinghausen zusammen; am 18ten marschirte sie nach Scheverdingen; am 19ten nach Neuenkirchen; am 20ten nach Wißelhövede, und am 21ten nach Verden. Die hier liegende französische Besatzung hatte vom Prinzen von Clermont Befehl erhalten, sich fertig zu machen, den Ort zu räumen. Sie räumte ihn also wirklich, so bald sie die Vortruppen der Alliirten erblickte. Auf ihrem Rückzuge erhielt sie Befehl, sich aufs äußerste zu vertheidigen, weil man ihr alsbald Beystand schicken würde. Das war nun aber zu spät.

In Verden konnten die Alliirten jedoch nicht über die Aller kommen, weil der Fluß zu sehr ausgetreten war. Sie ließen also überall einen Ort suchen, wo sie ihren Uebergang verrichten könnten; und es ward

endlich einer, drey Meilen oberhalb Verden, zu Hüdemühl und Riedhagen gefunden, der recht zu der Absicht gemacht zu seyn schien. Die Aller theilt sich da in drey Arme, bildet eine große einwärts gehende Bucht, und hat einen Ort mit einem Schlosse, Namens Ahlen vor sich, dessen Besetzung das Debouschee sicherte. Die Avantgarde, wobey der Herzog die ganze Zeit gewesen war, marschirte also, mit allen Husaren und Jägern, gleich am 22ten dahin, setzte auf Kähnen und Flößen über den Fluß, und besetzte Ahlen. Den 23ten folgte ihr die Armee bis nach Hüdemühl.

Die ganze Armee mit allen ihren Trains hatte nun zwar zu Verden nicht über die Aller kommen können; allein ein kleineres Corps konnte das doch wohl bewerkstelligen. Daher ward auch der Erbprinz von Braunschweig mit vier Bataillons da gelassen, um nach Hoya zu marschiren, und sich dieses Orts und der da befindlichen Brücke über die Weser zu bemächtigen. Dieser junge Prinz brachte dieß Corps am 23ten mit vieler Mühe auf Schiffen und Flößen über die Aller, ließ einen Theil desselben zu

Barmen über die Weser setzen, und erreichte seine Absicht durch eine fast unglaubliche Schnelligkeit und Entschlossenheit. Das Gefecht in der Stadt Hoya war sehr hitzig; allein die Franzosen wurden überwältigt und die Brücke über die Weser erhalten. Der größte Theil der Besatzung warf sich ins Schloß, ergab es aber am folgenden Tag, den 25ten Februar unter der Bedingung eines freyen Abzugs. In eben der Zeit ward das französische Husaren-Regiment Polerezky von den preussischen Husaren zu Norddrebber überfallen, und dabey der Chef nebst zweyhundert funfzig Mann zu Gefangnen gemacht, und dreyhundert Pferde, die Bagage des Regiments, nebst funfzehntausend Thalern baar Geld erbeutet.

Sobald der Erbprinz Hoya hatte, rückte er auf Nienburg los, um es zu belagern. Die Armee aber marschirte den 26ten nach Wendesbostel und den 27ten nach Drakenburg, um die Belagerung zu decken. Es wurden Truppen hingeschickt, um die Stadt am östlichen Ufer der Weser einzuschließen; und alsdann wurden die Lauf-

gräben eröffnet. Am 28ten ergab sich die Besatzung, unter der Bedingung eines freyen Abzugs und diesen Feldzug über gegen die alliirte Armee nicht zu dienen.

Bey allen diesen Unternehmungen leistete Prinz Heinrich von seiner Seite großen Beystand. Er setzte sich im Februar an die Spitze eines Corps im Halberstädtischen, und das erste, was er damit that, war, daß er Hornburg überfallen und dreyhundert Franzosen in ihren Betten gefangen nehmen ließ. Er rückte darauf ins Hildesheimische vor, und dieß machte den französischen Feldherrn so verwirrt, daß er den weit gefährlichern Fortschritten Ferdinands nicht den gehörigen Widerstand entgegen setzte; sondern sobald er vernahm, daß er an dem linken Flügel seiner Quartiere umgangen wäre, weiter nichts anzufangen wußte, als alle Eroberungen in Niedersachsen zu räumen, und seine ganze Armee in Westphalen zusammenzuziehen. Der Sammelplatz, den er zuerst angab, war das linke Ufer der Weser, zwischen Hameln und Minden. Mit unglaublicher Eilfertigkeit brachen die Besatzungen aus

Zelle, Braunschweig, Wolfenbüttel, Hannover, Hildesheim ꝛc. auf; ließen Kranke, Magazine, Bagage und Deserteurs zu tausenden zurück, und flüchteten in der größten Verwirrung nach Hameln hin, wobey noch mancher Marode und vom Wege Abgekommener, durch die gegen sie erbitterten Bauern, in den Wäldern und Päſsen todtgeschlagen wurde. Bremen hatte der dort commandirende Graf von St. Germain schon am 25ten Februar verlassen, sobald er erfuhr, daß Hoya in den Händen der Alliirten wäre. Zwar kann sogar ein mäßiges Corps, wenn es zusammen, und unvermuthet, mitten in den Quartierstand der Feinde einbricht, Verwirrung darin anrichten. Aber eine solche, wie diejenige, die damals in der französischen Armee herrschte, kann doch nur da statt finden, wo auch nicht die allergeringste Anstalt gegen einen solchen möglichen Fall getroffen worden ist; und wo der Feldherr sogleich dabey den Kopf völlig verliert.

In Preussisch-Minden lag noch eine französische Besatzung von viertausend Mann. Der Prinz von Clermont hatte

den größten Theil seiner Armee beysammen, und hätte wohl versuchen können, die Belagerung dieses Orts zu verhindern. Allein dazu hätte er eine Schlacht wagen müssen, und das durfte er in der That nicht. Denn der Schrecken, den die Unordnung bey der Aufhebung der Quartiere in seine Armee verbreitet hatte, war zu groß, als daß er sich die geringste Hoffnung zum Siege hätte machen können. Er zog sich also völlig nach Hameln zurück, und überließ die Besatzung von Minden ihrem Schicksale.

Ferdinand, der seine Vortheile so weit als möglich treiben wollte, machte gleich Anstalt diese Stadt zu belagern. Der Commendant ward wie gewöhnlich aufgefordert, und wie gewöhnlich antwortete er: „Er wollte sich bis auf den letzten Mann „vertheidigen." Allein da die Laufgräben den 8ten des Nachts eröffnet wurden, ergab er sich schon am 14ten mit seiner Besatzung und zwar zu Kriegsgefangnen. In einer andern Lage der Dinge wäre diese Belagerung wohl nicht so glücklich ausgeschlagen, da die feindliche Armee zu Hameln stand, und dem Platze, auf welcher

Seite der Weser sie wollte, zu Hülfe kommen konnte. Allein gegen ein so muthloses Heer konnte und mußte so ein Wagestück wohl unternommen werden.

Sobald die Alliirten Minden hatten, sank dem Prinzen von Clermont der Muth völlig. Er verließ Hameln und die ganze Weser, und zog in verschiednen Colonnen gleichsam fliehend nach dem Rheine zu. Von diesem Rückzuge läßt sich keine umständliche Nachricht geben, wenn es hier auch der Ort dazu wäre; weil die Verwirrung desselben gar zu groß war. Ueberall nahm man den Laufenden Artillerie, Bagage, Hospitäler, Magazine, Geldvorräthe rc. weg. Die in Ostfriesland liegenden Truppen entkamen mit genauer Noth dem Schicksale abgeschnitten zu werden, weil ihnen die Alliirten beynahe an der Embs, von Lingen aus, zuvorgekommen wären.

Den 16ten März war Minden übergeben worden. Am 18ten marschirte der Herzog von Hille nach Melle, wo die Armee am 19ten anlangte. Am 22ten ging es weiter nach Burgholzhausen bey

Ravensberg, am 23ten nach Versmold, und am 25ten stand Herzog Ferdinand schon bey Saßenberg im Münsterschen. Am 26ten setzte die Armee über die Ems bey Warendorf, und lagerte sich zu Vonkenhorst. Da nun die Franzosen Münster geräumt hatten, so rückte der Herzog Ferdinand am ersten April daselbst ein; nahm da sein Hauptquartier, und verlegte die Armee in die Gegend umher, in geräumige Winterquartiere, um ihr eine wohlverdiente Ruhe zu geben, und die nöthigen Anstalten zu fernern Unternehmungen zu machen. Denn da der feindliche Rückzug mit so unerwarteter Schnelligkeit statt gefunden hatte, so war es nicht möglich gewesen, Maaß damit zu halten, und es fehlte also an Mitteln, die Franzosen weiter zu verfolgen. Außerdem beherrschte man militärisch von Münster aus die ganze Gegend bis am Rhein, und die Franzosen zogen sich auch völlig über diesen Fluß zurück, und verlegten alle ihre Truppen dahinter in Quartiere. Die Soubisische Armee, deren linke Flanke durch den Clermontschen gewaltigen Rückmarsch ganz entblößt war, verließ die ihrigen gleichfalls, räumte Göt-

tingen, Münden, Kassel, Marburg und ganz Hessen, und zog sich zwar nicht völlig über den Rhein, doch weit hinter die Lahn bis am Mayn, woselbst sie Hanau noch besetzt behielten.

Ferdinands hier erzählte Thaten bedürfen wohl keinen Lobredner, um die dabey geäußerte militärische Klugheit und unbeschreibliche Thätigkeit darzustellen: Auch setzten sie ganz Europa in Erstaunen.

1758. Entwurf des Herzogs zum neuen Feldzuge in diesem Jahre.

In den vorbemeldeten Quartieren, deren rechter Flügel durch Münster gedeckt war, deren linker sich aber in der Gegend von Haltern an die Lippe lehnte, verblieb Herzog Ferdinand beynahe zwey Monate bis gegen Ende Mays, und arbeitete in der Zeit unabläßig daran, seine Armee theils zu verstärken, theils mit allem, was zum weitern Feldzuge nöthig war, vollkommen zu versehen. Einen recht guten Entwurf für denselben anzulegen, war gewiß keine leichte Sache. So viel ich einsehe, lagen ihrer drey vor ihm auf der Wage. Der eine durch Hessen bis an die Lahn zu gehn und Soubisen mit seiner Armee auch jenseits des Rheins zu treiben; Hanau weg-

zunehmen, Frankfurt zu besetzen, auch wo möglich Maynz in seine Hände zu bekommen, und nun die Franzosen jenseits des Rheins zu erhalten. Diesem Vorhaben stellten sich einige Schwierigkeiten entgegen. Die Franzosen waren Herrn von Wesel, und also konnte die Clermontsche Armee, indeß Ferdinand am Mayn manövrirt hätte, sich erholen, zu Wesel über den Rhein gehen, durch Westphalen ziehn und ihn von der Weser abschneiden, oder ihn wenigstens zwingen, sein vorhabendes Unternehmen unvollendet aufzugeben, und eiligst nach Westphalen zu marschiren, um die dort erlangten Vortheile nicht fahren zu lassen. Auf der andern Seite waren auch viel Gründe, die dazu anriethen. Die Soubisische Armee war schwach, und es ist immer die Regel, wenn man zwey Feinde vor sich hat, daß man erst suchen muß, den schwächern zu überwältigen. Außerdem war sie durch die Schlacht bey Rosbach so muthlos, und hatte dadurch eine solche Verachtung für ihren Anführer gefaßt, daß keine starke Gegenwehr von ihr zu erwarten stand. Wenn man nun dabey bedenkt, daß auch die Clermontsche Armee ganz ruhig

in ihren Quartieren lag, und noch lange nicht im Stande schien, etwas unterneh- men zu können; so ließ sich hoffen, man würde, bey der gehörigen Lebhaftigkeit, Zeit genug am Mayne fertig werden, um her- nach noch Westphalen zu decken.

Der zweyte Plan bestand darin, die feindliche Armee am Niederrheine zu ver- folgen, sie wo möglich so zu schlagen, daß man ihr Wesel abnehmen könnte, ehe die Soubisische im Stande wäre, etwas zu unternehmen. Dabey ließ sich erwarten, daß man jene nöthigen würde, diese zu Hülfe zu rufen und an sich zu ziehen, und also den ganzen Krieg mit den Franzosen jenseits des Niederrheins zu spielen. Die- sem Vorhaben standen indeß sichtbarlich noch größre Schwierigkeiten im Wege als jenem. Ja wenn man sogleich den Schre- cken und die große Schwäche der Clermont- schen Armee hätte benutzen und sie immer fort verfolgen können, so wäre derselbe wohl gelungen. Allein man hatte ihr Zeit lassen müssen, sich zu erholen, sehr große Verstärkungen aus Frankreich an sich zu ziehen, und sie war nun der alliirten Armee

wieder gewachsen. Diesem allen ohngeachtet war sie zwar nicht im Stande große Fortschritte zu machen; allein sie selbst aufzusuchen, das war eine ganz andre Sache. Dabey mußte nicht nur über den Rhein gesetzt, sondern auch die Communication über diesen großen und gefährlichen Fluß erhalten werden. Die französische Armee mußte sich aufs Haupt schlagen lassen, wenn man nur an die Belagerung von Wesel denken wollte; und dann war noch dazu die Einnahme dieses Orts ein ganz ander Geschäft als die Belagerung von Hanau, und die Besetzung von Frankfurt. Ging das alles nicht so geschwind wie man sichs vorstellte, so konnte Soubise wieder in Hessen einrücken, und den Herzog auf eine viel gefährlichere Art von der Weser und den hannöverschen Landen abschneiden, als es Clermont thun konnte, in der Weile, daß man sich mit jenem beschäftigt hätte. Ueberhaupt ist es als eine untrügliche und allgemeine Regel im Kriege anzusehn, daß man den Feind nie zu nahe an sein eigen Land drücken darf, wenn man den Rücken nicht völlig gesichert hat; denn je näher er seinem Lande kömmt, je stärker wird er,

und je schwächer werden wir, eben weil wir uns von dem unsrigen entfernen.

Der dritte Entwurf bestand darin, sich an den erlangten Vortheilen zu begnügen, und durch einen klugen und muthigen Vertheidigungskrieg Hessen und Westphalen bis am Rhein hin zu decken. Dieser Vertheidigungskrieg hätte nicht von gemeinem Schlage seyn müssen. Sobald sich Soubise dießseits Marburg gewagt hätte, und sobald Clermont über den Rhein gegangen, und gegen Münster oder Lippstadt angerückt wäre, hätte jede dieser Armeen geschlagen werden müssen. Denn worauf kam es eigentlich an? Darauf, die Franzosen aus Deutschland entfernt zu halten, oder vielmehr die Länder sämmtlicher Bundesgenossen so viel möglich zu decken. Das konnte nun durch eine geschickte Stellung der Truppen, so daß sie durch die Pässe von Stadtbergen nach Hessen, und auch nöthigenfalls in die Gegenden von Münster kommen konnten, wohl bewerkstelligt werden.

Dieser Entwurf, den ich unter allen für den solidesten halte, hatte vielleicht eine

besondre Schwierigkeit, die ich auseinander setzen muß, um zu zeigen, wie leicht man über die Entschlüsse der Heerführer falsch råsonniren kann, wenn man nicht alle Umstånde weiß. Anjetzo ist es bekannt, daß, ehe die Clermontsche Armee durch den Verlust der Schlacht bey Crefeld in eine so mißliche Lage kam, daß sie sich alleine nicht mehr helfen konnte, der Plan des französischen Hofes dahin ging, den Prinz Soubise mit seiner Armee nach Böhmen hinzuschicken, um dadurch die Oesterreicher zu verstårken, wie es der Traktat der beyden Höfe mit sich brachte. Nehmen wir an, daß dieser Operationsplan der Feinde dem Herzoge bekannt gewesen sey; nehmen wir ferner an, daß der König in Preussen, mit dem der Herzog doch immer im Einverstande handeln mußte, darauf gedrungen habe, man solle alliirter Seits durchaus verhindern, daß seine Feinde keinen solchen Zuwachs an Macht erhielten: dann sieht man wohl, daß der dritte von mir angegebne Entwurf gar nicht in Anschlag gebracht werden darf; so gut er auch seyn mag, wenn man festsetzt, die beyden französischen Armeen sind blos dazu be-

stimmt, gegen Herzog Ferdinand zu agiren, wie es hernach geschah, als man bemerkte, daß eine allein sich gar nicht gegen ihn halten konnte. Alsdenn glaube ich doch, daß der erste Entwurf der beste war; und die Begebenheiten, womit das folgende Jahr anfing, bestätigen, denke ich, meine Meynung völlig. Indeß wählte der Herzog doch für dießmal den Plan, die große Armee am Niederrhein weiter zurück zu treiben, und zeigte in der Art, wie er versuchte ihn auszuführen, sehr große militärische Eigenschaften.

Gegen Ausgang Mays zog sich die alliirte Armee zusammen, und stand am 26ten größtentheils im Lager bey Notteln, mit der Avantgarde zu Koesfeld. Den 29ten setzte sie sich in volle Bewegung nach dem Rhein hin, und zwar in verschiedne Corps abgetheilt, die aber so künstlich gestellt waren, daß sie den Feind über die eigentliche Absicht in Ungewißheit erhielten, und doch jedes sich immer auf die andern zurückziehen oder von ihnen unterstützt werden konnte. Ein Corps zeigte sich vor Wesel, eins vor Duisburg, sie schickten

Neuer Feldzug vom Jahre 1758.

ihre leichten Truppen weit um sich, und sogar an manchen Stellen über den Rhein, wo diese Beute und Gefangne machten, und die ganze feindliche Postirung in Allarm setzten. Unter andern that sich hier Scheiter mit seinem neuerrichteten Corps sehr hervor. Bey Duisburg schaffte er einige Mannschaft über den Rhein, die sechs Kanonen von einer französischen Batterie holte, und sie, bis auf eine, die ins Wasser fiel, nebst etliche und zwanzig Gefangnen, einige Pferde und Maulthiere &c. mit herüber brachte.

Uebergang über den Rhein.

Da indeß die zum Uebergange nöthigen Schiffe auf dem Canal von Panderen zusammen gebracht waren, setzte sich das bey Emmerich stehende Hauptcorps der Armee in Marsch, und die Avantgarde rückte bis Lobith und Tollhuys vor, marschirte aber hinter die Anhöhen von Nieder-Alten zurück, und nahm da ein verdecktes Lager, weil die Schiffe zum Uebergange noch nicht an Ort und Stelle waren. Dieß geschah in der Nacht vom 31ten May zum 1ten Junius. Allein nun wurden alle Hindernisse gehoben. Die Avantgarde marschirte

in der folgenden Nacht wieder bis Tollhuys, und schon vor Anbruch des Tages standen sieben Bataillons und funfzehn Schwadronen am Ufer des Rheins, und waren denselben Vormittag alle über den Fluß geschaft. Dieses Corps marschirte sogleich vorwärts, und zwang die Truppen, die der General Villemür am Spoygraben versammelt hatte, um ihnen den Weg zu versperren, durch eine Bewegung gegen ihre linke Flanke, sich zurückzuziehen. Am Abend war auch die Hauptbrücke fertig. Man hatte zwar in der ganzen Zeit nicht aufgehört, immer mehr Truppen von der Armee in Fahrzeugen über den Fluß zu schaffen: allein nun ging der ganze Rest derselben, mit Artillerie und Bagage, auf eine bequemere Art hinüber, und versammelte sich zu Düsselswerth, von wo aus die ganze Armee den 3ten nach Cleve marschirte. Die Brücke ward bis Rees heraufgezogen, woselbst die Corps der Generale von Spörken und von Wutgenau der Armee über den Rhein nachfolgten; und General Wangenheim blieb allein mit vier Bataillons und eben so viel Schwadronen am östlichen Ufer vor Kayserswerth stehn:

so wie auch General Imhof, mit einem kleinen Corps von sechs Bataillons und vier Schwadronen, bey Meer, zur Deckung der Brücken gegen die Garnison von Wesel, gelassen wurde. Ich darf nicht unangemerkt lassen, daß der Hauptübergang eigentlich auf holländischem Grund und Boden geschah. Darüber klagten die Staaten der Provinz, und der Herzog entschuldigte sich, daß seine Wegweiser nicht genau genug die Gränzen des Gebiets der Republik gekannt hätten, und bewies aus der Geschwindigkeit, womit er die Brücke, trotz aller Beschwerlichkeiten, nach Rees hätte schaffen lassen, welche Achtung er für jenes Gebiet hege. Ob sich das alles so verhielt, kann ich nicht sagen; so wenig als ob dadurch der Uebergang etwa erleichtert wurde, welches wohl möglich ist. Wenigstens muß dieser Umstand den Franzosen verborgen geblieben seyn, sonst hätten sie ihn genutzt, um es zu entschuldigen, daß sie diesen Uebergang geschehn ließen; und davon finde ich keine Spur.

Durch denselben sah sich der Prinz von Clermont genöthigt, seine Armee in der

größten Geschwindigkeit zusammenzuziehen, und das that er zu Rheinbergen. Der Generallieutenant von Villemür nahm, mit allen Truppen, die zwischen Wesel und Nimwegen ihre Quartiere gehabt hatten, eine Stellung bey Xanten, und machte Miene da Stand zu halten. Allein Herzog Ferdinand marschirte nach Uden, und dieß bewog Villemür'n sich zur Hauptarmee bey Rheinbergen zu begeben.

Nach der Ankunft der Generale von Spörken und von Wutgenau, fühlte sich der Herzog stark genug, seine Hauptabsicht auszuführen, nämlich dem Feinde eine Schlacht zu liefern. Er marschirte also den 10ten nach Soesbeck. Darauf ließ er am 12ten die Pässe, die nach der französischen Armee hinführten, angreifen. Dieß gab Anlaß zu einem kleinen Gefechte bey Rheinbergen, wodurch der Herzog sich dieser Pässe bemächtigte, und der französische Feldherr, der seine Armee noch lange nicht ganz beysammen hatte, sah sich genöthigt, das Lager bey Rheinbergen zu verlassen, und nach Nuys zu marschiren, wodurch Wesel und die Besatzung darin ihren

eignen Kräften überlassen wurde. Der Herzog war aber bey weitem nicht im Stande, die Belagerung dieser Festung zu unternehmen. Die französische Armee mußte erst und zwar aufs Haupt geschlagen seyn.

Indessen zog letztere auf diesem Rückmarsche alle ihre noch fehlende Mannschaft an sich, und marschirte nun Ferdinanden wieder entgegen, unstreitig um ihm eine Schlacht zu liefern. Sie rückte bis Crefeld vor, und fand ihre Gegner zu Altenkirchen postirt. Hier beging nun aber der Prinz von Clermont wieder den Fehler aller schlechten Generale, die Schlachten liefern sollen; nämlich sich lieber angreifen zu lassen, als selbst anzugreifen. Die Stellung hinter Crefeld schien ihm sehr fest, und er fand für gut, wenigstens eine Zeitlang da zu bleiben. Allein Herzog Ferdinand mußte eilen, wenn er seine Entwürfe ausführen wollte, wozu eine gewonnene Schlacht nothwendig gehörte, und er beschloß daher den Feind in dieser starken Stellung anzugreifen. Wie kühn dieß Unternehmen war, zeigt die bloße Beschreibung des Clermontschen Lagers.

Der rechte Flügel desselben lehnte sich an einen großen ganz unwegsamen Morast. Vor der ganzen Front lief eine sehr starke Landwehr, die, so wie alle andern Befestigungen dieses Namens, aus einem hohen und dicken Walle, mit ansehnlichen Graben auf beyden Seiten bestand, durch welchen nur wenig Ausgänge führten. Hinter der Armee lagen Bauernhöfe mit zusammenhängenden Gräben eingeschlossen, die eine Art von Canal bildeten. Die Obstbäume in den Gärten dieser Höfe nebst andern Gebüsche machten gleichsam eine Art von Wäldchen längst diesem Canale aus, und der Canal verband sich in einem sehr spitzigen Winkel mit dem Graben der Landwehre. Dieser Vereinigungspunkt lag aber weit jenseits des linken Flügels der französischen Armee; denn dieser reichte nur bis an den Ausgang aus der Landwehr bey Stöcken, wo man ihn einen Haken hatte machen lassen, weil der Strich Landes von da aus, zwischen der Landwehre und dem Canal, so schmal war, daß man jeden Angriff von daher für unmöglich hielt. Die Landwehr reichte aber noch etwas weiter, als dieser Vereinigungspunkt mit dem Canale, und

Schlacht bey Crefeld.

bis zu einer Bauerschaft, Baumkesbaum genannt. Von da ging, auf beynahe zweytausend Schritt lang aus der Landwehre, ein Abzugsgraben, über welchem nicht weit vom Ende desselben ein Uebergang war, der der Paß von Berselsbaum hieß, und auf das Dorf Anradt führte. Dreyhundert Schritt jenseits dieses Passes lief der Abzugsgraben in einen ziemlich beträchtlichen Bach, die Schuppe genannt, der parallel mit den Bauerhäusern hinter der französischen Armee her floß. Wenn man also durch den Paß von Berselsbaum ging, kam man durch das Dorf Anradt auf ein Feld, das auf der einen Seite durch jene Bauernhäuser und ihre Gräben, und auf der andern durch die Schuppe begränzt war, etwa zweytausend Schritt in der Breite hielt, und sich auf die Art im Rücken der französischen Armee erstreckte. Es werden täglich Fehler im Kriege begangen, von denen man gar nicht glauben sollte, daß sie möglich wären. Wer sieht nicht aus dieser Beschreibung, daß, sobald das Dorf Anradt und der Paß zu Berselsbaum besetzt ist, eine in diesem Lager stehende Armee für ihren Rücken nichts zu besorgen hat.

In dieses Dorf hatten auch die Franzosen anfänglich ein Corps leichter Truppen gelegt; allein sie zogen es von da weg, weil sie meynten, das Dorf låge zu weit von der Armee, um im Fall eines Angriffs unterstützt werden zu können.

Den 14ten war der Herzog ins Lager zu Altenkirchen angekommen, und den 19ten rückte der Prinz von Clermont bis nach Crefeld vor. Darauf marschirte ihm der Herzog am 20ten bis Kampen entgegen. Hier untersuchte er genau die französische Stellung, und sobald er erfuhr, das Dorf Anradt sey geräumt, welches den 21ten geschehn seyn mochte, zu derselben Zeit, da das Corps des Grafen von St. Germain, das vor Crefeld stand, wieder innerhalb der Landwehr einrückte; merkte der Herzog sogleich aus diesen Anstalten, daß sein Gegner sich in sein Lager einschließen wollte, wie die Schildkröte in ihren Panzer; entwarf darauf folgendes Angriffsprojekt auf dasselbe, und führte es gleich am 23ten aus.

Der General von Spörken sollte mit sechszehn Bataillons und zwanzig Schwa-

dronen gerade gegen den rechten Flügel der Franzosen anrücken. General Oberg, mit sechs Bataillons und sechs Schwadronen, sollte sich auf der Heide vor dem Dorfe St. Antonius gegen ihr Centrum und ihren linken Flügel zeigen. Unterdessen sollte ein Corps von sechszehn Bataillons und sechs und zwanzig Schwadronen ganz um ihren linken Flügel herumgehen, und diesen von hinten angreifen. Dieß war eine combinirte Attake, die mit den übrigen nicht eher in Zusammenhang kommen konnte, als bis ihr guter Erfolg schon entschieden war.

General Spörken marschirte in zwey Colonnen, längst dem Kleudbruche (so hieß der große Morast, der die französische rechte Flanke deckte,) bis auf den halben Weg zwischen Crefeld und der Landwehr. Da stellte er sich in Schlachtordnung, ließ die Feinde von verschiedenen Batterien aus kanoniren, und machte alle anscheinende Anstalten zum förmlichen Angriff. General Oberg zog in einer Colonne vor St. Antonius vorbey, auf der Heide, gleichfalls in der Kanonenschußweite von den Franzosen, ließ Stücke auffahren, damit auf sie

feuern, und überhaupt so manövriren, als wollte auch er sie angreifen. Mit der dritten und stärksten Division, die der Herzog selbst in vier Colonnen anführte, hatte er das Obergsche Corps bis auf die Heide begleitet. Allein unterdessen die andern beyden Generale dem Feinde ihr Blendwerk vormachten, hatte er sich rechts gewendet, und war nach dem Passe vor Berselsbaum marschirt, um an diesem Orte durchzubrechen. Diese Division schlug einen halben Zirkel um den feindlichen linken Flügel, in einer Weite von einer halben Stunde Weges, und war in ihrer Bewegung durch allerley Buschwerk verborgen. Da sie an den Paß von Berselsbaum hingelangt war, fand sie ihn so enge und beschwerlich, daß die Colonnen sich, so gut sie konnten, helfen, und an manchen Stellen sich Mann vor Mann durcharbeiten mußten. Eine kleine Anzahl dahingestellter Bataillons hätte das Unternehmen unmöglich gemacht. Da sich aber den Alliirten niemand entgegen stellte, so ging die Sache gut und auch geschwind von Statten, indem der unermüdet thätige Erbprinz, das

unverwirrte und schnelle Durcharbeiten der Truppen selbst betrieb.

Sobald indeß der französische Feldherr das Anrücken der Feinde gegen seine Front erfuhr, ließ er seine Armee ins Gewehr treten. Gegenbatterien wurden wider Spörken und Obergen errichtet, und es entstand von beyden Seiten eine hitzige Kanonade. Wie sehr mochte Clermont nicht die Anstalten seiner Feinde verlachen, da seine Front so stark war, und er sich von dem, was hinter seinem linken Flügel vorging, nichts träumen ließ. Es setzten aber in der Zeit immer mehr Truppen durch den Paß bey Berselsbaum, und die Tete erschien gegen Mittag vor Anradt. Hier wird in den Relationen von einem Vertreiben der Franzosen aus diesem Orte gesprochen. Wahrscheinlich stand dort ein Posten, allein er war gewiß von keinem Belange. Durch die Leute desselben mag dennoch der Prinz von Clermont die erste Nachricht von dem Anmarsche der Alliirten auf dieser Seite erhalten haben. Denn er ließ um die Zeit funfzehn Bataillons und dreyßig Schwadronen, unter Anführung

des Grafen von St. Germain, Front nach dem Rücken des linken Flügels zu machen, und die kleinen mit Gebüsche und Häusern begränzten Graben besetzen.

Das ganze Corps der Alliirten hatte zu Anradt Halt gemacht, um nach einem so beschwerlichen Marsche durch so enge Wege alles zum Angriffe in völlige Ordnung zu bringen. Vor dem Ausgange aus diesem Passe war das Terrain enge; die Infanterie ward also in zwey Treffen gestellt, und die Cavallerie auf eben die Art dahinter. Die Flanken stützten sich dabey rechts an die Schuppe, links an dem Graben mit Häusern und Gebüsche, der hinter der französischen Armee herlief. Im weiter Vorrücken mußte man aber eine Schwenkung links machen, um sich parallel mit dem Rücken dieser Armee zu stellen, und sie da zu attakiren; dadurch verloren die Alliirten hier ganz die Stütze der Schuppe. Die Cavallerie zog sich also rechts bey dieser Bewegung, und stellte sich auf die rechte Flanke der Infanterie; die Husaren von Ruesch aber so, daß sie der Cavallerie die Flanke deckten. In dieser

Ordnung ging es nun auf die Franzosen los. Zuerst ward ein starkes Kanonenfeuer auf die funfzehn entgegengestellte Bataillons gemacht, und denn beym nähern Vorrücken durch die Infanterie auf sie schargirt. Sie thaten zwar unter dem Grafen von St. Germain eine tapfre Gegenwehr, allein der Angriff war zu heftig. Der Erbprinz führte dabey die alliirte Infanterie selbst an, und diese folgte ihm mit unerschütterlichem Muthe. Die feindlichen Bataillons wankten; es ward zu ihrer Unterstützung nach der Reserve geschickt. Durch eine unbegreifliche Fatalität, so sagen die französischen Relationen, verirrte sich diese Reserve und war nicht herbeyzuschaffen. Sie hätte sonst vielleicht etwas ausgerichtet, denn sie bestand aus den auserwähltesten Truppen des französischen Fußvolks. Wie sich indeß eine Reserve, die vielleicht kaum tausend Schritte weit davon stand, auf einem Schlachtfelde, das man schon fünf Tage inne hatte, verirren konnte: und was oder wer daran Schuld war, daß sie nicht kam? hat die französische Regierung nie für gut befunden zu untersuchen. Laut hat man gesagt, daß der

Graf

Graf von Montaigne, der Führer des Prinzen von Clermont in seinem Commando, eifersüchtig auf den Grafen von St. Germain gewesen sey, und befürchtet habe, wenn dieser auf der Stelle den Sieg davon trüge, so möchte er eher Marschall von Frankreich werden als Montaigne selbst, und deshalb habe er die Ankunft der Reserve mit Fleiß hintertrieben. Dem sey wie ihm wolle, so sieht man leicht ein, daß bey einer Armee, wo dergleichen Dinge unbestraft und sogar ununtersucht vorgehen konnten, jeder glückliche Erfolg unmöglich war. Da nun also diese Reserve nicht ankam, und die französische Infanterie zu weichen anfing, stürzte sich der Graf von Gisors mit den zehn Schwadronen Karabiniers, die er commandirte, in die Bataillons der Alliirten hinein, die diese Attake mit einem so passenden Feuer empfingen, daß fast der ganze Haufen zurücksprengte. Nur eine Schwadron drang durch, allein die Lücke ward sogleich geschlossen, und was durchgekommen war, niedergemacht. Der Graf von Gisors, der einzige Sohn des Marschalls von Belleisle, ein junger Mann, der die schönsten Hoffnungen gab,

empfing dabey eine tödtliche Wunde, woran er etliche Tage darauf, zum allgemeinen Leidwesen, seinen Geist aufgab.

Nun hielt das Vorrücken dieses Theils der alliirten Armee weiter nichts auf. Die Franzosen wichen von allen Seiten. Der General Oberg drang auch durch den Eingang von Hukesmay in die Landwehr hinein, und verband sich mit dem rechten Flügel der Division von Herzog Ferdinand. Beym weitern Vorrücken kam man ebenfalls in Verbindung mit dem Corps des Generals von Spörken. Die französische Armee zog sich zur Oeffnung ihres rechten Flügels heraus nach Nuys, und theils weil es spät am Tage war, theils weil das Gefecht die alliirte Armee sehr ermüdet hatte, ließ man sie unverfolgt ziehen.

Die Schlacht war nicht sehr entscheidend. Die Franzosen verloren gegen drittehalbtausend Mann an Todten, und gegen funfzehnhundert an Verwundeten. Die Zahl der Gefangenen betrug nur siebenhundert sieben und vierzig. Die Alliirten hatten dreyhundert zwey und zwanzig Todte und tausend dreyhundert und sieben Verwundete.

Allein der Glanz der alliirten Waffen und der Ruhm des Herzogs erhielt durch diese Schlacht einen großen Zuwachs, und das zwar mit Recht: denn die Truppen fochten mit wahrem Heldenmuthe, und der Entwurf zur Schlacht war so künstlich angelegt, als vortrefflich ausgeführt. Man muß hier nicht einwerfen, daß der Sieg dabey zwanzigmal an einem seidnen Faden gehangen habe; daß wenn der Prinz von Clermont sich zu benehmen gewußt hätte, das Corps des Herzogs, nach dem Uebergange bey Verselsbaum, zu Grunde gerichtet worden wäre. Er hätte ihm nur dürfen mit Macht entgegen rücken, und ihm dabey in die entblößte rechte Flanke fallen. Ja er konnte auch, wenn er wollte, gegen das Spörksche Corps mit aller Macht anrücken, und würde dadurch den Herzog in eine große Verlegenheit gesetzt haben. Alle diese Entschlüsse waren großen Schwierigkeiten unterworfen. Gegen Spörken konnte man nur langsam zur Landwehre heraus marschiren; und nicht nur das, sondern das Stellen in Schlachtordnung mußte unter seinem Feuer geschehn; dann fand aber dieser noch hinter sich, zwischen Crefeld und

dem Kleudbruche, eine Stellung, wo er sich wohl so lange halten konnte, bis der Herzog seiner Seits durchgebrochen wäre. Wenn aber dieß geschah, ehe Spörken geschlagen war, so konnte auch die ganze französische Armee völlig zerstört werden. Und wäre auch auf der andern Seite Herzog Ferdinand mit überlegner Macht angegriffen und repoußirt worden; so konnte ihm doch der Posten bey Anradt Mittel verschaffen, seinen Rückzug, selbst durch das schlimme Defilee von Berselsbaum, mit so braven und geübten Truppen, als er hatte, ohne gar zu großen Verlust zu vollbringen. Allein wenn die ganze Gefahr auch so groß gewesen wäre, wie man sie sich nur denken mag; so konnte der Herzog sicher darauf rechnen, daß Leute, die im Stande waren sich mit einer stärkern Armee in eine Stellung, wie die hinter der Landwehr, zu verkriechen, und dabey das Defilee von Anradt unbesetzt zu lassen, von allen diesen Dingen nicht eine einzige thun würden. Also war in des Herzogs Entwurfe alles, was in jedem andern Falle bittern Tadel verdient hätte, hier Klugheit; wahres militärisches Genie; ein ewiger

Gegenstand der Bewundrung, des Studiums, der Nachahmung.

Folgen der Schlacht.

Die Früchte des Sieges bestanden darin, daß der Herzog Roermond einnehmen ließ, und die dortigen französischen Magazine in die Hände bekam. Die Besatzung des Orts erhielt freyen Abzug. Darauf ließ der Herzog Düsseldorf bombardiren, und diese Stadt ergab sich ihm auch am 7ten Julius. Die Franzosen hatten sich indeß bis Cölln zurückgezogen. Bey allen dem konnte die Belagerung von Wesel, die doch den Hauptpunkt im ganzen Unternehmen ausmachte, nicht vorgenommen werden; denn obschon die Einnahme von Düsseldorf einige Mittel dazu an die Hand gab, so traten Umstände ein, die diese Hoffnung vereitelten.

Bewegungen der Franzosen vorwärts, unter Contades Anführung.

Man hatte nämlich französischer Seits eingesehn, wie unfähig der Prinz von Clermont war, eine Armee zu commandiren, und deshalb den Generallieutenant von Contades an seine Stelle am Niederrhein geschickt. Dieß war allerdings ein ganz andrer Mann als jener Prinz, ein Zögling des Marschalls von Sachsen, für den sein

Meister stets eine besondre Achtung geheget hatte. Contades war am 8ten Julius bey der französischen Armee angekommen, und fand sie am rechten Ufer der Erft, zwischen Nuys und Cölln gelagert; da hingegen Herzog Ferdinand am linken bey Grevenbroek stand. Die erste Bewegung, die sie der neue General machen ließ, bestand darin, daß er sie ein wenig bis dicht an die Ufer der Erft vorführte. Der Herzog ging darauf sogleich über diesen Fluß, um ihr wieder eine Schlacht zu liefern. Er fand aber ihre Stellung zu stark; ging daher ohne großen Verlust über die Erft zurück, und setzte sich bey Nuys hinter diesem Flusse. Einige Tage lang manövrirten beyde Generale an der Erft herum; endlich aber hielt der Herzog für nöthig sich näher an die Maaß zu ziehen, und marschirte in der Nacht vom 24ten zum 25ten aus dem Lager bey Bedburdik ohne zu rasten, bis er am 26ten des Morgens in das bey Wassenberg einrückte. Er verstärkte indeß vorhero die Besatzung zu Düsseldorf, und schickte Truppen nach Roermond, die die wieder hineingedrungnen Franzosen daraus verjagen und den Ort von neuen

besetzen mußten. Allein diese Entfernung vom Rheine setzte ihn in eine gar zu gefährliche Lage, und er marschirte schon am 30ten nach Roermond, wo er den Tag zuvor seine Bagage hingeschickt hatte.

Soubisens Diversion in Hessen.

Während diesen Bewegungen waren jedoch Dinge geschehen, die des Herzogs ganze Aufmerksamkeit auf sich ziehen mußten. Soubise, der an die Donau marschiren und sich mit dem österreichischen Heere verbinden sollte, hatte, mit Bewilligung des Wiener Hofes, Befehl erhalten, alle getroffne Maaßregeln zu verändern und eine Diversion in Hessen, und von da aus gegen die hannöverschen Lande zu unternehmen; um der Armee am Niederrheine Luft zu machen, und den Herzog zu zwingen, wieder über diesen Fluß zurück zu gehen.

Den erhaltnen Aufträgen zu folge, setzte sich der Marschall von Soubise am 11ten Julius in Marsch nach Hessen hin. Eine Avantgarde von vierzehn Bataillons und eben so viel Schwadronen, nebst acht und zwanzig Park-Stücken, unter dem Generallieutenant von Broglio, zog einen Tagemarsch vor ihm her. Beyde folgten den

geraden Weg von Frankfurt nach Kassel hin. Der Prinz von Ysenburg stand damals mit einem sehr kleinen, und der Soubischen Avantgarde bey weitem nicht einmal gewachsenen Corps, in der Gegend von Marburg. Dieser zog sich also hinter Kassel zurück. Anstatt aber noch weiter zu gehen, und sich hinter das Defilee von Münden zu stellen, blieb er auf dem Berge bey Sandershausen stehen, und ward da am 23ten Julius geschlagen, wiewohl er sich sehr hartnäckig vertheidigte, und dem Feinde einen sehr großen Verlust an Mannschaft verursachte; allein er war zu schwach, und jede gute Anstalt auf der Stelle von seiner Seite unmöglich; deshalb er sich auch hier nicht hätte einlassen sollen. In dem Lager bey Roermond erhielt der Herzog Nachricht von diesem Vorfalle, der eine wesentliche Veränderung in seinen Umständen hervorbrachte.

Dem Marsche, den der Herzog von Waßenberg nach Roermond gethan hatte, war der französische General in einer gewissen Entfernung gefolgt, und hatte sich bey Erkelens gelagert. Der Herzog stand

zwar dort nicht so weit von seiner Brücke am Rhein, als zu Waßenberg. Contades sah indeß doch eine Möglichkeit, ihn vom Rheine abzuschneiden, wenn er das Lager bey Dülken bezöge, und faßte sogleich diesen klugen Entschluß. Allein sobald der Herzog Nachricht davon erhielt, marschirte er selbst dahin, und kam dem Feinde glücklich in diesem wichtigen Posten zuvor. Beyde Heere begegneten einander so zu sagen auf diesem Marsche, und die Franzosen hatten mit ihrer Avantgarde schon die Zugänge zu den Posten von Dülken besetzt; allein Herzog Ferdinand ließ sie durch die seinige unter dem Erbprinzen vertreiben. Contades hätte wegen des Postens eine Schlacht liefern müssen, wenn er seinen Marsch dahin mit Hitze fortgesetzt hätte. Die wollte er aber nicht wagen, und zog sich also auf Gladebach zurück. Hier machte der Herzog wiederum Miene, als wollte er zu einer Schlacht schreiten, ob im Ernst oder blos um dem Feinde ein Blendwerk vorzumachen, kann ich nicht bestimmen. Genug am 3ten August machte er alle Anstalten dazu, ließ aber die Armee nach Wachtendonk an der Niers marschiren,

und den Franzosen, diesen von ihnen schon besetzten Ort mit Gewalt wegnehmen, welches der Erbprinz wieder mit seiner gewohnten Tapferkeit that. Dabey zog sich der Oberste von Linstow, mit seiner Besatzung aus Roermond, wo ihn die Franzosen schon aufgefodert hatten, und während der Zeit, daß von einer Capitulation die Rede war. Dieß bewirkte er mit solcher Geschicklichkeit, daß er, ohne einen Mann zu verlieren, zur Arriergarde, die ihn bey Heringen erwartete, und mit dieser zur Armee gelangte. Bey diesem Marsche setzte die Armee sammt der Artillerie, Bagage und Bäckerey über die Niers zu Wachtendonk, und am 4ten mit Anbruche des Tages stand alles auf dem rechten Ufer dieses Flusses. Die Armee mußte indeß noch denselben Tag bis Rheinbergen marschiren, und die Arriergarde kam zu Klosterkampen zu stehn.

Durch diese sehr schön angelegte aber forßirte Märsche hatte sich der Herzog nun aus der großen Gefahr gezogen, von dem Rhein völlig abgeschnitten zu werden, und den Fehler wieder gut gemacht, den er, wie's

scheint, dadurch beging, daß er nach Waßenberg an der Maaß hin marschirte. Diese Bewegung beruhte, dem Anscheine nach, auf keinen richtigen Grundsätzen, und war wohl nur die Wirkung des augenblicklichen Entschlusses. Indeß stand ihn noch ein schwerer Schritt bevor: nämlich der Rückzug über den Rhein, wobey ihm der Feind beynahe in eine fürchterliche Verlegenheit gesetzt hätte.

Gefecht bey Meer.

Der Herzog hatte, wie man sich erinnern wird, den General Imhof, während aller seiner Bewegungen zwischen dem Rheine und der Maaß, mit seinem kleinen Corps in der Gegend von Rees stehn lassen, um seine dort befindliche Rheinbrücke zu decken, und die Besatzung von Wesel zu beobachten. Vermuthlich hatte sich dieser General der letzten Absicht wegen bey Meer gestellt, obschon dieser Posten die Brücke im Fall eines Angriffs nicht völlig deckte, weil man durch den am Rhein weglaufenden Damm, zwischen seiner rechten Flanke und diesem Flusse, nach der Brücke hinkommen konnte; wozu man nur einen Posten von hundert und funfzig Mann zu forßiren

brauchte, den Imhof darauf gestellt hatte. Schon zu der Zeit, da Contades noch hoffte den Herzog an die Maaß zu drängen, und so vom Rheine abzuschneiden, hatte er darauf gedacht, diese Brücke zu zerstören. Er hatte bey seinem Vorrücken ein Corps, unter dem Herrn von Chevert, einem seiner besten Generale, zu Cölln stehn lassen, um dort seine eigne Brücke über den Rhein zu decken, und schickte ihm hernach den Befehl zu, das Unternehmen gegen die Brücke des Herzogs zu Rees auszuführen. Dieser General setzte sich also am 30ten Julius in Marsch und langte den 4ten August zu Wesel an, wo er eine Verstärkung von der Besatzung daselbst an sich ziehen sollte.

An eben dem Tage erhielt Imhof einen Brief, mit der Unterschrift: Ein Freund der guten Sache; wo ihm gemeldet wurde: Morgen würde ihn Chevert angreifen. Darauf zog sich dieser General dichte an seine Brücke, um diese gehörig zu vertheidigen. Da aber am folgenden Tage des Morgens niemand gegen ihn anrückte, und seine ziemlich weit ausgeschickten Patrouillen vom Feinde nichts vernahmen, so mar-

schirte er wieder mit seinem, durch ein ihm zugeschicktes Bataillon verstärkten Corps, nach seiner alten Stellung bey Meer. Kaum war er da eingerückt, so meldete man ihm die Ankunft des Feindes. Hier faßte er eine so kühne als kluge Entschliessung, die ihm ewig Ehre machen muß. Der Feind hatte sich schon in Schlachtordnung gestellt um ihn anzugreifen. Im Marsche vorwärts mußte er aber, wegen des Gebüsches, das vor der Front des Imhofschen Corps lag, seine Schlachtordnung wieder brechen. Diesen Umstand nutzte Imhof, führte dem Feinde das ihm zugeschickte Bataillon in die rechte Flanke, befahl seiner Infanterie zum Angriff vorzurücken, aber nicht eher bis sie das Feuer jenes Bataillons hören würde. Alles das wurde so gut und tapfer ausgeführt, als es klug ausgesonnen war. Besagtes Bataillon, ein Hannöverisches, ward so geschickt von Imhofen geführet, daß es den Franzosen auf den Hals kam, ehe sie es vermutheten. Man versichert sogar, wegen der rothen Montirung hätten sies für eins ihrer Schweizerregimenter angesehn und es deshalb so ruhig ganz nahe herankommen

lassen. Wie dem auch sey, so überraschte sie das Feuer dieses Bataillons völlig; denn der Theil der französischen Colonne, auf den es schargirte, ruhte eben. Alles gerieth dadurch in Unordnung; zugleich rückte die übrige Imhofsche Infanterie mit dem Bayonette heran. Der überraschte Feind that wenig Widerstand und wurde, troz seiner überlegnen Anzahl, zurückgeschlagen. Dieses schöne Manövre des Generals von Imhof rettete den Herzog aus einer großen Verlegenheit; denn seine Lage wäre erstaunlich bedenklich gewesen, wenn seine Brücke vom Feinde zerstört worden wäre, und er war außer Stand, Imhofen Zeit genug mit der nöthigen Truppen Anzahl zu Hülfe zu kommen; weil der Rhein dergestalt aus seinen Ufern getreten war, daß man von der westlichen Seite her nur mit großer Mühe bis an die Brücke kommen konnte. Also mußte er diesen General durchaus seinem Schicksale überlassen.

Rückgang über den Rhein.

Sobald der Sieg über das Chevertsche Corps den Herzog von dieser Sorge befreyt hatte, beschloß er seiner kritischen Lage völlig ein Ende zu machen, und marschirte

dem zu folge am 6ten aus dem Lager bey Rheinbergen nach Xanten, den 7ten nach Calcar, und am 8ten von da über den Rhein zurück; zu Griethausen, ein wenig oberhalb der Stelle, wo er sechs Wochen zuvor diesen Fluß passirt hatte. Die Arriergarde stellte sich den folgenden Tag dichte vor die Brücke, um den Uebergang des Fuhrwerks zu decken, welches noch den 10ten fortdauerte, und ungestört vor sich ging. Den 11ten war alles hinüber und zur Armee angelangt, die so lange im Lager bey Hochelten stehen geblieben war.

Herzog Ferdinand erwartete ein Corps von zehn bis zwölftausend Engländern, das zu seiner Armee stoßen, und deshalb zu Emden ans Land gesetzt werden sollte. Er war also darauf bedacht, seine Vereinigung mit demselben zu bewirken. Aus dem Lager bey Millingen, worin die Armee den 10ten August gerückt war, marschirte sie den 13ten hinter der Aa nach Bocholt; den 17ten nach Gehmen, und den 20ten nach Coefeld, wo die sämmtlichen englischen Truppen zu ihr stießen. Vereinigung mit den Engländern.

Dagegen stoßen Sachsen zur französischen Armee.

Contades war unterdessen seiner Seits auch über den Rhein gegangen, und zwar am 11ten August fast zugleich mit dem Herzoge. Seine Armee stellte er ins Lager bey Recklinghausen. Dort erhielt er die Marschallswürde für sich; und für seine Armee eine Verstärkung von Sachsen, womit es folgende Bewandniß hatte. Die zu Pirna gefangnen Sachsen, die man in ihren Regimentern bey einander gelassen hatte, waren, wie schon erzählt worden ist, größtentheils ausgerissen, und theils zur Reichsarmee, theils zu den Oesterreichern gegangen. Von den Rekruten, die sich der König jährlich in Sachsen liefern ließ, desertirten ihrer auch sehr viele. Alle diese Leute waren bisher an die ungrische Gränze transportirt worden. Die Offiziere, troz ihres gegebnen Worts, begaben sich auch, theils aus Noth, theils aus Haß gegen ihre Bezwinger und aus misverstandnem Patriotismus, in Menge dahin, wo sie willig aufgenommen wurden. Dort bildete man sie wieder zu völlig sächsischen Regimentern, gab ihnen die ehemaligen Montirungen und neue Waffen; und da sie so ziemlich wieder in militärischer Verfassung waren,

wären, nahm sie Frankreich in seinen Sold. Auf diese Art begaben sie sich zur französischen Armee, und langten um diese Zeit an dem Orte ihrer Bestimmung an. Das Corps bestand aus zwölf Regimentern Infanterie, die etwa achttausend Mann ausmachen mochten, und hatte vier und zwanzig Kanonen bey sich, die ihnen von der Dauphine, einer Tochter des Königs von Pohlen, geschenkt worden waren, und daher das Wappen und den Namen dieser Prinzessinn führten.

Wenn der Leser bedenkt, daß eine Armee von mehr als zwanzigtausend Franzosen in Hessen stand, die den Prinzen von Ysenburg schon am 23ten Julius geschlagen hatte; so wird er wissen wollen, was diese in der Zeit that, als der Herzog noch jenseits des Rheins war, und kaum auf sie denken, geschweige ihr etwas entgegen stellen konnte. Es wäre ihr leicht gewesen, Lippstadt, das damals gar noch nicht in dem Stande war, in den es hernach gesetzt wurde, wegzunehmen. Ja sie hätte

sich sogar der Stadt Münster bemächtigen können, worin zu der Zeit nur eine sehr schwache Besatzung lag, wenn sie nur mit einiger Thätigkeit hätte zu Werke gehn wollen. Sie that aber gar nichts, und blieb einen ganzen Monat lang in Hessen, in einer Unthätigkeit, von der man gar keine Ursache anzugeben weiß. Das war indeß ein großes Glück für die Alliirten; denn in welche Verlegenheit dieß starke Corps den Herzog hätte setzen können, wenn es alles gethan hätte, was ihm möglich war, kann man sich leicht vorstellen. Er hätte die Vereinigung mit den Engländern, durch das Niederbisthum Münster, an der ostfriesischen Gränze suchen, und damit alsdann durch das Osnabrücksche wieder hinter die Weser ins Hannöversche marschiren müssen. Ob das nun aber gleich nicht geschah, so beweist es doch, deucht mir, hinlänglich, was ich von der geringen Gründlichkeit des Plans gesagt habe, damals über den Rhein zu gehn, den nicht einmal der schöne und glänzende Sieg bey Creveld zur Festigkeit bringen konnte.

Soubisens neue Diversion in Hessen.

Dieser Sieg hatte indeß den Vortheil, daß Contades sich nicht getraute den Herzog anzugreifen, ja nicht einmal sich seinem Angriffe auszusetzen. Er hielt sich hinter der Lippe, und ließ nun den Prinzen von Soubise kommen, um einen zu späten Versuch gegen Lippstadt zu machen. Dieser rückte bis Warburg vor, und ließ seine leichten Truppen um Paderborn und Lippstadt streifen. Allein am 5ten September lagerte sich General Oberg, den ihm der Herzog mit zwölf Bataillons und zehn Schwadronen entgegen schickte, zwischen diese beyden Städte. Dieß that auf einmal den Bewegungen des Prinzen Einhalt. Denn er wollte sich nicht der Gefahr aussetzen, dem Herzog Ferdinand allein zu nahe zu kommen, und Contades durfte sich von Wesel nicht entfernen, weil er seine ganze Zufuhr noch immer von daher erhielt; indem er noch keine Anstalt gemacht hatte, seine Armee über Düsseldorf her zu versorgen. Also setzten beyde französischen Generale unter sich fest: Soubise sollte wieder eine Diversion nach dem Hannöverschen machen, um Contaden

den Weg zu bahnen, seiner Seits etwas Nützliches zu unternehmen. Dieser Entschluß ward geheim und schnell ausgeführt. Am 11ten September stand Soubise schon bey Nordheim, und hatte den Prinzen von Ysenburg gezwungen, sich bis Hameln zurück zu ziehen. Die leichten Truppen seiner Armee streiften dabey bis nach Hannover hin, und schrieben überall Brandschatzungen aus. Allein diese Diversion konnte keine wichtige Folgen haben, denn Soubise durfte sich von Kassel nicht entfernen. Der Herzog ließ dabey dem General Oberg ein schönes Manöver machen. Er befahl ihm, dem Prinzen von Soubise nachzumarschiren; aber seine ersten Bewegungen so zu veranstalten, daß es das Ansehn hätte, als wollte er sich zu Hameln mit dem Prinzen von Ysenburg vereinigen. Das ward gut ausgeführt, und der Schein so weit getrieben, daß man sogar Anstalten machte, eine Brücke zu Holzminden zu schlagen. Auf einmal wandte sich aber Oberg nach Warburg hin, wo er am 20ten September anlangte, indeß Soubise noch bey Nordheim stand, und an

eben dem Tage von da zurück nach Göttingen marschirte. Wäre nun Oberg gleich nach Kassel gezogen, wie es ihm damals sehr leicht war; denn er hatte einen kürzern und bequemern Weg dahin, als sein Gegner; so war dieser in die größte Verlegenheit versetzt. Allein er zauderte, der Himmel weiß warum, so sehr, daß er erst am 26ten zu Harleshausen, eine Meile von Kassel, anlangte. Auch dann wäre es noch Zeit gewesen, sich dieser Stadt zu bemächtigen. Eine Menge Einwohner aus derselben liefen in sein Lager, und baten ihn fast fußfällig, sie zu besetzen, da nichts darin läge, was ihm Widerstand thun könnte. Dadurch hätte er mit einem Streiche Soubisen den Rückzug versperrt, und ihm die Communication, sowohl mit Contaden, als mit einem Corps, das Soubise jenseits des Habichtwaldes, in der Gegend von Warburg, gestellt hatte, abgeschnitten; indem dasselbe durch das beschwerliche Defilee beym Dürrenberge mußte, wenn es wieder nach Kassel wollte, und nichts ist leichter, als diesen Paß von Harleshausen aus zu versperren. Von

allen diesem that Oberg nichts. Er ließ dieses Corps durchziehen, so daß General dû Menil, der es anführte, am 2 ten des Morgens um zehn Uhr, mit zwey Brigaden Infanterie in dem Lager bey Kassel anlangte. An eben dem Tage kam endlich auch die Soubisische Avantgarde in der Gegend dieser Stadt an, da sie am 25ten von Göttingen abmarschirt war, und das gefährliche Defilee von Münden passirt hatte. Tages darauf kam ihr die übrige Armee nachgefolgt. Die herrliche Gelegenheit, den entscheidendsten Streich auszuführen, war also auf die unverantwortlichste Art, durch die Unentschlossenheit des hannöverschen Generals, vorbeygelassen worden. Indessen hatte auch der Prinz von Ysenburg sein Corps mit dem Obergischen vereinigt, und so sah sich General Oberg an der Spitze von etwa achtzehntausend Mann; worauf denn auch Contades dem Prinzen von Soubise ein und dreyßig Bataillons und vier und dreyßig Schwadronen, worunter sich die neu angekommenen Sachsen befanden, zur Verstärkung zuschickte.

Kurz nach der Ankunft der Soubisischen Armee bey Kassel, am 5ten Oktober, ging der General Oberg vom linken auf das rechte Ufer der Fulde, und lagerte sich hinter Sondershausen. Am 8ten erhielt Soubise einen Theil der Verstärkung, die ihm Contades zuschickte, und er setzte darauf am 9ten gleichfalls über diesen Fluß, und nachdem auch da der Rest jener Verstärkung angelangt war, rückten die Franzosen am 10ten gegen Obergen los; indem ein Theil derselben nach seiner linken Flanke hinmarschirte, um ihn da anzugreifen. Dieser Entwurf war schon lange festgesetzt, allen Einwohnern in Kassel bekannt, und von verschiedenen derselben dem hannöverschen General angezeigt worden. Dieser zog sich auch darauf am 10ten des Morgens um vier Uhr zurück, bekam aber auf einmal den unüberlegten Einfall, disseits des Defilees von Münden, hinter Landwerhagen, Stand zu halten. Dort stellte er sein Corps in der allgemein fehlerhaften Schlachtordnung, mit einem scharfen ausspringenden Winkel, um dem General Chevert, der mit einem abgesonderten Corps ihn von der Seite

Treffen bey Lutternberg.

umgehen wollte, eine Front entgegen zu setzen. Ueberdem war gerade seine Stellung, nach der Seite hin, schlecht, und der Flügel nicht einmal gehörig gestützt. Deshalb ward auch sein linker Flügel gleich beym ersten Angriff einer ohnehin überlegnen Menge Truppen zum Weichen gezwungen, und der rechte sah also die Franzosen schon hinter sich, indeß Soubise gegen ihn aufmarschirte. Alles fing folglich an zu laufen, und stürzte sich den Berg nach Münden in einer solchen Verwirrung hinunter, von der man, weder vor noch nachher, jemals ein Beyspiel bey den alliirten Truppen gesehn hat. Diese hatten indeß gar keine Schuld, alles rührte lediglich von der elenden Anstalt her, die ihr Anführer getroffen hatte. Ein Glück war es, daß Soubise, dem das Siegen ganz etwas Neues war, aus Freude darüber und aus Furcht, dieses ungewöhnliche Glück zu verlieren, nicht nachsetzte. Hätte er nur zwey Kanonen bis an das andere Ende der Höhe bringen, und damit den Berg hinunter feuern lassen, wo sich die Flüchtlinge so stopften, daß nichts, weder vor noch zurück konnte, so wäre

alles in den Abgrund und in die Weser hinein gesprungen. Denn an Arriergarde war da nicht zu denken, und es wäre unmöglich gewesen, auch nur hundert Mann zu Pferde oder zu Fuß in Ordnung zusammen zu bringen. Also hätten etliche hundert zum Nachsetzen Commandirte das ganze Obergsche Corps zu Grunde richten und aus einander sprengen können. Allein bey Soubisen kamen die Alliirten noch mit einem Verlust von funfzehnhundert Mann davon. In dieser ganzen Expedition zeigte Oberg eine Unfähigkeit, wegen welcher er auch von der Armee entfernt ward.

Fernere Bewegungen des Herzogs und des Marschalls von Contades.

Unterdessen diese Dinge in Hessen vorgegangen waren, hatten die beyden großen Armeen in Westphalen ganz ruhig, die französische in ihrem Lager bey Recklinghausen, die Alliirte in dem ihrigen bey Dülmen gestanden; um abzuwarten, was die Angelegenheiten dort für eine Wendung nehmen würden. Allein sobald der Herzog von dem Unfalle seines Generals bey Landwerhagen Nachricht erhielt, mußte er eilen, Lippstadt zu decken. Er marschirte also am 15ten Oktober nach Kappel; die

Franzosen hingegen hatten ein starkes Corps nach Soest geschickt und waren nach Hamm marschirt. Jenes Corps beschloß der Herzog angreifen zu lassen, allein es rettete sich noch bey Zeiten mit einem geringen Verluste. Diese schnelle Erscheinung des Herzogs bey Lippstadt verdarb alle Anschläge Contadens. Auf seineu Befehl hatte Chevert die Soubisische Armee verlassen, um zu ihm zu stoßen, und das zu Soest vorgetriebne Corps hatte Lippstadt berennen sollen, dessen Belagerung er hernach mit seiner Armee zu decken hoffte. Jenes war nun nicht nur zurück getrieben, sondern auch seine Vereinigung mit Chevert manchen Schwierigkeiten unterworfen. Ja, wenn dieser nicht zeitig genug von des Herzogs Marsche Nachricht bekam, und sich ihm etwa zu sehr näherte, so lief er Gefahr eine starke Schlappe zu bekommen. Dieß bewog Contaden den 19ten nach Wambeln zu marschiren. Dagegen nahm der Herzog am 21ten sein Lager bey Hovestadt, wo das Corps des General Obergs zu ihm stieß. Dieß Lager des Herzogs war vortrefflich gewählt, und sein ganzes Verfahren von der ersten

Bewegung aus dem Lager bey Dülmen musterhaft. Lippstadt war nun gedeckt, die Contadische und die Soubisische Armeen konnten sich nicht vereinigen; denn jene durfte nicht weiter nach Hessen hinrücken, aus Furcht, die Communication mit Wesel zu verlieren; und diese sich nicht zum Defilee von Stadtbergen herauswagen, weil sie dann vom Herzog hätte können zu Grunde gerichtet werden: weiter ins Hannöversche konnte sie aber auch nicht dringen, denn dort hatte sie keine Magazine, und es war zu spät im Jahre um welche anlegen und dann noch etwas Beträchtliches ausführen zu können. Von der Seite war also der Herzog sicher. Auf diese Art hatte es mit allen Hoffnungen, einen festen Fuß disseits des Rheins zu fassen, für Contaden ein Ende. Dazu hätte er müssen eine Schlacht wagen, und das wollte er nicht, ob er gleich alle Ursache dazu gehabt hätte, weil er dabey nichts verlieren und sehr viel gewinnen konnte. Wenn er sie nämlich verlor, so war der Erfolg, daß er wieder hinter den Rhein mußte, wohin ihm der Herzog den Rückzug nicht verwehren und ihn wahrlich

eben so wenig verfolgen konnte; und eben dieses mußte auch dann geschehn, wenn er gar nicht schlug. Gewann er aber die Schlacht, so war Lippstadt unfehlbar sein, und vielleicht auch Münster. Allein auch blos mit Lippstadt konnte sich Soubisens Armee in Hessen, und er mit einem Theile der Seinigen seine Quartiere disseits des Rheins in Westphalen behaupten, und den folgenden Feldzug von diesem Punkte anfangen. Contades trauete sich aber nicht den Herzog anzugreifen, und scheute sehr ängstlich alles Bataillіren mit ihm, welches gewiß als eine Wirkung des Sieges bey Crefeld betrachtet werden muß.

Der Franzose beschloß indeß doch noch einen Versuch zu wagen, um zu verhindern, daß der Feldzug so ganz fruchtlos für die französischen Waffen abliefe. Er schickte den General von Armentieres bey Lühnen über die Lippe, nach Münster hin, um sich dieser Stadt durch einen Handstreich zu bemächtigen. Allein Graf Kielmansegg, der mit drey Bataillons, einer Schwadron und einigen leichten Truppen, zur Bedeckung des Magazins zu Wahrendorf, in der Gegend von Münster stehen geblieben war, warf sich sogleich hinein. Darauf machte zwar Ar-

mentieres allerhand Anstalten zum Sturm, fand aber nicht rathsam ihn zu wagen.

Beyde Armeen beziehen die Winterquartiere.

Unterdessen hatte dieß Unternehmen den Herzog doch gezwungen seine Stellung zu verlassen und nach Wahrendorf zu marschiren, wo er am 28. anlangte und am 30ten das Lager bey Münster selbst bezog. Dadurch war nun auch Contades im Stande gewesen das Chevertsche Corps an sich zu ziehen; allein er sah immer, daß ihn der Herzog ohne Bataille nichts entscheidendes würde ausführen lassen, und ergriff daher den sehr natürlichen Vorwand, daß zu neuen Unternehmungen die Jahreszeit nun verflossen sey, um in seine Winterquartiere hinter den Rhein zu ziehn. Der Herzog nahm die seinigen in Westphalen, und Münster ward das alliirte Hauptquartier. Die Soubisische Armee verbreitete sich zwar anfangs in Hessen, vielleicht nur um eine Zeitlang auf Kosten dieses Landes zu zehren. Da Contades aber auf die andere Seite des Rheins gegangen war, so hielt sie sich mit Recht nicht sicher, hob alle ihre Quartiere in Hessen auf, und bezog die, die sie im vorigen Jahre hinter der Lahn und am Mayn gehabt hatte; Marburg und Gießen hielt sie

aber besetzt. Darauf rückte der Prinz von Ysenburg wieder vor, verlegte sein Hauptquartier nach Fritzlar hin, und sein Corps in den Strich zwischen der Eder und der Dimel.

So endigte sich dieser Feldzug mit dem größten Ruhme für den Herzog Ferdinand. Er fing ihn zwar mit einer, meiner Meinung nach, nicht völlig richtig berechneten Unternehmung an, die ihn in große Verlegenheiten verwickelte, die er indeß auf eine sehr große und glänzende Weise betrieb, und alle Wagestücke dabey mit ganz besonderer Geschicklichkeit wieder gut machte. Kaum konnte das schärfste militärsche Auge erblicken, daß bey dem, was er gethan hatte, Gefahr vorhanden gewesen war; und die Art, wie er im ganzen übrigen Feldzuge zu Werke ging, alle Fehler seiner Unterbefehlshaber wieder verbesserte, so daß er nicht einen Fußbreit von den errungenen Vortheilen verlor, und sie alle gegen zwey Armeen behauptete, wovon die eine schon stärker war, als die Seinige, verdiente das größte Lob. Kurz seine Thaten erwarben ihm mit Recht das ganze Zutrauen seiner Armee und machten ihm zum Schrecken seiner Feinde.

Ende des ersten Theils.

Von dem Verfasser dieses Werks ist bey dem Verleger desselben erschienen:

Gesellschafts-Theater. 2 Theile, (welche 18 Schauspiele, die sich auf ein Sprüchwort beziehen, enthalten.) 8. 1 Thlr. 4 Gr.

Mann und Weib, in ihren gegenseitigen Verhältnissen geschildert. Ein Gegenstück zu der Schrift des Hrn. geh. Canzley-Secretär Brandes in Hannover: Ueber die Weiber. 8. 1 Thlr. 8 Gr.

Von der preussischen Monarchie unter Friedrich dem Zweyten. Unter der Leitung des Grafen von Mirabeau abgefaßt, und nun in einer sehr verbesserten und vermehrten deutschen Uebersetzung herausgegeben. 4 Bände, gr. 8. 6 Thlr. (Der 4te und letzte Band erscheint zur Michaelmesse 1794.)

Lettres du Comte de Mirabeau à Mr. Mauvillon à Brunsvic, pendant les années de 1787 — 1792. 8vo 2 Thlr.

Dieselben in einer vom Hrn. Oberstlieutenant Mauvillon verfertigten deutschen Ueber-

setzung, (und, so wie das Original, mit einer Geschichts-Erzählung der zwischen ihm und dem Grafen Mirabeau obgewalteten litterarischen Verhältnisse begleitet.) 8. 1 Thlr. 16 Gr.

Von ihm durchgesehen, verbessert und herausgegeben:

Der militärische Sophron; oder: Klugheitslehre für angehende junge Offiziers. 8. 20 Gr.

Geschichte des Herrn von L***. Zwey Theile. Von dem Verf. des militär. Sophrons. 8. 2 Thlr. 12 Gr.

Uebersetzt:

Des Herrn Malouet Briefe über die Revolution. gr. 8. 16 Gr.

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Mauvillon, Jakob, 1743-1794

Geschichte Ferdinands, Herzogs von Braunschweig-Lüneburg, Oberster Befehlshaber der Armee Sr. Maj. des Königs von Großbritannien in Deutschland während des siebenjährigen Krieges, Königlich Preußischer Generalfeldmarschall, des blauen Hosenbandes, rothen und schwarzen Adlerordens, wie auch des Ordens de l'Union parfaite Ritter, des hohen Johanniterordens Commenthur in Gorgast, des hohen Domstifts zu St.
Bd.: 1

Leipzig (1794)

Biogr. 404-1
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10063147-7
VD18 80445691